Leopold von Ranke

Männer und Zeiten der Weltgeschichte

Erster Band.

Leopold von Ranke

Männer und Zeiten der Weltgeschichte

Erster Band

G.C.

Männer und Zeiten der Weltgeschichte

Eine Auswahl aus den Werken von

Leopold von Ranke

Eingeleitet und herausgegeben
von Dr. Rudolf Schulze

Erster Band

Altertum, Mittelalter und Reformation

(Sechstes bis zehntes Tausend)

Köln

Verlag und Druck von J. P. Bachem

**Dem Andenken
meiner lieben Frau!**

Verlagsnummer 1301
(seit 1900)

Inhaltsverzeichnis

I. Teil. Aus Altertum und Mittelalter.

Das Altertum.

Das Mittelalter.

II. Teil. Das Zeitalter der Reformation.

Vorwort zur ersten Auflage.

Unbedenklich darf man den am 23. Mai 1886 verstorbenen Leopold von Ranke den größten Geschichtschreiber nicht nur Deutschlands, sondern schlechthin aller Zeiten nennen. Kein Gelehrter weder vor ihm noch nach ihm hat es wie er verstanden, so kunstvoll und übersichtlich die Weltereignisse im Großen und im Kleinen darzustellen.

Wir stehen in einer großen, ernsten Zeit. Der Weltkrieg hat der ganzen Menschheit gezeigt, daß Mitteleuropa am Anfange des zwanzigsten nachchristlichen Jahrhunderts immer noch das Herz nicht nur Europas, sondern auch der ganzen Welt schlechthin geblieben ist. Wie Mitteleuropa diese Stellung errungen und trotz aller Rückschläge zäh behauptet hat, das lehrt eindringlich die Weltgeschichte der christlichen Jahrhunderte. An der Hand eines so kundigen Geschichtsforschers und Geschichtschreibers wie Ranke durch diese Jahrhunderte, insbesondere seit dem 16. Jahrhundert geführt zu werden, müßte jedem Gebildeten hohen Genuß bringen.

Dem stehen aber zwei Tatsachen hemmend im Wege: einmal ist die Lesung Rankescher Werke, die mit dem Rüstzeug ernstester Wissenschaft ausgestattet sind, keine leichte Aufgabe. Sodann aber würden die meisten es scheuen, diese mehr als 50 dickleibigen Bände Rankescher Lebensarbeit durchzuarbeiten oder auch nur zu lesen. Wohl aber können sie sich freuen und bilden an passend ausgewählten Abschnitten der sämtlichen Werke.

Der Zweck der vorliegenden Auswahl ist ein doppelter. Zunächst soll sie ein einigermaßen abgerundetes Bild geben von der Erzählungs- und Darstellungskunst unseres größten Geschichtschreibers. Sodann aber auch die Kenntnis der großen Männer und Zeiten der Weltgeschichte verbreiten und vertiefen.

Die Bearbeitung der vorliegenden Ausgabe beschränkte sich darauf, die von Ranke vielfach gebrauchten Fremdwörter nach Möglichkeit auszumerzen und durch einen deutschen Ausdruck zu ersetzen. Dabei bin ich mir selbst am besten bewußt, daß es mir nicht immer so gelungen ist, wie man es für das Kleid unserer Muttersprache wünschen möchte.

Die gelehrten Fußnoten Rankes sind nur in den seltensten Fällen beibehalten und dann besonders kenntlich gemacht. Meine eigenen erläuternden Anmerkungen beschränken sich auf das Allernotwendigste.

Auch habe ich es selbstverständlich vermieden, gegenüber etwaigen veralteten Ansichten Rankes den „neuesten Standpunkt der Wissenschaft" geltend zu machen. Das ist nämlich das Eigenartige Rankescher Geschichtschreibung, daß sie in ihrem großen Zuge stets ihren unverminderten Wert behält.

Die Einleitung will das Wirken und die Bedeutung Rankes nicht erschöpfend darstellen, sondern mehr andeuten und anregen, neben dieser, für manchen Verehrer Rankes sicher immer noch zu dürftigen Auswahl zu den sämtlichen Werken zu greifen. Eine Auswahl kann eben schon aus äußeren Gründen einen gewissen Umfang nicht überschreiten.

Für katholische Leser bemerke ich noch ausdrücklich, daß ich aus dem Werke „Die römischen Päpste..." nur solche Abschnitte ausgewählt habe, die in keiner Weise überlieferte Gefühle verletzen könnten.

So hoffe ich, daß diese dreibändige Auswahl unserem größten Geschichtschreiber Ranke neue Verehrer zuführen wird! Denn Rankesche Gelassenheit gegenüber allen geschichtlichen Erscheinungen ist auch heute noch seltener, als man bei dem hohen Stand deutscher Geschichtsforschung eigentlich erwarten dürfte und sollte.

Unna, im Kriegsjahr 1916.

Der Herausgeber.

Vorwort zur dritten Auflage.

(6.—10. Tausend.)

Der Verlag hatte sich noch während der Drucklegung der ersten Auflage (1.—3. Tausend) entschlossen, gleich eine zweite Auflage (4.—5. Tausend) zu drucken. Wider Erwarten schnell ist diese Doppelauflage inmitten des Weltkrieges abgesetzt worden. Die nunmehr hinausgehende dritte Auflage ist genau durchsehen worden, besonders auch in den Anmerkungen. Diese unmittelbar unter dem Wortlaut der Aufsätze abzudrucken, wie es viele Beurteiler gewünscht haben, geht leider aus technischen Gründen nicht an. Ich selbst hatte es auch gewünscht; indes glaubte der Verlag, die Anmerkungen in einen besonderen Anhang verweisen zu können, weil die meisten Leser nur die Aufsätze selbst, aber nicht die Anmerkungen lesen würden. Ein zweiter Vorwurf traf die Verdeutschungen der von Ranke häufig gebrauchten Fremdwörter: Darin sei ich viel zu weit gegangen. Indessen das treffliche Büchlein Eduard Engels „Sprich Deutsch" zeigt allen, die „guten Willens" sind, wie notwendig es war, die Rankeschen Aufsätze ihrer wälschen Wörter zu entkleiden, damit sie sich auch heute noch einen möglichst großen Leserkreis sichern! Nur rücksichtsloser Kampf gegen das überflüssige Fremdwort und gegen die Verwälschung unserer edlen Muttersprache kann diese in Wort und Schrift rein halten und ihr Achtung bei allen Völkern verschaffen! Wo ein Wille, da ist auch ein Weg, und diesen Weg gegangen zu sein, ist mir Genugtuung.

Warendorf, Pfingsten 1918.

Der Herausgeber.

Einleitung.

1. Die europäische Geschichtschreibung bis auf Ranke [1]).

Die Geschichtschreibung aller Zeiten und Völker ist abhängig von den „leitenden Ideen" des jeweiligen Zeitalters. Jeder wissenschaftliche Geschichtschreiber wird also seine Arbeiten aufbauen auf seiner Anschauung von dem Wesen der Geschichte; mit anderen Worten: Geschichtschreibung ist im Grunde genommen nicht zu trennen von Geschichtsphilosophie.

In der europäischen Geschichtschreibung pflegt man rein äußerlich drei Zeitalter zu unterscheiden: das Altertum, das Mittelalter und die Neuzeit.

Die Geschichtschreibung des Altertums stand in höchster Blüte eigentlich nur bei den Griechen. Herodot [2]), der „Vater der Geschichte", schildert in seinem Werke vor allem die Perserkriege der Griechen als begeisterter Anhänger Athens. Er erzählt einfach die Ueberlieferung wieder, wie sie vorzugsweise im Volksmund lebendig war. Seine Geschichtsauffassung steht noch ganz im Banne des kindlich-frommen Götterglaubens; trotzdem gilt er noch heute mit Recht als der Meister der bloß „erzählenden" Geschichtschreibung. Einen ungleich wissenschaftlicheren Standpunkt nimmt dagegen Thukydides [3]) ein. „Er sagt ausdrücklich, sein Werk solle dazu dienen, eine klare Vorstellung von dem Vergangenen zu geben und damit von dem, was sich nach dem Laufe menschlicher Dinge einmal ebenso oder ähnlich ereignen mag." Thukydides macht sich frei von der Herodoteischen Auffassung, daß die Götter der Menschen Schicksale bestimmen; er erklärt vielmehr die geschichtlichen Erscheinungen — soweit sie erklärbar sind — aus rein menschlichen und natürlichen Beweggründen. So wird er zum eigentlichen Begründer der streng prüfenden Geschichtschreibung, indem er sich bemüht, seiner Darstellung sorgfältig gesich-

tete Quellen — Ueberreste und Urkunden — zugrunde zu legen. Im Altertume ist Thukydides nur wieder erreicht worden von Polybios[4])und dem späten Tacitus[5]). Jener macht sich schon, gestützt auf eine genaue Kenntnis der großen staatlichen Verschiebungen seiner Zeit (infolge der punischen und makedonischen Kriege der Römer), den erst im 18. Jahrhundert wieder wirksam gewordenen Gedanken zu eigen, daß die verschiedenen Völker in lebendiger Wechselwirkung stehen. Sein Werk ist aufgebaut auf einer sorgfältigen Durcharbeitung des zeitgenössischen Schrifttums und einer gewissenhaften Benutzung der ihm in den Staatsarchiven von Rom, Hellas und Makedonien zugänglichen Urkunden. So erstrebt er in höherem Maße noch als Thukydides ehrlich strengste Sachlichkeit. Tacitus ist der letzte große Vertreter der durch Thukydides begonnenen und von Polybios weiter durchgebildeten „pragmatischen" Geschichtschreibung des Altertums, die ernstlich nach den Beweggründen und Absichten der handelnden Personen, die die Begebenheiten bestimmen, forscht. Seine Darstellungskunst ist meisterhaft; sie fesselt, ohne eigentlich Forschung zu sein, durch ihren sittlichen Ernst und ihre Gewissenhaftigkeit, die auch die dunklen Seiten des geschichtlichen Lebens zu schildern sich nicht scheut.

Die Geschichtschreibung des Mittelalters knüpfte nicht an jene Meister des Altertums an, sondern sank z. T. wieder auf die unterste Stufe der erzählenden Geschichte zurück, wenn sie auch hie und da die Formen der römischen Geschichtschreibung nachzuahmen suchte. Immerhin macht sich der frische Einschlag christlicher Anschauungen geltend: der Gedanke der allgemeinen Menschenliebe und der Mensch als frei schaffende Persönlichkeit. Uebrigens konnte sich ebensowenig wie im Altertum auch im Mittelalter die Anschauung durchringen, daß eine ununterbrochene Veränderung in allen menschlichen Verhältnissen vor sich geht.

Erst am Ende des Mittelalters, als Renaissance und Humanismus wieder zum ernstlichen Erarbeiten der Schriftsteller des Altertums schritten, schärfte sich an den großen Geschichtschreibern der Alten das wissenschaftliche Denken. Erst damals erwachte aufs neue eine ernste, prüfende Behandlung der Quellen, wenn auch das Streben nach künstlerischem Ausdruck vorwog. Aber wie lange hat es noch gedauert, bis dieser abwägende, prüfende Geist in alle Gelehrtenstuben drang; wie

lange hat es noch gedauert, bis die längst versunkene Vergangenheit aus den verstaubten, stummen Zeugen der Vorzeit sich zu lebenswahren Bildern aufbaute! Wie viele kluge Köpfe und forschende Denker haben sich bis auf den heutigen Tag bemüht, das wissenschaftliche Ziel der Geschichtschreibung zu erkennen und klar zu umschreiben! Wie viele Gelehrte haben seit dem 16. Jahrhundert dieses hohe Ziel der Geschichtschreibung wohl überlegend erfaßt, aber in ihrem Vollbringen nicht erreicht!

Die sogenannte Aufklärung hat ohne Zweifel das Verdienst, der wissenschaftlichen Geschichtschreibung neue Aufgaben gestellt zu haben. „Voltaires[6]) »Jahrhundert Ludwigs XIV.« ist das erste moderne Geschichtswerk." Zum ersten Male werden die geschichtlichen Ereignisse nicht nach ihrer Gleichzeitigkeit geordnet, sondern nach ihrem inneren Zusammenhange. Voltaire ist auch der erste, der den Ausdruck „Geschichtsphilosophie" im Sinne einer weltgeschichtlich-vernunftwissenschaftlichen Betrachtung der menschlichen Gesittung angewandt hat. Auf die deutsche Geschichtschreibung hat freilich in viel stärkerem Maße der jüngere Zeitgenosse Voltaires, J. J. Rousseau[7]), eingewirkt. Seine Geschichtsauffassung ist durchaus umstürzlerisch gegen die herrschenden Stände und die aufgeklärte Alleinherrschaft gerichtet. Er betrachtet den Staat nicht wie Voltaire von oben, d. h. vom Standpunkte des Alleinherrschers, sondern von unten, d. h. vom Standpunkte des unterdrückten Volkes.

Unter den deutschen Klassikern steht ohne Zweifel J. G. Herder[8]) Rousseau am nächsten. In seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784/91) ist er jedoch im Gegensatze zu den schwarzseherischen Anschauungen Rousseaus über den verderblichen Einfluß der Kulturentwicklung (niemals könnten die Menschen je den Weg zurück zu reineren und glücklicheren Zuständen gewinnen) voller Zuversicht auf eine Aufwärtsentwicklung der Menschheit. Zugleich suchte Herder die Zusammenhänge zu erfassen, in denen Natur und Geist im Laufe der Zeiten sich zum echt Menschlichen auswirken wollten. So strebte Herder über die französischen Aufklärer hinaus zu einer unbefangeneren Kenntnis aller Zeiten und Völker.

Die französische Staatsumwälzung und die durch die Befreiungskriege gewaltig geförderte sog. Romantik gaben der Geschichtsphilo-

sophie und damit auch der deutschen und europäischen Geschichtschreibung neue Antriebe und neue Wege.

Schon 1784 warf Kant[9]) die Frage auf: „Wie ist es möglich, daß bei der anscheinenden Freiheit der Willensimpulse und Handlungen der einzelnen Menschen doch im ganzen ein regelmäßiger Gang der Weltgeschichte besteht?" Seine Antwort lautet: „Es ist dadurch möglich, daß die Menschen sich freiwillig, um nicht im fessellosen Kampfe der Interessen zugrunde zu gehen, den Zwang auferlegen, sich einer Staatsordnung und ihren Gesetzen unterzuordnen, wodurch zugleich die größtmögliche Freiheit des einzelnen neben und mit der notwendigen Regelmäßigkeit des Ganzen bestehen kann."

Ueberhaupt haben die Vernunftgelehrten um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts viel zum weiteren Ausbau der Geschichtsphilosophie beigetragen. 1821 hielt Wilhelm von Humboldt[10]) seine berühmte Rede „Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers". In ihr prägte er die Lehre von den „leitenden Ideen" in der Geschichte. So erblickte er in der Geschichte letzten Endes die Verwirklichung der „Idee" der Menschheit. Alle geistigen Regungen dieser „idealistischen" Zeit finden ihre letzte Ausgestaltung in der Vernunftwissenschaft Hegels[11]). Er sieht in der Geschichte „die Selbstentwicklung des göttlichen Geistes oder der »Idee« aus dem dumpfen Naturzustand der Unfreiheit zu dem Selbstbewußtsein geistiger Freiheit". Diese Entwicklung sollte sich in drei Zeiträumen vollzogen haben: im ersten ist der Geist der Völker und des einzelnen noch im Banne unbewußter Natürlichkeit ohne Bewußtsein der Freiheit (das Morgenland), im zweiten beginnt der Geist in das Bewußtsein der Freiheit herauszutreten (Griechen und Römer), im dritten erhebt sich das Bewußtsein der teilweisen Freiheit zum Selbstgefühl der allgemeinen geistigen Freiheit (die christlich-germanische Welt). Hegel wollte also nicht nur in der Weltgeschichte, sondern auch in den einzelnen Gebieten der Geschichte einen gesetzmäßigen Verlauf finden.

So stand es um die Geschichtsphilosophie in Deutschland, als Leopold von Ranke als Geschichtschreiber hervortrat. Die deutsche Geschichtschreibung war damals noch im Banne der Romantiker. Sie stellten die Erzählung in den Vordergrund, damit der Leser die Vergangenheit lebendig, gleichsam wie ein Stück Gegenwart, miterlebe.

Daher verlangten sie liebevolle Behandlung auch der kleinsten Tatsachen und lebhafte Schilderung der handelnden Persönlichkeiten. Ihnen ist es zu verdanken, daß das Mittelalter wieder zu Ehren kam, welches seit den Tagen der Reformation und der Aufklärung ganz in Verachtung und Vergessenheit geraten war. Die Geschichtschreibung ist aber nicht nur abhängig von der Geschichtsphilosophie, sondern auch im großen und kleinen von der richtigen Bewertung und Benutzung der Quellen. Gerade damals, als Ranke sein erstes Werk erscheinen ließ, war auch auf diesem wichtigen Gebiete eine Strenge der Prüfung gefordert und durchgeführt worden, wie man sie bis dahin noch nicht gekannt hatte. So erschien Ranke gerade in dem Augenblicke auf dem Plan, als für seine Veranlagung die günstigsten Vorbedingungen gegeben waren: die Archive wurden allgemach geöffnet, und Barthold Georg Niebuhr[12]) hatte seine „Methode der philologisch-historischen Kritik" gerade an seiner „Römischen Geschichte" gezeigt.

2. Rankes Leben und Werke[13]).

I.

Die Heimat Rankes, Thüringen, wurde erst 1815 preußisch. Seine Familie läßt sich bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgen. Ihre Häupter waren bis auf Leopolds Vater, der die Rechte in Leipzig hörte und sich später als Rechtsanwalt in Wiehe niederließ, strenggläubige, gelehrte lutherische Pfarrer. Das kleine Städtchen Wiehe, in dem Leopold am 21. Dezember 1795 geboren wurde, liegt nach seinen eigenen Worten in einem Tal, „das sich der Güldenen Aue anschließt und häufig zu ihr gerechnet wird, zwischen dem Kyffhäuser und dem Orlas, auf den beiden längeren Seiten von waldbedeckten Anhöhen umgeben und von der Unstrut durchströmt". So schaute er in seiner Kindheit Tagen ein fruchtbares, reichgesegnetes Tal, das nicht ganz unberührt blieb von den großen Ereignissen der sturmbewegten Zeit. Sein Vater „war schlicht und einfach in seinen Sitten, von unerschütterlicher, gläubiger Religiosität". Seine Mutter, die Tochter eines Rittergutsbesitzers, war dagegen „sinnvoll, geistig angeregt, nicht ohne einen gewissen poetischen Anflug . . ., sehr gutherzig und überaus fleißig, unermüdlich tätig für die wachsende Familie". 1806 trat die Weltge-

schichte mit wuchtigen Schritten in das stille, friedliche Tal: „Wir hörten den Donner der Kanonen von der Auerstätter Schlacht. Wir Knaben liefen auf den Berg und machten Gruben in den Boden, um desto besser zu hören. Gleich darauf berührte der Rückzug auch unser Städtchen.“

Schon im nächsten Jahre brachte der Vater den Knaben in die nahegelegene Klosterschule zu Donndorf. Der Rektor pflanzte Frömmigkeit in das empfängliche Herz der dreißig Schüler, ein junger Lehrer unterrichtete trefflich im Griechischen und in der Geschichte. Nach einer schweren Krankheit vertauschte der lernbegierige Leopold die kleine Schule von Donndorf mit der weitberühmten von Schulpforta. Dieser ausgezeichneten Bildungsstätte und ihrer Lehrer erinnerte sich noch der Greis gern und mit rühmender Dankbarkeit; er gestand selbst später von sich: „Ich tat eher zu viel als zu wenig!“ Besondere Liebe hatte der junge Gymnasiast zu Homer und den griechischen Tragikern. Freilich, von den Dichtergrößen jener Zeit, insbesondere von Goethe, bekamen die Knaben keinen rechten Begriff; denn „das ernstliche Studium gehörte ausschließlich der alten Welt an“. Und wieder tat Leopold, dem sich 1811 sein jüngerer Bruder Heinrich[14]) zugesellt hatte, einen flüchtigen Blick in die große Zeitgeschichte: 1812 zogen die Heere gen Rußland, 1813 begann das große Völkerringen um „Freiheit, Ehre, Vaterland“: „Vor unseren Augen, in unserer Nähe sollte nun der große Kampf ausgefochten werden, der über die Welt entschieden hat. Wir sahen Napoleon in der Mitte seiner Generale und Marschälle vor dem Klostertore vorüberziehen.“ Für Rankes späteren Stil war es nicht ohne Belang, daß er aus der Bibel insbesondere die geschichtlichen Bücher, daneben auch Luthers Werke mit ihrer kernigen, anschaulichen Sprache voll Eifer las.

Ostern 1814 verließ der nunmehr fast Neunzehnjährige Schulpforta und ging wie einst sein Vater zum nahen Leipzig, um hier Gottesgelehrtheit und Vernunftwissenschaft zu hören. Auch jetzt zogen ihn „mehr die Außenwerke“, wie er sagt, an, „die literarische Einleitung in die Bücher des Alten und Neuen Testamentes“, die „Erklärung einiger neutestamentlicher Bücher“. Wir können es dem Greise jedoch aufs Wort glauben, daß er sich nicht durch den damals herrschenden R a t i o n a l i s m u s beherrschen ließ: „Ich glaubte unbedingt.“ Da-

mals las er mit wachsendem Eifer Thukydides, Fichte [15]) und vor allem Niebuhrs „Römische Geschichte“, „das erste deutsche historische Buch“, sagte er später, „welches Eindruck auf mich hervorbrachte“. Auch Goethe bewunderte der eifrige Jünger der Wissenschaft: „Ich war unter meinen Kommilitonen sein größter Bewunderer, aber ihm nachzuahmen hatte ich schon damals nicht den Mut, noch auch den rechten Impuls gehabt; er war mir wirklich zu modern. Schon damals suchte ich nach älterer, nach mehr in der Tiefe der Nation liegender sprachlicher Form. Ich ergriff Luther, zuerst nur, um von ihm Deutsch zu lernen.“
Ich ergriff Luther, zuerst nur, um von ihm Deutsch zu lernen.“

Schon 1818 wurde Ranke „eine gute, ehrenvolle Stelle in Frankfurt a. d. Oder angeboten“, er wurde Gymnasiallehrer. „Nun aber erst begannen die allgemeinen historischen Studien; sie knüpften zunächst an die philologischen an. Die alten Historiker wurden methodisch durchgelesen. Ich glaubte auch Xenophon [16]) zu fassen. Ganz neu waren mir die griechischen Historiker über die römische Geschichte. An der Hand der lateinischen ging ich dann auf das Mittelalter über. Alle Kompendien wurden verschmäht. . . . . Meine ganze Teilnahme erweckten die Zeiten des 15. und angehenden 16. Jahrhunderts; hier nahm ich meinen Standpunkt, um mein erstes Buch zu verfassen.“

Mit Recht sagt Dove: „Aus dem Geschichts*leser* Ranke ist der Geschichts*schreiber* entstanden.“

Ueber dieser Tätigkeit vernachlässigte Ranke keineswegs den Unterricht. Er lehrte in den drei höchsten Klassen; vor allem trug er „den Primanern Geschichte der alten Literatur“ vor. Wie er als Lehrer gewesen, darüber haben wir leider keinerlei Nachricht; wohl aber sagt er selbst von diesen Jahren: „Ich kann nicht beschreiben, wie viel Vergnügen mir die Empfänglichkeit gerade dieses Alters für die Erzählungen weltgeschichtlichen Inhalts, die ich vortrug, gemacht hat.“

Hatte schon den Knaben und den Jünger der Hochschule Luthers Wirken und Zeit mächtig angezogen, so übten daneben aber ohne Zweifel Rankes klassische Kenntnisse auf seine zunehmende Vorliebe für jene Zeiten des Uebergangs, wo die Wiedererweckung des klassischen Altertums alle hohen Geister bannte, für das Leben der Nationen des 15. Jahrhunderts einen bestimmenden Einfluß aus: „Ich möchte etwas lernen“, schreibt er 1820, „von dem nochmaligen Aufgehen aller Keime,

die das Altertum gesät — als wäre nun die alte Blüte dahin, verweht, und der Keim, lang gepflegt, schöß' wieder empor. Ich weiß noch nichts davon . . . So werd' ich denn lernen, hoff' ich, ahnen wenigstens, wie Kaisertum und Papsttum gestorben und ein neues Leben mit neuem Odem daherbläst, aber lebendig macht, wie die infizierte Luft vergiftet, so gewiß, so allgemein." So steigt in ihm unbewußt fast die große Sehnsucht seines Lebens auf, die Aufgaben, die Gott ihm vorbehalten, anzugreifen. Es ist ihm schon 1822 ein „erhebend Ziel, vergangene Taten zu enträtseln". Wir spüren deutlich aus den Briefen jener Jahre den Sturm und Drang in Rankes Seele. Seine ganze Veranlagung drängte nach geschichtsforschender Betätigung. Endlich erschien 1824 die Frucht vierjährigen rastlosen Fleißes, die „Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494—1514". Schon in diesem ersten Werke schildert Ranke mit besonderer Liebe das Wesen der geschichtlichen Persönlichkeiten, er sucht „den Kern des Individuums" zu erfassen. Noch weiß er die Ueberfülle des Stoffes nicht ganz zu meistern, die Darstellung ist unruhig, sprunghaft. Aber nicht so sehr in der geschichtlichen Darbietung liegt das Zeichen einer neuen Art von Geschichtschreibung, sondern vielmehr in der Beilage „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber". Zum ersten Male werden hier die Grundsätze der prüfenden Untersuchung, wie sie Niebuhr auf die römische Geschichte angewandt hatte, an den Quellen der neueren Geschichte versucht; Ranke will nach seiner Vorrede vor allem „zur Sammlung eines unverfälschten Stoffes für die neuere Geschichte, zu einem gründlichen Urteil über Natur und Wert der über dieselbe vorhandenen urkundlichen Schriften" beitragen. Das ist an sich noch nichts Neues. Aber „das Große seiner kritischen Kunst liegt darin, daß er die Persönlichkeit des Berichterstatters zu verstehen sucht; wenn dieser hernach auch ganz falsch berichtet, lernt er doch immer etwas von ihm". Denn Ranke will nur erzählen, „wie es eigentlich gewesen". Aber darin liegt eine scharfe Absage an die „pragmatische" Geschichtschreibung mit ihrem Schillerschen Leitspruche: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht." Mit erhabener Ruhe erklärt der junge Geschichtschreiber: „Die Hauptsache ist immer, wovon wir handeln, Menschheit wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich: das Leben des einzelnen, der Geschlechter, der Völker, zuweilen die Hand Gottes über ihnen."

Dies erste Geschichtswerk wurde Rankes Schicksal. In Berlin wurde man auf den jungen Gelehrten aufmerksam, und schon 1825 wurde Ranke zum außerordentlichen Professor der Geschichte an der ersten und bedeutendsten Hochschule Preußens, Berlin, ernannt. Der junge Gelehrte trat in einen erlauchten Kreis auserlesener Männer, um schon nach wenigen Jahren ruhmvoll und hochgeachtet unter ihnen zu stehen. Damals lehrten und wirkten in Berlin die Vernunftgelehrten Hegel und Schleiermacher [17]), die Rechtsgelehrten von Savigny [18]) und Eichhorn [19]), die Sprachforscher Boeckh [20]) und Bopp [21]), der Erdkundler Karl Ritter [22]) — der einzige, dem Ranke sich persönlich näherte — und, alle überragend, Wilhelm von Humbodt.

Ranke fühlte mit berechtigter Genugtuung, daß sein Leben erst durch die Ernennung zum Hochschullehrer in die rechten Bahnen gelenkt wurde: „Es ist mir," schreibt er an seinen Bruder Heinrich, „als wollten die Tore zu meinem wahren äußeren Leben sich endlich öffnen, als sollte ich auch einmal die Flügel regen dürfen!"

Die Kgl. Bücherei besaß eine umfangreiche Sammlung italienischer Aktenstücke, auf deren Bedeutung bislang nur Joh. v. Müller [23]) hingewiesen hatte. Diese Berichte venezianischer und päpstlicher Gesandten des 16. und 17. Jahrhunderts bildeten vornehmlich die Quellen zu Rankes zweitem Werke, das 1827 erschien: „Fürsten und Völker von Südeuropa"; er behandelte in diesem ersten Bande die Türkei und Spanien. Der zweite Band, der die italienischen Staaten schildern sollte, ist nicht erschienen. So blieb dieses zweite Werk wie das erste (das eigentlich bis 1535 fortgeführt werden sollte) ein Bruchstück. Gute erzählende Quellen standen Ranke ebenfalls zur Verfügung. Auch in diesem zweiten Werke, in dem staatliche, volkswirtschaftliche und sittengeschichtliche Zustände reich und farbenprächtig geschildert werden, treten die Persönlichkeiten stark in den Vordergrund: die türkischen Sultane und Spaniens Könige: Karl V., Philipp II., der uns zum erstenmal menschlich nahegebracht wird, und Philipp III. und IV. Oft ist die Schilderung wie ein inneres Erlebnis, es ist gleichsam, als ob ein Dichter seine Helden auf der Bühne handeln und reden läßt, so lebensvoll und anschaulich ist Rankes Wesenszeichnung dieser spanischen Fürsten. Die Sprache des Buches ist flüssiger und schwungvoller.

Doch Rankes Forscherfleiß trieb es aus dem ungastlichen Berlin, wo er sich immer noch einsam fühlte, zu den wahren Quellen der geschichtlichen Erkenntnis, zu den Archiven Italiens. 1827 erhielt er von der preußischen Regierung nicht nur Urlaub, sondern auch reiche Mittel zu einer großen wissenschaftlichen Reise, die ihn über Prag und Wien nach dem Süden führte. In Wien fand der unermüdliche Forscher reiche Quellen zur Geschichte des Don Karlos und der alten Lagunenstadt Venedig [24]). Hier lernte er auch einen gebildeten Serben kennen, Wuk Stephanowitsch, der ihm Mitteilungen über den Freiheitskampf der Serben 1804—16 und über die Sitten und Zustände seines Heimatlandes machte. Die Frucht dieser Mitteilungen ist das 1829 erschienene Buch „Die serbische Revolution", später wesentlich erweitert [25]).

Im Herbst 1828 reiste Ranke endlich nach Italien; fast drei Jahre lang erforschte er mit Bienenfleiß und glücklichem Erfolge die Archive von Rom, Florenz und Venedig. Dabei verabsäumte er nicht, mit Unbefangenheit die damaligen staatlichen und kirchlichen Zustände Italiens sich zu vergegenwärtigen, sowohl in seinen Briefen wie auch in zahlreichen Aufzeichnungen über die Kunst und das Schrifttum dieses geschichtsdurchtränkten Landes [26]). Voll Anerkennung spricht er von der katholischen Religion und Frömmigkeit — so sehr, daß seiner Rückkehr das Gerücht vorausging, er sei katholisch geworden!

In diesen „Wanderjahren" reifte Rankes geschichtlich-prüfender Sinn mehr und mehr: „Niemals habe ich mehr gelernt und gedacht, niemals mehr eingeheimst als in der zweiten Hälfte des Jahres 1830 und in der ersten des Jahres 1831", gesteht der Greis 1885. Immer nachhaltiger kommt in seinen Briefen die volle Befriedigung mit seinem Berufe zutage. Aus Venedig schrieb er schon am 20. November 1828 an seinen Bruder Heinrich: „Ich weiß, daß ich auf dem Wege bin, den Gott mir vorgeschrieben hat. So gut ist der, der uns geschaffen, gegen seine geringfügigen Kreaturen."

Nach seiner Rückkehr trat man an Ranke mit der Bitte heran, eine soeben begründete konservative Zeitschrift zu leiten, die durch geschichtliche Belehrung die Deutschen vor dem blinden Nachahmen des französischen Liberalismus warnen und sie auf ihre eigenen Aufgaben weisen sollte. Mit freudigem Eifer unterzog sich Ranke der Lei-

tung der „Historisch-politischen Zeitschrift", in der er eine ganze Reihe von trefflichen lehrreichen Beiträgen veröffentlicht hat, die sich zum Teil zu größeren geschichtlichen Abhandlungen auswuchsen, wie sein Aufsatz „Ueber die Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II." Die berühmteste dieser Abhandlungen behandelte „die großen Mächte" als „Fragment historischer Ansichten": der glänzendste und großzügigste geschichtliche Ueberblick über die neueren Zeiten von den Tagen Ludwigs XIV. bis auf die Gegenwart, der je geschrieben[27]). Erst Kjellén hat kürzlich versucht, „die Großmächte der Gegenwart" in umfassender Betrachtung in ähnlicher Weise zu gruppieren und nach ihrem innersten Wesen zu erfassen.

1831 beginnt der durch Wort und Werk unschätzbare zweite Zeitraum in Rankes Leben. Durch jenes wurde er Begründer und Führer einer geschichtsforschenden Schule, durch dieses eine europäische Berühmtheit.

Freilich, Rankes Vorlesungen an der Berliner Hochschule mochten nicht ohne weiteres und allsogleich zusagen. Das bezeugt am besten die treffliche Schilderung von Sybels[28]), seines bedeutendsten Schülers: „Der große, von dunklem Lockenhaar umrankte Kopf auf der kleinen Figur, die stete Beweglichkeit, die mit hastiger Gebärde dem Gedankengang folgte, der Vortrag selbst, bald stockend im Suchen des treffenden Ausdrucks, bald wieder in überstürzender Schnelligkeit vorwärtsdrängend: das alles erschien seltsam, doch nicht gerade einladend. Wer sich aber gewöhnte, wurde hingerissen durch den geistessprühenden Reichtum des Inhalts, durch die farbige und plastische Anschaulichkeit der Form. Ueberall trat die Selbständigkeit der Forschung und die Originalität der Auffassung zutage."

Die geschichtlichen Uebungen, in denen er seine Meisterschaft in dem philologisch streng prüfenden Arbeitsverfahren seinen Hörern zu vermitteln suchte, wurden der Ausgangspunkt seiner Schule. Rankes Grundforderung war und blieb: Zurückgehen auf die Quellen und deren strengste Prüfung auf ihre Glaubwürdigkeit. Vornehmlich aus dem Mittelalter ward hier der Vorwurf genommen. Giesebrecht[29]) und Waitz[30]) gehörten zu seinen ersten Jüngern. Als erste Frucht dieser Arbeit erschienen 1837 die „Jahrbücher des Deutschen Reiches", von Georg Waitz herausgegeben. Dagegen war des Meisters Lieblings-

gebiet das 16. und 17. Jahrhundert mit ihrer Fülle von Gesandtschaftsberichten; eigentliche Akten, d. h. nicht erzählende Quellen, zog Ranke nur selten heran. Die Schwächen dieses Arbeitsverfahrens werden wir in anderem Zusammenhange besprechen. Unermüdlich ging Rankes Streben dahin, den unsichtbaren Zusammenhang der Dinge und die höhere Einheit der Weltgeschichte zu erkennen. Man sieht, Hegels Einfluß ist in dieser Auffassung nicht zu leugnen. In seiner akademischen Rede von 1839 sprach Ranke sich über das Ziel der Geschichtswissenschaft also aus: „Die Historiographie sucht bis zu den tiefsten und den geheimsten Regungen des Lebens, welches das Menschengeschlecht führt, hindurchzudringen", und zwar durch strengprüfende Forschung. Diesem Leitgedanken entsprechen die großen Werke der zweiten Schaffenszeit.

1834 erschien die dreibändige „Geschichte der römischen Päpste". Ranke will das Papsttum lediglich auffassen als ein wichtiges Glied in der Entwicklung der europäischen Menschheit. Im Vorwort meint er, er könne das Papsttum von „reinerem" geschichtlichen Standpunkte aus betrachten, als es bislang von protestantischer Seite geschehen sei; denn „die Zeiten, wo wir etwas [für den Protestantismus] fürchten konnten, sind vorbei; wir fühlen uns allzugut gesichert". In großen Zügen, wie es fortan Rankes meisterhafte Kunst bleiben sollte, durchwandert er zunächst die christlichen Jahrhunderte der mittleren Zeit unter dem von ihm seitdem festgehaltenen Gesichtspunkte des Verhältnisses von Staat und Kirche zueinander. Mit dem Auftreten der Renaissancepäpste beginnt erst die Farbenpracht seiner großen geschichtlichen Gemälde. Diese Farben entnimmt er den lebenswahren Berichten der Zeitgenossen. Mit ganzem Herzen steht er natürlich auf der Seite Luthers und der Reformation. Doch wird er den Kunstschöpfungen und der Förderung der Wissenschaft durch die Päpste durchaus gerecht. Das 17. und 18. Jahrhundert zeigten nicht mehr die großen Beziehungen zu den allgemeinen Weltereignissen, unter den Päpsten erscheinen nicht mehr solche scharf umrissene Gestalten wie ein Julius II., Paul III. und Pius V.; doch freut Ranke sich einer so geistvollen Persönlichkeit wie des klugen Benedikt XIV. Seine große geschichtliche Darstellung schließt er mit den bedeutsamen Sätzen: „Nach der Betrachtung der jahrhundertelangen Entzweiung, welche

die Seele mit Schmerz erfüllt, erhebt sie sich zur Ansicht der Versöhnung und des Verständnisses." Denn „über alle Gegensätze erhebt sich die Einheit des reinen und darum seiner Sache nicht minder sicheren Gottesbewußtseins". In den späteren Auflagen fehlt freilich dieser Schluß. Inzwischen gaben der Kölner Kirchenstreit, der Syllabus[31]) und die Beschlüsse des vatikanischen Konzils Ranke Anlaß, auf das erneute Anwachsen der päpstlichen Macht hinzuweisen. Vom katholisch-kirchlichen Standpunkte aus ist naturgemäß die Grundauffassung Rankes vom Papsttum, seinem Ursprung und Werden, überhaupt nicht annehmbar; so müssen wir uns nicht wundern, wenn das Werk auf dem Verzeichnis der verbotenen Bücher steht. Für den Gelehrten aber bedeutet es ohne Zweifel ein für die damalige Zeit denkwürdiges Werk; denn zum ersten Male wurde das Papsttum als eine große Erscheinung der Weltgeschichte aufgefaßt und dargestellt. Rankes Bemühen, alles nur so zu schildern, „wie es eigentlich" gewesen, schafft dem Aufbau solch umfangreicher geschichtlicher Werke indes die größten Schwierigkeiten. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint die „Geschichte der Päpste" in ihrem Aufbau nicht als eine „Entwicklung der Einheit und des Fortganges der Ereignisse". Das Ganze ist zu skizzenhaft, so daß der Leser leicht den Ueberblick verliert (Fueter): „Die Einsicht in die allgemeine Entwicklung leidet unter den verschiedenartigen Einzelerzählungen."

Wie meisterhaft dagegen ist der Aufbau des ungeheuren geschichtlichen Stoffes in dem nächsten großen Werke, der mit Recht als Rankes Meisterstück gerühmten, unübertrefflichen „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation", die in den Jahren 1839—43 in fünf Bänden erschien; der sechste Band mit urkundlichen Erläuterungen folgte erst 1846. Schon 1835, als Ranke noch an der Papstgeschichte arbeitete, fand er in Frankfurt a. M. überaus reiche, bisher unbenutzte Quellen zur deutschen Geschichte: 69 Foliobände, die Reichstagsverhandlungen von 1414—1551 umfassend. Auch in Dresden, wohin er sich 1837 begab, hielt er reiche Ernte; aber sie genügte ihm nicht. Noch im Herbst durchstöberte er das alte Archiv zu Weimar. 1839 konnte Ranke den ersten Band erscheinen lassen. Für die weiteren Bände suchte er indes eifrig nach neuen Quellen der großen völkerumfassenden Beziehungen. In Brüssel und Paris fand sein Mühen in dieser Richtung vollen Lohn. Man

spürt in der Vorrede noch die Lust des Forschers, die Ranke inmitten des Aktenstaubes empfunden hat: „Man bedaure den nicht, der sich mit diesem anscheinend trockenen Studium beschäftigt und darüber den Genuß mancher heiterer Tage versäumt. Es ist wahr, es sind tote Papiere; aber sie sind Ueberreste eines Lebens, dessen Anschauung dem Geiste nach und nach aus ihnen emporsteigt."

Wiederum beginnt das Werk mit einer großzügigen Einleitung, der „Ansicht der früheren deutschen Geschichte". In ihr klingt immer wieder der Leitgedanke des Ganzen deutlich an, den Ranke in die Worte kleidet: „Wie es überhaupt keine menschliche Tätigkeit von wahrhaft geistiger Bedeutung geben wird, die nicht in einer tiefern, mehr oder minder bewußten Beziehung zu Gott und den göttlichen Dingen ihren Ursprung hätte, so läßt sich eine große, des Namens würdige Nation gar nicht denken, deren politisches Leben nicht unaufhörlich von religiösen Ideen erhoben und geleitet würde, welche sie dann ausbilden, zu einem allgemein giltigen Ausdruck und einer öffentlichen Darstellung zu bringen hat." Zum ersten Male betrachtet ein Geschichtschreiber die deutsche Reformation als ein europäisches Ereignis; Ranke nennt es „eine der größten Kombinationen der Weltgeschichte, daß in dem Augenblick, in welchem sich dem System der romano-germanischen Völker, welche sich zur lateinischen Kirche bekannten, die Aussicht eröffnete, sich eine vorwaltende Einwirkung auf die anderen Erdteile zu verschaffen, sich zugleich eine religiöse Entwicklung erhob, die dahin zielte, die Reinheit der Offenbarung wiederherzustellen". In diesem letzteren sieht Ranke als überzeugter Protestant das Wesen der Reformation. Immer wieder erhebt sich die Darstellung zu allgemeinen Betrachtungen über Staat und Kirche, Geschichte und Staatskunst, ohne daß als treibende Kräfte die geschichtlichen Persönlichkeiten — Luther, Karl V., Moritz von Sachsen, Franz I. — vernachlässigt werden. Das Buch hat mit Recht einen ungeheuren Erfolg gehabt und gilt heute noch, als Ganzes genommen, als die beste Darstellung der deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation. Darüber darf man allerdings zweierlei nicht vergessen. Die Geschichtsauffassung späterer Jahrzehnte betonte mehr und mehr das Sittengeschichtliche und fand viele neue Quellen, die vor allem der Darstellung der Volkserhebungen — Bauernkrieg und Wiedertäufer — zugute kam. Jo-

hannes Janssen[32]) hat in seiner „Geschichte des deutschen Volkes" zuerst diese Seite der Reformation ausführlicher geschildert und mit großem Fleiße nachgewiesen, daß einmal die vorreformatorische Zeit von den früheren Geschichtschreibern (also auch von Ranke) zu dunkel, die Zeit der Reformation aber zu hell und glänzend gezeichnet wurde. Dieses Verdienst muß Janssen unter allen Umständen anerkannt werden. Auch in der kirchlich-geistlichen Beurteilung der Reformation ist ein gewisser Wandel eingetreten. Rankes Natur neigte zu einer milden Auffassung aller menschlichen Schwächen und Verfehlungen. Aber niemals darf man ihm Rationalismus vorwerfen oder ihn wie Nietzsche „den Klügsten aller klugen Tatsächlichen" nennen. Mit Recht sagt der Katholik A. v. Reumont in seinem Nachrufe: „Ranke war ein gläubiger Christ und hat sich als solcher immer bewährt." Und gern stimme ich dem Urteil Guglias zu: „Rankes «Deutsche Geschichte» ist ein Denkmal, wie ein protestantischer Deutscher von der Gestaltungskraft und der versöhnenden Weltfreude eines Goethe die große europäische Bewegung begriffen hat, die wir Reformation nennen."

Inzwischen war 1840 Friedrich Wilhelm IV. in Preußen auf den Thron gekommen, der große Förderer von Kunst und Wissenschaft. Er ernannte Ranke zum „Historiographen des preußischen Staates", und der schon weltberühmte Geschichtsforscher hat es sich nicht nehmen lassen, dieser Ehrung nach Kräften gerecht zu werden. Bei seinem zweiten Aufenthalt in Paris 1843 fand Ranke die Berichte Valoris, des französischen Gesandten bei Friedrich d. Gr. Außerdem wurden ihm die bis dahin streng gehüteten preußischen Archive geöffnet, und so machte er auch in Berlin reichste Ausbeute, namentlich über die Verwaltungstätigkeit Friedrich Wilhelms I. So konnte er 1847—48 seine „Neun Bücher preußischer Geschichte" erscheinen lassen. In einer Zuschrift an den Prinzen Wilhelm nannte Ranke als die Absicht der Arbeit, „die Idee, den Ursprung und das Wachstum der preußischen Macht und Größe zu vergegenwärtigen". Der Schwerpunkt des Werkes liegt in der Schilderung der drei ersten preußischen Könige, doch bricht sie bei dem Jahre 1756 ab, da Ranke für den siebenjährigen Krieg sich besondere Forschungen vorbehielt. Die Sprache der „preußischen Geschichte" ist nüchterner und einfacher, wie

es der spröde Stoff vielfach bedingt, doch gibt Ranke wieder umfassende Wesensschilderungen, von denen die des Großen Kurfürsten am meisten fesselt. Friedrich Wilhelm I. ist wegen „des Gewaltsamen und Drükkenden“ ihm nicht sympathisch. Aber Rankes tiefdringende Darstellung gab später Veranlassung, den Verwaltungsmaßnahmen dieses eisernen Mannes bis ins Kleinste nachzugehen. Auch zur Geschichte des großen Friedrich hat Ranke wertvolle Bausteine beigesteuert. Als Greis hat er das Werk nicht unwesentlich erweitert und unter der Bezeichnung „Zwölf Bücher preußischer Geschichte“ in seine „Sämtlichen Werke“ aufgenommen[33]).

Es ist nur zu natürlich, daß eine so auf das allgemein Weltgeschichtliche gerichtete Natur wie die Rankes sich mit Vorliebe der Erforschung und Darstellung jenes großen geschichtlichen Werdeganges der europäischen Völker widmete, deren „unauflöslichen Zusammenhang“ er schon in seiner Einleitung zu seinem Erstlingswerke 1824 betont hatte. So reiste Ranke 1850 zum dritten Male nach Paris, um das zu suchen, was ihm fehlte. „In dem Konflikt der urkundlichen Nachrichten mit den angenommenen Meinungen ist meine Geschichte von Frankreich entstanden,“ sagte 1885 der Greis. Und der fleißige, unermüdliche Forscher hatte Glück: „Ich erstaune,“ schrieb er von Paris, „daß die Franzosen mir überlassen, hier in Paris, wie ich wenigstens denke, einen Teil ihrer Geschichte zu entdecken. Eigentlich kümmert doch die lebenden Menschen die Vergangenheit nicht ernstlich; sie suchen nur Hilfsmittel für die Bestrebungen des Moments in der Geschichte.“ Der erste Band der „Französischen Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts“ erschien 1853, der fünfte Band (mit kritischen Abhandlungen) erst 1861; das Werk fand auch in Frankreich sehr beifällige Aufnahme. In der Tat war der Meister wieder auf altem, vertrautem Boden. Die Kunst des Aufbaues und die Fülle und Farbenpracht der Schilderungen erinnert an die „Geschichte der Päpste“. Was Ranke in seinem Aufsatze über die „großen Mächte“ in Grundstrichen gezeichnet, wird jetzt zu glänzenden Bildern und Gestalten.

Mitten in seinen Arbeiten rief ihn 1854 König Maximilian II. nach München. Ranke regte damals an, daß die urkundliche Erforschung der mittleren Zeiten in größerem Umfange gefördert werden

müsse. Wir erinnern uns, daß Ranke mit Vorliebe seinen „Uebungen" mittelalterliche Quellen zugrunde legte. Aus dieser Arbeit heraus erwuchs ihm offenbar jene Anregung. Sie fiel auf fruchtbaren Boden. Nachdem Rankes Schüler H. v. Sybel, der 1853 den ersten Band seiner „Geschichte der Revolutionszeit" veröffentlicht hatte, 1856 ordentlicher Professor in München geworden war, wurde 1858 die „Historische Kommission" gegründet, der die hervorragendsten Gelehrten Deutschlands und Oesterreichs angehörten; selbstverständlich ward Ranke ihr Vorsitzender. Meist nach seinen Ratschlägen erfolgten nun großartige Veröffentlichungen[34]).

Kaum war die französische Geschichte vollendet, so begann Ranke mit dem umfangreichsten Werk, das ihn ein Jahrzehnt (1857—1868) beschäftigen sollte, mit der „Englischen Geschichte des 16. und 17. Jahrh.". Wie nicht anders zu erwarten, trieb er wieder die gründlichsten Quellenforschungen in Paris, im Haag, in London und in Dublin. Ranke trat über diesem Werke ins Greisenalter. Mehr noch als in seiner „französischen Geschichte" hatte er mit bedeutenden Geschichtschreibern um die Palme zu ringen, mit Hume[35]) und dem 1859 verstorbenen Macauley[36]). Natürlich ist der deutsche Geschichtschreiber sich dessen bewußt, aber er will ja ebensowenig wie bei seiner französischen Geschichte eine „Nationalgeschichte" schreiben. Vielmehr richtet sich auch in der „englischen Geschichte" sein ganzes Augenmerk auf die Zeiträume, „die für die Entwicklung der Menschheit von der eingreifendsten Wirksamkeit gewesen sind". England nahm ebenso wie Frankreich mit Beifall aus der Hand eines Deutschen die Schilderung seiner großen Vergangenheit auf.

Wir stehen an der Schwelle von Rankes drittem und letztem Lebensabschnitt. Den alternden, doch geistig regsamen und jugendfrischen Mann lockte mehr und mehr die weltgeschichtliche Gesamtentwicklung. Als Ranke 1871 von seinem akademischen Lehramte zurücktrat, mochte keiner ahnen, welch ungeheuren Arbeitsplan der nunmehr fast Achzigjährige noch hegte und zur Ausführung bringen würde. Seit 1867 hatte er eine Neuausgabe seiner Werke, der „Sämtlichen Werke" begonnen; 1869 war ein Buch über „Wallenstein" erschienen, 1870 hatte er den „Ursprung des Siebenjährigen Krieges" geschrieben, dessen kritischer Darstellung er eine kurze „Ansicht

des Siebenjährigen Krieges" anfügte. Es folgten in den siebziger Jahren „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund" (1871), „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege 1791—92" (1875) und auf Bismarcks Aufforderung die Herausgabe der bisher verschlossen gehaltenen „Denkwürdigkeiten des Kanzlers Hardenberg", denen Ranke eine umfangreiche eigene Darstellung vorausgehen ließ (1878). Im selben Jahre schrieb er für die Allgemeine Deutsche Biographie den Aufsatz über Friedrich Wilhelm IV., nachdem er schon 1873 dessen Briefwechsel mit Bunsen[37]) veröffentlicht hatte. Man muß daß staunen, mit welch unverminderter Arbeitskraft Ranke diese z. T. umfangreichen Werke hervorbrachte und daneben noch Zeit fand, seiner Geschichtschreibung den bekrönenden Abschluß zu geben durch die Herausgabe einer alles umfassenden Weltgeschichte. In der Tat, man muß sagen, wer war mehr befähigt als Ranke, die Entwicklung der europäischen Völker und Staaten von der Urzeit bis zur Gegenwart zu schildern.

Mit Rankes zunehmender Neigung zu weltgeschichtlichen Erörterungen hängt es zusammen, daß in seinen späteren Werken die führenden Persönlichkeiten und damit seine eigene persönliche Anteilnahme mehr und mehr zurücktreten vor den „leitenden Ideen" der Geschichte, wie Ranke sich ausdrückt. „Der Mensch ist wie ein Baum," sagte Ranke an seinem 90. Geburtstage, „der seine Kraft nicht so sehr aus dem Boden zieht, als sie von Luft und Licht, Wind und Wetter empfängt. Das ist das Bedeutende, daß die Zeitgenossenschaft eine unendliche Wirkung auf das Individuum übt, und zwar nicht durch persönliche Einflüsse allein, sondern durch den Zug der Dinge und die einander berührenden Elemente des äußeren und inneren Lebens in ihrer Gesamtheit." In diesem Sinne begann Ranke 1879 seine unvollendet gebliebene „Weltgeschichte". Nicht ohne Rührung liest man in seinen Briefen, wie besorgt er gerade um die Vollendung dieses Werkes ist. Fast bis zum letzten Atemzuge schaffte er an ihr. Wenn man will, mag man in den Vorträgen, die Ranke 1854 dem Könige Maximilian II. von Bayern über „die Epochen der neueren Geschichte" hielt, den Plan des späteren Werkes sehen. 1885 indessen gestand er: „Die universale Aussicht für Deutschland und die Welt

[seit 1871] hat mich veranlaßt, meine letzten Kräfte einem Werk über die Weltgeschichte zu widmen, an dem ich noch begriffen bin." Die staunende Mitwelt war über den ersten Band nicht enttäuscht; wohl verriet die sprachliche Form das Ermatten des Alters [38]), aber der Aufbau der Ereignisse war gleichmäßig, die Auffassung groß und alles begreifend. Rankes ganze Lebensarbeit war gewissermaßen eine Vorbereitung auf diese Weltgeschichte: die Bibel und die Klassiker der Griechen und Römer waren ihm vertraut, seine „Uebungen" durchdrangen mit scharf prüfendem Auge die Quellen des Mittelalters, als Vorsitzender der „Historischen Kommission" leitete er die Herausgabe wichtiger Quellenwerke, und sein eigenes Schaffen war unermüdlich tätig gewesen in der geschichtlichen Durchringung der neueren Jahrhunderte. Seine Grundanschauungen sind unberührt, auch die Weltgeschichte darf den festen Boden der Landesgeschichten nicht verlassen: „In den Nationen selbst erscheint die Geschichte der Menschheit." Für die älteste Zeit vermissen wir heutigen Leser die ausgiebige Verwertung der Ueberreste neben den schriftlichen Quellen [39]), so daß die Geschichte des Altertums zu sehr in den althergebrachten Bahnen dargestellt erscheint, wenn auch die „leitenden Ideen" und Persönlichkeiten scharf hervortreten. Ranke konnte sich nicht entschließen, Jesus Christus anders als eine rein geschichtliche Persönlichkeit zu fassen, dessen religiöse Einwirkungen nur in allgemeinen Wendungen angedeutet werden. Es ist seine alte Neigung, vermittelnd zu schreiben, zumal er streng das Gebiet der Geschichte von dem der Gottesgelahrtheit schied und sich als Geschichtschreiber darauf beschränken wollte, „die große Kombination der welthistorischen Momente, in welchen das Christentum erschienen ist und wodurch dann auch seine Einwirkung bedingt wurde, zur Anschauung zu bringen" [40]). Im ganzen genommen, kann man Rankes „Weltgeschichte" — sie reicht bis ins 10. Jahrhundert als von ihm selbst vollendet — nur bewundern, im einzelnen bringt er sogar neue Auffassungen zutage, die seitdem von der Wissenschaft dankbar angenommen worden sind. Stets wird man bedauern, daß dem größten Geschichtschreiber der Welt sein Werk zu vollenden nicht vergönnt gewesen ist.

Am 23. Mai 1886 beschloß Leopold von Ranke sein arbeitsreiches, aber gesegnetes Leben.

II.

Ranke war von kleiner, schwächlich gebauter Gestalt. Aber eine seltene Willenskraft ließ ihn bis zu seinem Tode alle körperlichen Gebrechen überwinden. Bis zuletzt bewahrte er sich dadurch Beweglichkeit und innere Kraft. Stundenlang sah man den Greis im Tiergarten lustwandeln, ohne Beistand, nur vom Diener gefolgt. Von Jugend auf verband er mit dieser körperlichen Willenskraft einen eisernen Fleiß und eine unermüdliche Arbeitslust, die ihm bis zu seinem Tode, unvermindert und kaum gehindert durch Krankheitsfälle und Gebrechen, treu geblieben ist. Ihm war die Geschichtswissenschaft ein heiliges Amt, die Geschichtschreibung „eine Art von Theologie". Diese edle und hohe Auffassung von seinem Berufe verrät uns eine tiefgläubige Natur, die sich zwar ihrer Fähigkeiten voll bewußt war, aber nie in Demut den vergaß, „der uns geschaffen". 1855 schrieb Ranke an seinen Bruder Heinrich: „Ich danke Gott täglich, daß er mich an diese Stelle geführt, mir diesen Beruf angewiesen hat. Dabei erkenne ich aber recht wohl, daß es unmöglich ist, ihn so recht zu erfüllen. Ich bin nur immer getrost, wenn ich fühle, daß ich auf dem rechten Wege bin, wenn das wissenschaftliche Gewissen, welches die Stimme der Wahrheit vernimmt, mich in meinem Tun bestätigt." So ist er sich bewußt, daß er eine große Aufgabe auf sich genommen hat mit seinem Berufe: „Mein ganzer Ehrgeiz geht dahin, die Stelle auszufüllen, wohin Gott mich gesandt hat." Wie rührend ist das Gebet des Greises (aus den achtziger Jahren):

Wer ist die Kraft,
die Leben schafft,
wer gibt Erkenntnis
und Verständnis?
Wer bewahrt die Seele,
daß sie nicht fehle?
Allgewaltiger,
Einer und Dreifaltiger,
Du hast mich aus dem Nichts gerufen:
Hier liege ich vor Deines Thrones Stufen!

Als der Greis sich für die überaus zahlreichen Glückwünsche zu seinem neunzigsten Geburtstage bedankte, bat er, man möge ihm auch fürder Güte und freundliches Wohlwollen erweisen, „hier im Leben

— und dann in der anderen Welt, wo wir uns wiederfinden." So hat Ranke sein ganzes Leben als gläubiger Christ gedacht und gehandelt, und mit dieser frohen und tröstenden Zuversicht ist er gestorben.

Erst spät schuf sich Ranke eine Häuslichkeit, welche ihn neben seinem Berufe aufs höchste beglückte. 1843 führte er seine Gattin, Klara Graves aus Dublin, heim; im August 1844 schenkte sie ihm einen Sohn[41]). Aus Rankes Briefen spricht innige Liebe zu Frau und Kindern, große Anhänglichkeit und hingebende Treue gegen seine Freunde.

Naturgemäß nahm der große Mann, der „auf den weiten Gefilden der Welthistorie herumgewandert" — wie er 1835 an seinen Bruder Heinrich schreibt — regen Anteil an den Geschicken seiner eigenen Zeit. „Der Historiker muß alt werden," heißt es in seiner Neujahrsbetrachtung von 1877. „Notwendig ist eine Anteilnahme an den Begebenheiten und womöglich genaue Bekanntschaft mit den in denselben tätigen Persönlichkeiten, so daß ihm der Wechsel der Ereignisse, in dem sie geschehen, vor die Augen tritt." In der Tat verkehrte Ranke bis zu seinem Tode mit den führenden Männern seiner Zeit und war mit ihnen eng befreundet. Friedrich Wilhelm IV. schätzte ihn und seinen Rat sehr; Rankes Aufsätze in der „Historisch-politischen Zeitschrift" zeigen eine konservative Staatsauffassung. Stets war er ein Freund des Bestehenden. Daher wundern wir uns nicht, daß sich der König 1848 an ihn wandte. In vier großen Denkschriften[42]) legte er die Verhältnisse des Tages dar: Zunächst tadelt er freimütig das Wahlgesetz. Dann warnt er vor weiterer Nachgiebigkeit, ohne die von der Staatsleitung eingeschlagene verfassungsfreundliche Richtung zu tadeln. Er ist indessen (in der zweiten Denkschrift) voll Zuversicht, daß die aufrührerischen Zuckungen in Deutschland nicht von Dauer sein werden, falls eine kluge und kraftvolle Bekämpfung in diesem „Mutterlande eines gesunden, mit den Interessen der Bevölkerung verbündeten Königtums" durchgreife. Im Oktober 1848 befürwortete er in einer dritten Denkschrift eine konstitutionelle Verfassung, die allerdings so eingerichtet sein müsse, „daß man dabei bestehen kann". Die königliche Macht darf nicht „als Ausfluß des Volkswillens" erscheinen, die Minister sollen nicht von der Volksvertretung abhängig, das Wahlrecht soll nicht allgemein sein. Ja, Rankes Wün-

sche zielten sogar auf die Annahme des Kaisertums, das zeigt die vierte Denkschrift vom März 1849. „Welch eine Aussicht bietet sich dar, die Macht noch einmal mit den Ideen der Nation in Einklang zu bringen, wenn sich die Fürsten einem Haupte anschließen und in Uebereinstimmung mit dem gesunden Teil der Nation gemeinschaftliche Sache zur Bekämpfung innerer und äußerer Feinde machen!“ [43])

Seitdem blieb Ranke in steter Berührung mit den staatlichen Dingen. Mit großer Genugtuung erfüllte ihn die Wiederaufrichtung des Reiches. Aber nicht ohne bange Sorge gewahrte er das drohende Wachstum des Sozialismus in den siebziger Jahren. Mit ihm setzte er sich in seinem „Politischen Rückblick“ Juli 1878 geschichtlich auseinander: „Die liberalen Gesetze, Freizügigkeit, Zivilehe usw. haben die [sozialistische] Bewegung nicht hervorgebracht, aber sie haben die Gesellschaft der Mittel beraubt, ihr zu widerstehen . . . Soll man aber darum verzweifeln? Ich denke nicht. In der Gesellschaft liegt doch ein Selbsterhaltungstrieb, welcher unvermeidlich wirken muß. Wir haben noch immer erlebt, daß der Verkehrtheit, der Immoralität und Gewaltsamkeit auch ein Ziel gesetzt ist!“ Naturgemäß beschäftigte Ranke auch der sogenannte Kulturkampf auf das lebhafteste. Den allmählich sich anbahnenden Frieden Bismarcks mit der Kirche hat Ranke durchaus gebilligt. „Bismarck konnte nicht anders,“ äußerte er wenige Tage vor seinem Tode zu einem Freunde, „es mußte ein modus vivendi geschaffen werden.“ Der Greis hatte schon 1879 ein Urteil über Bismarck gefällt, wie es aus dem Munde des großen Geschichtschreibers nicht schmeichelhafter klingen konnte; er nannte ihn damals „eine Herrschernatur, vielleicht die erste durch Natur, Eigenschaften und Ehrgeiz befähigte seit Napoleon I.“ „Das Selbstgefühl, das die großen Entscheidungen in den Deutschen überhaupt hervorgerufen, teilt sich einem jeden unwillkürlich mit.“

So verfolgte der große Geschichtschreiber bis zum Abend seines Lebens „die Begebenheiten“ und „Persönlichkeiten“ seiner Zeit. Er schied aus diesem Leben mit dem tröstlichen Bewußtsein, daß „die europäische Menschheit noch auf der alten Grundlage beruht“. (Aussicht, Februar 1881). Mit Recht nannte der greise Kaiser Wilhelm I. in seinem Trauerschreiben an die Söhne des großen Toten Ranke einen „Ehrenmann“ und einen „edlen Patrioten“.

III.

Als Fürst Bismarck Ranke für die Uebersendung der „Denkwürdigkeiten Hardenbergs“ seinen Dank ausgesprochen hatte, schrieb der greise Geschichtsforscher an seinen hohen Gönner: „Wie verhalten sich Historie und Politik, in höchster Ausbildung gedacht, zu einander?[44]. Der Historiker kann niemals zugleich praktischer Politiker sein[45]); denn der historische Gedanke hat nur Wert in seiner Allgemeinheit, in dem Licht, das er über den Verlauf der Weltbegebenheiten verbreitet; der praktische Staatsmann dagegen muß auf der Grundlage einer allgemeinen Anschauung doch vor allem den vorliegenden Moment ergreifen, er muß den Forderungen des Moments gerecht werden und den Staat, dem er angehört, auf seinem Wege mit Konsequenz fördern. Die Historie ist bloß instruktiv, die Politik maßgebend und durchgreifend . . .“ So blieb sich Ranke bis zum Abende seines Lebens selbst getreu; denn schon in der Vorrede zu seinem Erstlingswerke hatte er als junger Geschichtschreiber 1824 erklärt: „Man hat der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren, beigemessen. So hoher Aemter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht; er will bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen.“

In diesen scheinbar so schlichten Worten lag die schroffste Absage an die bisherige „pragmatische“ Geschichtschreibung und der Leitsatz für die zukünftige Rankesche Geschichtschreibung. Aber noch mehr zeigte schon sein Erstlingswerk: das Bestreben, in das Wesen und die Triebkräfte der Männer und Zeiten der Geschichte tief einzudringen. Im Vorwort heißt es: „Indem man den großen Gang der weltgeschichtlichen Begebenheiten schildert, wird man immer auch der Persönlichkeiten eingedenk sein müssen, von denen sie ihren Impuls empfangen . . . Indem sie [die Persönlichkeiten], wie man zu sagen liebt, ihre Zeit repräsentieren, greifen sie doch wieder durch eingeborenen inneren Antrieb bestimmt in dieselbe ein.“ Deshalb zwang sich Ranke mit aller Strenge und Gewissenhaftigkeit, den Wert und auch Unwert der neueren Geschichtschreiber zu ergründen. Folgerichtig hätte Ranke diese darstellenden Quellen wegen ihrer mehr oder weniger ausgeprägten persönlichen Ansicht über die Sache ganz ausscheiden und nur zu den unmittelbaren Zeugnissen greifen müssen. Soweit ist Ranke

zwar nicht gegangen, aber er hat anderen durch seine strengste Prüfung der Quellen diesen Weg der Forschung gewiesen und später mehr und mehr diplomatische Berichte und immer weniger erzählende Quellen benutzt. Ausgehend von dem philologisch streng prüfenden Arbeitsverfahren Niebuhrs, wandte er sich bald der Ausnutzung der venezianischen Gesandtschaftsberichte zu, die schon mit feinem Sinn Wesen und Triebkräfte der Männer ihrer Zeit darzustellen suchten. Dieser Denkart ist Ranke bis zuletzt treu geblieben; freilich hat sie wie jede wissenschaftliche Arbeitsweise ihre Mängel: Waren nicht auch diese Gesandten und Staatsmänner Menschen, die mit ihren Augen Männer und Zeiten sahen? Und achteten sie denn auf alle Regungen des geschichtlichen Lebens? So schaute Ranke mehr auf die führenden Persönlichkeiten und die Handlungen der Staatsleitungen als auf die nicht minder lebendigen und treibenden Kräfte und Strömungen des niederen Lebens. Seine Arbeitsart mußte auch für die Zeiten des Mittelalters versagen, wo wir oft neben nichtssagenden Chroniken nur nüchterne Urkunden als Quellen für Männer und Zeiten zur Verfügung haben. Indes Ranke handelten die Klosterurkunden „nur von dem Leblosen". Als Ottokar Lorenz[46]) seine „Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert" schrieb, erklärte Ranke: „Sie wollen Ihren König Ottokar [von Böhmen] so behandeln wie etwa Kaiser Karl V.; aber es gibt keine Quellen für die Kenntnis dieses Menschen". In diesem Punkte haben den Meister seine Schüler und die heutigen Geschichtschreiber weit überholt. Wir zweifeln heute nicht mehr daran, daß man das Wesen einer Persönlichkeit nicht nur aus ihren Worten, sondern auch aus ihren Taten schildern kann.

Unübertrefflich aber bleibt Ranke trotzdem auf seinem engeren Forschungsgebiete, dem 16. und 17. Jahrhundert, als Meister der geschichtlichen Wesensschilderung; unübertrefflich auch in der Weite des Blickes für das Werden der Geschichte und die „große Abwandlung der Begebenheiten". Ausgehend von der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß die „unauflösliche Gemeinsamkeit" der romanisch-germanischen Völker und Staaten den Gang der europäischen Ereignisse bestimmt habe, wird er nicht müde, stets hinzuweisen auf die Wechselwirkung zwischen der inneren und äußeren Staatskunst der großen europäischen Völkerfamilien, die jede zwar ihre Eigenart hat, aber

doch nicht ihr Vorrecht oder ihre Sonderstellung. Man muß Ranke bewundern, daß er das schon in seinem Erstlingswerke klar ausspricht. „Die Nationen werden nicht erhöht oder erniedrigt, weil die Entwicklung ihrer Natur, Wachsen und Vergehen, wie eines Menschenlebens sei" oder weil „ein göttliches, von vornherein bestimmtes Verhängnis zum Verderben wie zum Glück" bestehe. Großartiger zeigt Ranke diese seine fruchtbringendste geschichtliche Erkenntnis in seiner herrlichen Abhandlung über „die großen Mächte". Fueter nennt diese geschichtliche Lehre die größte, die Ranke verkündigt habe. Es entsprang diese geschichtlich-philosophische Erkenntnis wohl aus der für die Durchringung der Geschichte so überaus großartig veranlagten Natur Rankes: seine unbefangene Gelassenheit und seine aufrichtige Freude „über jedes besondere Leben seiner Natur nach"[47]). Daher ist seine Kunst niemals größer, als wenn er es unternimmt, geschichtliche Persönlichkeiten mit liebevoller Sorgfalt zu schildern. Kein Geschichtschreiber weder vor noch nach ihm hat es verstanden, so feinfühlig in die Seele fremder Menschen einzudringen. Selbst eine durch und durch religiöse Natur, gelangen Ranke auch am besten „die Vertreter gebildeter Religiosität"; dagegen rohe Gewalt, freche Derbheit stießen ihn ab, wenn er sich auch mühte, sie möglichst sachlich zu verstehen.

Seiner Geschichtsauffassung legte Ranke nicht Hegels, sondern Humboldts Ideenlehre zugrunde, wenn er auch nicht ganz von Hegelschen Ansichten freizusprechen ist. Er fand in jeder Zeit „leitende Ideen", die „herrschenden Tendenzen in jedem Jahrhundert". Er glaubte sie besonders deutlich in den Zeitaltern der Reformation und Gegenreformation zu erkennen. Niemals aber vermaß sich der kluge Mann, diese „Ideen" zu beurteilen; er hielt sie eben für etwas Unerklärliches, für Fügungen Gottes: „Es ist auch hier Theologie", sagt er einmal.

So gewissenhaft Ranke seine Forschungen betrieb, so sorgfältig war er bei der sprachlichen Darstellung bemüht, diese ganz dem Stoffe anzupassen. Rankes Stil erscheint uns heute etwas altertümlich: wir wissen, daß er als Jünger der Wissenschaft in Leipzig nicht Goethe, sondern Luther und die Bibel sich zum Vorbild nahm[48]). Niemals verfällt die Darstellung in Schönrednerei, stets ist sie ge-

messen, oft feierlich und würdevoll. Wie oft erhebt sie sich zu allgemeinen Betrachtungen, zu Vergleichen und Gegenüberstellungen! Wenn Ranke seine geschichtlichen Persönlichkeiten zeichnet, vergißt er nicht den kleinsten, unscheinbarsten Zug, um dem Bilde hier ein Licht, dort einen bezeichnenden Schatten zu geben. Am schönsten und am kunstvollsten durchgeführt ist diese Schilderungskunst in den „Päpsten“ und in der „Deutschen Geschichte“. Um den künstlerisch durchdachten Plan seiner Werke nicht zu stören, fügte Ranke quellenprüfende Erörterungen nie der eigentlichen Darstellung ein, sondern wies sie stets in den Anhang. Daß im übrigen nicht alle Werke gleichmäßig in der Kunst des Aufbaues und der Darstellung waren, haben wir oben schon bei den einzelnen Werken berührt, das versteht sich bei einer bis ins höchste Menschenalter fortgesetzten Arbeitsleistung wohl von selbst.

Abschließend können wir mit Fueter sagen: „Dem Ideale des Geschichtschreibers ist niemand so nahe gekommen wie Ranke. Als politischen Denker, als gelehrten Forscher und als Geschichtsphilosophen haben ihn andere übertroffen: keiner ist, auch in seiner Beschränkung, so vor allem Historiker gewesen wie er!“

So ist die Lücke, die Rankes Tod gerissen hat, noch nicht ausgefüllt. Die Geschichtswissenschaft in Deutschland entbehrt bei glänzenden Leistungen auf Einzelgebieten doch des Mannes, der wie Ranke mit weltgeschichtlich geschärftem Blick die Tatsachen der Vergangenheit und Gegenwart umfaßt und darstellt. Wohl sind neben und nach Ranke neue geschichtswissenschaftliche und geschichts*philosophische* Fragen aufgetaucht[49]), aber daran wird man auch in Zukunft festhalten müssen, daß die führenden Persönlichkeiten Träger des geschichtlichen Lebens sind, beeinflußt durch die geistigen Kräfte ihrer Zeit, gehemmt oder gefördert durch die Massen, die bald von geistig-religiösen, bald von wirtschaftlich-staatsbürgerlichen Sorgen getrieben werden, immer aber einer Persönlichkeit bedürfen, die die geheimnisvoll schlummernden guten oder bösen Kräfte weckt und lenkt. Indes der Kreis der „Weltgeschichte“, der bei Ranke doch nur die „unauflösliche Gemeinschaft“ der europäischen Völker und Staaten umfaßt — kaum daß sein Blick auf den „alten Orient“ fällt —, wird sich ohne Zweifel in Zukunft erweitern müssen. Der große Völker-

krieg ist hier sicherlich ein wichtiger Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit. Schon Ranke scheint diese Forderung der Zukunft gefühlt zu haben, wenn er am 28. November 1874 an seinen Bruder Heinrich schreibt: „Alle Reiche und Staaten sind durch Lokomotive und Telegraph in die engste und rascheste Verbindung gesetzt, gleich als ständen die Völker der Erde wie ein einzig Volk... Auf dem weiten Globus gibt es keine Trennung mehr!“

Möge dem Volke der Dichter und Denker bald ein dem Altmeister Ranke geistesverwandter Geschichtschreiber erstehen, der eine wahrhafte „Weltgeschichte“ als Menschheitsgeschichte erstellt. Noch wissen wir ja nicht, ob der furchtbare Völkerkrieg die „unlösliche Einheit der europäischen Nationen“ zerstört; ich glaube es trotz allem nicht. Im Gegenteil: Europa wird sich gegen die neuen Kräfte Ostasiens und Amerikas inniger denn je staatlich, wirtschaftlich und sittlich-gebildet zusammenschließen müssen! Sicherlich ist es die schwerste Prüfung, die die europäische Völker- und Staatenfamilie seit den Tagen der Völkerwanderung erleidet. Doch hoffen wir, daß aus dieser Flut von Blut und Tränen trotz allem ein neuer Völker- und Staatenfrühling erstehen werde, daß an dem deutschen Wesen die Welt genesen möge! Aber gerade dann bedürfen wir mehr denn je Rankescher Gelassenheit gegenüber den geschichtlichen Erscheinungen von Gegenwart und Zukunft. Das walte Gott!

❖ ❖ ❖

I. Teil.

Aus Altertum und Mittelalter.

Nr. 1. Wie der Begriff „Fortschritt" in der Geschichte aufzufassen sei [1]).

Wollte man mit manchem Denker annehmen, daß die ganze Menschheit sich von einem gegebenen Urzustande zu einem bestimmten Ziele fortentwickelte, so könnte man sich dieses auf zweierlei Weise vorstellen: entweder daß ein allgemein leitender Wille die Entwicklung des Menschengeschlechtes von einem Punkte nach dem anderen förderte, oder daß in der Menschheit gleichsam ein Zug der geistigen Natur liege, welcher die Dinge mit Notwendigkeit nach einem bestimmten Ziele hintreibt. Ich möchte diese beiden Ansichten weder für vernunftwissenschaftlich haltbar noch für geschichtlich nachweisbar halten.

Vernunftwissenschaftlich kann man diesen Gesichtspunkt nicht für annehmbar erklären, weil er im ersten Falle die menschliche Freiheit geradezu aufhebt und die Menschen zu willenlosen Werkzeugen stempelt, und weil im anderen Falle die Menschen geradezu entweder Gott oder gar nichts sein müßten.

Aber auch geschichtlich sind diese Ansichten nicht nachweisbar; denn fürs erste findet sich der größte Teil der Menschheit noch im Urzustand, im Ausgangspunkte selbst, und dann fragt es sich: Was ist Fortschritt? Wo ist der Fortschritt der Menschheit zu bemerken? Es gibt Grundzüge der großen geschichtlichen Entwicklung, die in dem römischen und deutschen Volkstum festgelegt sind. Ja es ist in der ganzen Geschichte eine gleichsam geschichtliche Macht des menschlichen Geistes nicht zu verkennen; das ist eine in der Urzeit gegründete Bewegung, die sich mit einer gewissen Stetigkeit fortsetzt. Allein es gibt in der Menschheit

überhaupt doch nur eine Gruppe von Bevölkerungen, welche an dieser allgemein geschichtlichen Bewegung teilnehmen, dagegen andere, die davon ausgeschlossen sind. Wir können aber im allgemeinen auch die in der geschichtlichen Bewegung begriffenen Völker nicht als im stetigen Fortschritte befindlich ansehen. Wenden wir z. B. unser Augenmerk auf Asien, so sehen wir, daß dort die Gesittung entsprungen ist und daß dieser Weltteil mehrere Bildungszeitalter gehabt hat. Allein dort ist die Bewegung im ganzen eher eine rückgängige gewesen; denn das älteste Zeitalter der asiatischen Gesittung war das blühendste; das zweite und dritte Zeitalter, in welchem der griechische und römische Bestandteil vorherrschten, war schon nicht mehr so bedeutend, und mit dem Einbruche der Barbaren — der Mongolen — fand die Gesittung in Asien vollends ein Ende. Man hat sich dieser Tatsache gegenüber mit Annahme räumlichen Fortschreitens helfen wollen; allein ich muß es von vornherein für eine leere Behauptung erklären, wenn man annimmt, wie z. B. Peter d. Gr., die Gesittung mache die Runde um den Erdteil; sie sei von Osten gekommen und kehre dahin wieder zurück.

Fürs zweite ist hier ein anderer Irrtum zu vermeiden, nämlich der, als ob die fortschreitende Entwicklung der Jahrhunderte zu gleicher Zeit alle Zweige des menschlichen Wesens und Könnens umfaßte. Die Geschichte zeigt uns, um beispielsweise nur einen Umstand hervorzuheben, daß in der neueren Zeit die Kunst im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts am meisten geblüht hat; dagegen ist sie am Ende des 17. und in den ersten drei Vierteilen des 18. Jahrhunderts am meisten heruntergekommen. Gerade so verhält es sich mit der Dichtkunst: auch hier sind es nur Augenblicke, wo diese Kunst wirklich hervortritt; es zeigt sich jedoch nicht, daß sie sich im Laufe der Jahrhunderte zu einem höheren Können steigert.

Wenn wir somit ein räumliches Entwicklungsgesetz ausschließen, wenn wir andererseits annehmen müssen, wie uns die Geschichte lehrt, daß Völker zugrunde gehen können, bei denen die begonnene Entwicklung nicht stetig alles umfaßt, so werden wir besser erkennen, worin die fortdauernde Bewegung der Menschheit wirklich besteht. Sie beruht darauf, daß die großen geistigen Grundrichtungen, welche die Menschheit beherrschen, sich bald auseinander erheben, bald aneinander reihen. In diesen Grundrichtungen ist aber immer eine bestimmte

Sonderrichtung, welche vorwiegt und bewirkt, daß die übrigen zurücktreten. So war z. B. in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der religiöse Gedanke so überwiegend, daß der gelehrte vor jenem zurücktrat. Im 18. Jahrhundert hingegen gewann das Nützlichkeitsbestreben einen solchen Boden, daß vor diesem die Kunst und die ihr verwandten Tätigkeiten weichen mußten.

In jedem Zeitalter der Menschheit äußert sich also eine bestimmte große Strömung, und der Fortschritt beruht darauf, daß eine gewisse Bewegung des menschlichen Geistes in jedem Zeitabschnitte sich darstellt, welche bald die eine, bald die andere Strömung hervorhebt und in ihr sich eigentümlich offenbart.

Wollte man aber im Widerspruche mit der hier geäußerten Ansicht annehmen, dieser Fortschritt bestehe darin, daß in jedem Zeitalter das Leben der Menschen sich höher erhebt, daß also jedes Geschlecht das vorhergehende vollkommen übertreffe, mithin das letzte allemal das bevorzugte, die vorhergehenden aber nur die Träger der nachfolgenden wären, so würde das eine Ungerechtigkeit der Gottheit sein. Ein solches gleichsam entthrontes Geschlecht würde an und für sich eine Bedeutung nicht haben; es würde nur insofern etwas bedeuten, als es die Stufe des nachfolgenden Geschlechtes wäre, und würde nicht in unmittelbarem Bezug zum Göttlichen stehen. Ich aber behaupte: *jedes Zeitalter ist unmittelbar zu Gott, und sein Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihm hervorgeht, sondern in seinem Dasein selbst, in seinem eigenen Selbst.* Dadurch bekommt die Betrachtung der Geschichte, und zwar des persönlichen Lebens in der Geschichte, einen ganz eigentümlichen Reiz, indem nun jedes Zeitalter als etwas für sich Gültiges angesehen werden muß und der Betrachtung höchst würdig erscheint.

Der Geschichtschreiber hat also ein Hauptaugenmerk erstens darauf zu richten, wie die Menschen in einem bestimmten Zeitraume gedacht und gelebt haben; dann findet er, daß, abgesehen von gewissen unwandelbaren ewigen Hauptleitgedanken, z. B. den sittlichen, jedes Zeitalter seine besondere Richtung und sein eigenes Endziel hat. Wenn nun aber auch jedes Zeitalter an und für sich seine Berechtigung und seinen Wert hat, so darf doch nicht übersehen werden, was aus ihm hervorging. Der Geschichtschreiber hat also fürs zweite auch den Unter-

schied zwischen den einzelnen Zeitaltern wahrzunehmen, um die innere Notwendigkeit der Aufeinanderfolge zu betrachten. Ein gewisser Fortschritt ist hierbei nicht zu verkennen; aber ich möchte nicht behaupten, daß er sich in einer geraden Linie bewegt, sondern mehr wie ein Strom, der sich auf seine eigene Weise den Weg bahnt. Die Gottheit — wenn ich diese Bemerkung wagen darf — denke ich mir so, daß sie, da ja keine Zeit vor ihr liegt, die ganze geschichtliche Menschheit in ihrer Gesamtheit überschaut und überall gleich wert findet. Der Gedanke von der Erziehung des Menschengeschlechtes hat allerdings etwas Wahres an sich; aber vor Gott erscheinen alle Geschlechter der Menschheit gleichberechtigt, und so muß auch der Geschichtschreiber die Sache ansehen.

Ein unbedingter Fortschritt, eine höchst entschiedene Steigerung ist anzunehmen, soweit wir die Geschichte verfolgen können, im Bereiche der wirtschaftlichen Belangen, in welchem auch ohne eine ganz ungeheure Umwälzung ein Rückschritt kaum wird stattfinden können; in sittlicher Hinsicht aber läßt sich der Fortschritt nicht verfolgen. Die sittlichen Grundanschauungen können freilich räumlich fortschreiten; und so kann man auch in geistiger Hinsicht behaupten, daß z. B. die großen Werke, welche die Kunst und das Schrifttum hervorgebracht, heutzutage von einer größeren Menge genossen werden als früher; aber es wäre lächerlich, ein größerer Epiker sein zu wollen als Homer oder ein größerer Tragiker als Sophokles.

Nr. 2. Was von den sogenannten leitenden Gesichtspunkten in der Geschichte zu halten sei.

Die Vernunftforscher, namentlich aber die Hegelsche Schule hat hierüber gewisse Anschauungen aufgestellt, wonach die Geschichte der Menschheit wie eine folgerichtige Entwicklung in Satz, Gegensatz, Vermittlung, in Bejahen und Verneinen sich abspielte. In der Scholastik aber geht das Leben unter, und so würde auch diese Anschauung von der Geschichte, dieses Fortschreiten des sich selbst nach verschiedenen vernunftgemäßen Gattungen entwickelnden Geistes auf das zurück-

führen, was wir oben bereits verwarfen. Nach dieser Ansicht würden bloß die Grundgedanken ein selbständiges Leben haben; alle Menschen aber wären bloße Schatten, welche sich mit den Grundgedanken erfüllten. Der Lehre, wonach der Weltgeist die Dinge gleichsam durch Betrug hervorbringt und sich der menschlichen Leidenschaften bedient, um seine Zwecke zu erreichen, liegt eine höchst unwürdige Vorstellung von Gott und von der Menschheit zugrunde; sie kann auch folgerichtig nur zum Pantheismus führen: die Menschheit ist dann der werdende Gott, der sich durch einen geistigen Vorgang, der in seiner Natur liegt, selbst gebiert.

Ich kann also unter leitenden Gesichtspunkten nichts Anderes verstehen, als daß sie die herrschenden Grundrichtungen in jedem Jahrhunderte sind. Diese Grundrichtungen können indessen nur beschrieben, nicht aber in letzter Entscheidung in einem Begriffe zusammengefaßt werden; sonst würden wir auf das oben Verworfene neuerdings zurückkommen.

Der Geschichtschreiber hat nun die großen Grundrichtungen der Jahrhunderte auseinanderzunehmen und die große Geschichte der Menschheit aufzurollen, welche eben der Inbegriff dieser verschiedenen Grundrichtungen ist. Vom Standpunkte des göttlichen Begriffes kann ich mir die Sache nicht anders denken, als daß die Menschheit eine unendliche Mannigfaltigkeit von Entwicklungen in sich birgt, welche nach und nach zum Vorschein kommen, und zwar nach Gesetzen, die uns unbekannt sind, geheimnisvoller und größer, als man denkt!

Nr. 3. Begriff und Umfang der Weltgeschichte [2]).

Eine Sammlung der Völkergeschichten in engerem oder weiterem Rahmen würde noch keine Weltgeschichte ausmachen: sie würde den Zusammenhang der Dinge aus dem Auge verlieren. Eben darin aber besteht die Aufgabe der weltgeschichtlichen Wissenschaft, diesen Zusammenhang zu erkennen, den Gang der großen Begebenheiten, welcher alle Völker verbindet und beherrscht, nachzuweisen. Daß eine solche Gemeinschaft stattfindet, lehrt der Augenschein.

Die Ursprünge der Gesittung gehören einem Zeitalter an, dessen Geheimnis wir nicht zu entziffern vermögen. Aber ihre Entwicklung bildet die durchgreifendste Erscheinung der Zeiten, von welchen eine glaubwürdige Ueberlieferung vorhanden ist. Nur unvollkommen wird ihr Wesen durch ein einzelnes Wort ausgedrückt. Es umfaßt zugleich das religiöse und staatliche Leben, die Grundlagen des Rechtes und der menschlichen Gesellschaft....

Unmöglich aber kann man von den Völkern eines ewigen Stillstandes ausgehen, um die innere Bewegung der Weltgeschichte zu begreifen. Die Völker können in keinem anderen Zusammenhang in Betracht kommen, als inwiefern sie, das eine auf das andere wirkend, nacheinander erscheinen und miteinander eine lebendige Gesamtheit ausmachen. . . .

Keineswegs allein auf den Bildungsbestrebungen aber beruht die geschichtliche Entwicklung. Sie entspringt noch aus Antrieben ganz anderer Art, vornehmlich dem Widerstreit der Völker, die um den Besitz des Bodens und um den Vorrang untereinander kämpfen. In diesem Kampfe, der allezeit auch die Gebiete der Gesittung umfaßt, bilden sich geschichtliche Weltmächte, welche unaufhörlich um die Herrschaft miteinander ringen, wobei denn das Besondere durch das Allgemeine umgestaltet wird, zugleich aber auch sich gegen dieses behauptet und aufbäumt. . . .

In den Völkern selbst erscheint die Geschichte der Menschheit. Es gibt ein geschichtliches Leben, welches sich fortschreitend von einem Volke zum anderen, von einem Völkerkreise zum anderen bewegt. Eben in dem Kampfe der verschiedenen Völkerkreise ist die allgemeine Geschichte entsprungen, sind die Volkseigenheiten zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen; denn nicht durchaus naturwüchsig sind die Völker. Volkseigenheiten von so großer Macht und so eigentümlichen Gepräge wie die englische, die italienische sind nicht sowohl Schöpfungen des Landes und der Rasse, als der großen Abwandlungen der Begebenheiten....

Im Laufe der Jahrhunderte hat das Menschengeschlecht gleichsam einen Besitz erworben, der in dem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschritte, dessen es sich erfreut, besonders aber auch in seiner religiösen Entwicklung besteht. Einen Bestandteil dieses Besitzes, so=

zusagen sein Juwel, bilden die unsterblichen Werke des Geistes in Dichtung und Schrifttum, Wissenschaft und Kunst, die, unter örtlichen Bedingungen entstanden, doch das allgemein Menschliche darstellen. Dem gesellen sich, unzertrennbar von ihnen, die Erinnerungen an die Ereignisse, Gestaltungen und großen Männer der Vorzeit bei. Ein Geschlecht überliefert sie dem anderen, und immer von neuem mögen sie aufgefrischt in das allgemeine Gedächtnis zurückgerufen werden!

Das Altertum. (—476 n. Chr.)

Nr. 1. Die religiösen, staatlichen und geistigen Grundrichtungen des Altertums [1]).

Man kann sagen, daß alle alte Geschichte in die römische sich hinein ergießt, gleichsam in einem Strom, der in einen See mündet, und daß die ganze neuere Geschichte wieder von der römischen ausgeht. Ich wage es zu behaupten, daß die ganze Geschichte nichts wert wäre, wenn die Römer nicht dagewesen wären....

Wir finden im Osten der alten Welt starke religiöse Gegensätze. Wir finden dort die Juden, auf der einen Seite von Aegyptern, auf der anderen Seite von dem assyrischen und babylonischen Reiche begrenzt, dessen religiöse Vorstellungen mit denen der Aegypter eine unverkennbare Aehnlichkeit haben.

Inmitten dieser heidnischen Völkerschaften waren die an einen Gott glaubenden Juden unaufhörlichen Kämpfen und Gefahren ausgesetzt. . . .

Die beiden Erscheinungen, nämlich die reinere Religion, an der die Perser einen gewissen Anteil hatten und welche bei den Juden als Glaube an einen Gott erschien, wie die Götzendienerschaft der anderen Völker, gingen nun in das römische Reich über, welches das mazedonische, syrische und ägyptische Reich zwar eroberte, im übrigen aber alles dort bestehen ließ, wie es war.

Die Römer waren, gleich den Nachfolgern Alexanders, heftige Gegner der Juden, und da geschah nun jenes große Weltereignis, daß aus den Juden der Gedanke der Weltreligion hervorging. Die Juden hatten nämlich zwar die Vorstellung von der Einheit Gottes — wahrscheinlich die Urvorstellung der Urzeiten — erhalten, aber sie betrachteten Gott mehr als einen Stammesgott. Da erschien Christus und hat, auf ihre Religion fußend, den allgemeinen Gott gepredigt und

von allen eigennützigen Völkerbestrebungen und Stammesgöttern abgesehen. Aus dem Judentum ging die Weltreligion hervor, in dem Augenblicke, wo die Römer die Eroberung des Ostens vollendet hatten und eine Masse morgenländischer Bestandteile in ihr Reich aufnahmen. Der ganze religiöse Kampf, der sich im morgenländischen Reiche vollzogen hatte, ging in das römische Reich über, und erst im römischen Reiche hat das Christentum eine Welteroberung gemacht.

Wir haben somit gesehen, daß in religiöser Beziehung das Römerreich ein Inbegriff aller früherer Bestandteile war. Gehen wir nun auf die staatlichen Gegensätze über.

Die alten Völker des Ostens waren religiös entzweit, aber staatlich vereint und waren alle Gegner der Griechen. Es hatte sich dort ein ungeheures Königreich ausgebildet, dessen Herrschaft sich nur die entfernten Karthager entziehen konnten, und nun trat diesem Riesen das kleine Häufchen der Griechen entgegen, welche sich dem ungestümen Andrang zu widersetzen wagten. Die Vertreter der stetigen Unabhängigkeit und der großen festgefügten Herrschaft gerieten miteinander in einen Kampf, in welchem weder die Perser die Griechen noch die Griechen die Perser unterwerfen konnten, solange nämlich die ersteren freistaatlich waren, weil während dieses Zeitraumes die Eifersucht des Volkes jeden stürzte, dem eine größere Unternehmung zu glücken schien[2]).

Die Perser wurden nur dadurch dem griechischen Volksteile untertan, daß auch in Griechenland die Einherrschaft aufkam, eine Einherrschaft, welche das griechische Wesen mit morgenländischen Formen zur Schau trug. Die Einherrschaft, die bisher rein morgenländisch und barbarisch gewesen war, wurde griechisch gemacht[4]). Man kann sagen: wenn die Einherrschaft bloß persisch geblieben wäre, so hätte sie niemals im Abendland volkstümlich werden können, und wir hätten dann vielleicht nichts Anderes gesehen als ein wunderliches Wesen, ähnlich der Herrschaft der Sassaniden[4]). Allein, wie gesagt, so sehr sich auch die Nachfolger Alexanders als die Nachfolger der Pharaonen und anderer Herrscherhäuser betrachteten, so wurde doch die morgenländische Einherrschaft mehr gesittet, indem diese Könige nun zugleich als Träger der Gesittung auftraten. Man denke z. B. nur an Alexandria, jene große Pflanzschule des griechischen Geistes!

Der auf Einherrschaft gerichtete Zug blieb also in den Gebietsteilen, welche später römisch wurden, sehr lebendig, so sehr, daß ich glaube, daß, wenn Marcus Antonius, der nach Aegypten ging und mit der Kleopatra haushielt, gesiegt hätte, er vermöge seiner morgenländischen Zuneigungen die morgenländische Einherrschaft auf das Abendland übertragen haben würde.

Der griechisch-freistaatliche Geist wurde aber durch diese Vorgänge nicht unterdrückt, sondern erhielt sich fortwährend lebendig und wirkte auf Rom zurück, zu einer Zeit, wo dort nur mehr die Formen des Freistaates bestanden. Der griechisch-freistaatliche Geist hatte einen um so größeren Einfluß auf Rom, als er den freistaatlichen Grundbegriff mehr wissenschaftlich behandelt hatte und ihn in solcher Gestalt fortpflanzte, indem die vornehmen Römer eine vollkommen griechische Erziehung sich aneigneten. Auf diesem griechisch-freistaatlichen Boden hat Augustus seine Einherrschaft errichtet [5]), keine Einherrschaft, wie wir sie uns denken, sondern ein „Prinzipat", in dem alle freistaatlichen Formen bestehen blieben. Augustus hätte es nie gewagt, sich König zu nennen, und insofern unterschied sich das Endziel des Antonius völlig von dem des Augustus.

Bei den Griechen war indes außer der Religion und der Staatskunst noch eine Erscheinung hervorragend, welche Rom in sich aufnahm, nämlich die der Kunst und des Schrifttums, eine Erscheinung, die sich schon unter den Nachfolgern Alexanders des Morgenlandes zu bemächtigen gesucht hatte. Ein Gedanke, auf den ich hier Wert lege, ist der, daß bei den anderen Völkern die bisherigen schriftstellerischen Bestrebungen vereinzelt geblieben waren, bei den Griechen aber sich nach und nach eine Erscheinung entwickelte, die man Schrifttum nennen darf, d. h. ein Umkreis von schriftstellerischen Erzeugnissen, welche das Bestreben hatten, alles Wissenswürdige in sich aufzunehmen. Dieses alles ging in das römische Reich über. So trat die ganze morgenländische — jüdisch-semitisch-griechische — Welt in allen Betätigungen in das römische Reich ein und kam mit ihm in einen unbedingten Zusammenhang.

* * *

Nr. 2. Die Blütezeit Athens unter Perikles (464—429 v. Chr.)[6].

An der Spitze einer geistvollen, beweglichen, unternehmenden Gemeinde, welche zugleich zu leiten und zu befriedigen war, nimmt Perikles eine große, der geschichtlichen Betrachtung würdige Stellung ein.

Perikles, der Sohn des Siegers bei Mykale[7]) und der Agariste, der Nichte des Kleisthenes, welcher (509 v. Chr.) der Volksherrschaft in Athen das Uebergewicht verschafft hatte, gehörte durch seine Geburt beiden Bestrebungen an, der äußeren Machtentwicklung und der Durchbildung der Verfassung. An den großen Perserkriegen hat er nicht persönlich teilgenommen; den Kampf um Sein und Nichtsein hat er nicht mit durchgefochten; er trat erst ein, als die Verhältnisse nach beiden Seiten hin gesichert waren. Für die Stellung, die er als leitendes Oberhaupt des Gemeinwesens einnahm, war er durch seine Erziehung und Bildung recht eigentlich vorbereitet. Seine erste Bildung, ganz im griechischen Sinne, erhielt er durch einen geübten Lehrer, von dem man aber sagte, sein ganzes Sinnen sei auf die Redekunst gerichtet nach der Weise der sizilischen Schule, in welcher man Staats- und Redekunst verband, wie das denn auch in Athen jetzt Sitte wurde. Noch mehr vielleicht hatte es zu bedeuten, daß die Vernunftforscher in Athen Eingang fanden und besonders in dem Hause des Perikles gern gesehen wurden. Der beherrschende Geist in dieser Gesellschaft war Anaxagoras[8]). Wenn wir unter seinen Ansichten diejenige hervorheben sollten, welche unmittelbar den größten Einfluß ausübte, so würde es die Lehre sein, daß die Erscheinungen, welche andere mit Besorgnis vor der Zukunft erfüllten, als natürliche Ereignisse, derenthalben man nichts zu fürchten habe, aufzufassen seien. Es liegt am Tage, wie sehr ein Mann, der sich den Vernunftforschern anschloß, in seinen Entwürfen, seinem Tun und Lassen über andere emporgehoben werden mußte, welche noch durch den herkömmlichen, an ungewohnte Vorgänge anschließenden Aberglauben, der als Deisidämonie bezeichnet wird, gefesselt wurden; er konnte allezeit nur die Sache selbst im Auge behalten. Man hat im Altertum oft gesagt, Perikles habe ursprünglich sippenherrliche[9]) Hinneigungen gehabt; aber gleich im Anfange seiner

Teilnahme an den öffentlichen Geschäften, in denen eine ihm entgegengesetzte Adelspartei auftrat, sei er zu der Einsicht gelangt, daß er nichts zu bedeuten haben werde, wenn er sich nicht auf das Volk stütze. Er hat den Bestand des Volkes als einer selbständigen Macht in Verbindung mit Ephialtes eigentlich begründet. Ephialtes war indes ermordet worden, ohne daß man mit Bestimmtheit sagen könnte, durch wen; wäre dabei die Absicht gewesen, die Volksherrschaft zu sprengen, so wäre eher das Gegenteil erfolgt. Perikles stieg um so höher empor. In seinem persönlichen Verhalten hatte Kimon[10]) mehr eine Ader von Volkstümlichkeit als Perikles. Dieser wird der Hoffahrt bezichtigt; nicht diese Untugend, aber die entsprechende Eigenschaft einer stolzen Zurückgezogenheit lag in seinem Wesen. Ohnehin über das Treiben des Tages erhaben, hielt er für gut, sich den gewöhnlichen Beziehungen des gesellschaftlichen Lebens zu entfremden. Perikles hatte keinen anderen Gang als den von seinem Hause nach der Versammlung, in der er redete. Ruhig schritt er einher; er soll gebetet haben, daß ihm nie ein unpassendes Wort entschlüpfen möge. Daraus, daß dies von ihm erzählt wird, darf man wohl schließen, daß er es wirklich dahin brachte. Nie ließ er eine Aufwallung wahrnehmen; Schmähungen selbst reizten ihn nicht auf.

Man muß sich erinnern, was alles auf das Volk von Athen einwirkte: eine Bühne, deren gleichen es nie wieder in der Welt gegeben hat, und eine gleich großartige bildende Kunst: der Schwung, den die aufstrebende Gesittung überhaupt den Geistern mitteilt. Es gehörte etwas dazu, eine Versammlung dieser Art zu leiten und selbst zu beherrschen, wie das Perikles gelang. Wie Thukydides[11]) sagt, er sei nicht der Menge gefolgt, sondern diese ihm; er schmeichelte ihr nicht; er schlug nicht selten eine der vorherrschenden entgegengesetzte Richtung ein; er machte Mut, wenn man fürchtete, und betonte, wenn das Volk ein unzuträgliches keckes Selbstgefühl verriet, alle daraus zu erwartenden Gefahren. Das Volk besaß die entscheidende Macht; aber Perikles wußte die Versammlung auf eine Weise zu leiten, daß die Macht des Volkes nur die Grundlage seiner eigenen Obergewalt wurde. Jedermann erkannte, daß er nichts für sich selber suche, daß es ihm nur um die Größe und die Wohlfahrt von Athen zu tun war. Die Volksherrschaft in Athen bekam fast das Gepräge einer Einherrschaft: der

erste Bürger lenkte die Stadt! Man hat von ihm eine aus dem Altertum stammende Büste, welche von vorn angesehen Würde und Tatkraft, in der Seitenansicht aber Beweglichkeit und selbst Absichtlichkeit auszudrücken scheint. Indem er den Staat in seinen allgemeinen Geschäften verwaltete, mußte er doch alles anwenden, um die Gegner niederzuhalten. Es waren Adelige, die sich noch immer an Sparta hielten. Er hat mit ihnen mannigfache Kämpfe bestanden; aber er hatte das Volk auf seiner Seite; es gelang ihm, die Gegner durch das „Scherbengericht"[12] zu beseitigen; im Laufe dieser Streitigkeiten erwarb er eine höchst außerordentliche Macht. Der Inbegriff der Staatsgewalt vereinigte sich in seiner Hand; denn er führte den Vorsitz über die Strategen[13]), womit auch die Befugnis, für die Ruhe der Stadt zu sorgen, verbunden war. Ihm war die Fürsorge für die öffentlichen Feste und, worauf es am meisten ankam, die Verwaltung des Geldwesens übertragen.

Im Besitze dieser Macht, durch welche dem Staate überhaupt seine Richtung gegeben wurde, dachte nun Perikles nicht etwa die erlittenen Verluste[14]) durch unmittelbaren Angriff, der doch vergeblich gewesen wäre, wieder herbeizubringen; sein Vorhaben ging vielmehr dahin, die Seeherrschaft Athens, die durch den letzten Waffenstillstand bestätigt worden war, nicht allein zu behaupten, sondern zu einer Macht zu entwickeln, die auf die Peloponnesier keine weitere Rücksicht zu nehmen brauche.

Perikles hatte jährliche Uebungsfahrten eingerichtet, allemal von sechzig Schiffen, welche acht Monate in See waren. Eben hierbei empfingen die Bürger, die daran teilnahmen, eine Besoldung. Es fiel dann besonders in die Augen, daß das Geld der Bundesgenossen dazu dienen mußte, die Flotte von Athen zu erhalten, durch welche dieses den Bund im Zaume hielt. Perikles erachtete die stete Kriegsbereitschaft der Seekräfte für unentbehrlich, und wenn dann hierbei auf die Werkzeuge der Belagerung, welche schon vorher den Vorzug der athenischen Kriegsführung ausgemacht hatten, neue Sorgfalt gewendet wurde — Perikles selbst ist wegen der Erfindung des Widders und der Schildkröte, an der jedoch wohl Artemon den größten Anteil hatte, gerühmt worden —, so mußte auch das zur Behauptung der Unterwürfigkeit der Bundesgenossen beitragen.

Die vornehmste Beschwerde der Bundesgenossen, daß das zum gemeinschaftlichen Kampf bestimmte Geld, das sie zusammenbrachten, in Athen nach Belieben verwendet wurde, hatte auch Widerhall in Athen gefunden; denn immer gab es hier einen gewissen Widerspruch. Perikles antwortete, Athen sei den Bundesgenossen schuldig, sie zu schützen; wenn es die Pflicht erfülle, stehe es vollkommen in seiner Hand, mit ihren Beiträgen nach seinem Gefallen zu verfahren. Diese Verfügung über die öffentlichen Gelder unter Teilnahme einer Volksgemeinde, welche die übrigen beherrschte, war etwas Neues in der Welt. Wir besitzen noch ein Denkmal dieser Tatsache in den Ueberresten der Bauwerke des Perikles, die noch heute die allgemeine Bewunderung fesseln. In der perikleischen Zeit scheint die bildende Kunst das Trefflichste geleistet zu haben, was ihr überhaupt gelungen ist. Wer kennt nicht die Schicksale des Parthenon [15]), welches Perikles aufrichtete, und an dem sich dann die Wogen der Ereignisse der späteren Jahrhunderte bis in die neueste Zeit gebrochen haben! Selbst die Wegführung der noch erhaltenen Reste hängt mit dem Verhältnis des Morgenlandes zu dem Abendlande zusammen. — Suchen wir nun die geschichtlichen Beziehungen, in denen sich das Bauwerk in seiner Fülle und Größe erhob, zu fassen. Die von den Persern zerstörten Heiligtümer der Burg von Athen waren bereits wiederhergestellt. Zur Errichtung eines neuen wählte Perikles einen schon von den Pisistratiden [16]) zu einem ähnlichen Zweck bestimmten Platz, das Hekatompedon, der damals noch leer war. Der Blick reicht von dieser Anhöhe von den marmorreichen Bergen Attikas über die Küsten und das Meer nach Aegina hin. Hier nun wurde ein Heiligtum aufgeführt, das nicht gerade zum Gottesdienst bestimmt war, aber doch zu Festzügen, und überdies einen sehr greifbaren, selbst staatlichen Zweck hatte. Dieser lag in der Bewahrung des Staatsschatzes, der damals bedeutender war als jemals früher oder später; er betrug gegen 10 000 Talente [17]), wozu die Bundesgenossen einen ansehnlichen Teil, etwa drei Fünftel, eingeliefert hatten. Diese Geldsumme, gemünzt oder auch nicht, war zu ferneren großen kriegerischen Unternehmungen bestimmt, wie Perikles selbst einmal ausgesprochen hat; sie bildete den Rückhalt, auf den man sich bei etwa eintretenden Verlegenheiten verlassen konnte. Die Verwaltung des Schatzes war einer Anzahl athenischer Bürger anvertraut; das Geld

selbst wurde aber, wie mehr als eine Inschrift bezeugt, in dem Hinterhaus des Parthenon verwahrt.

In dem Heiligtum (Cella) befanden sich noch andere kostbare Weihegeschenke; an dem Eingang stand das Riesenstandbild der Göttin, welches die Macht und den Geist von Athen, seine Zuversicht zu sich selbst versinnbildet: es war das Bildwerk der Athene aus Gold und Elfenbein, wie der olympische Zeus von der Hand des Phidias. Sie trug eine Siegesgöttin — denn den Siegen verdankte man alles —, die mit Kränzen geschmückt war, auf der einen Hand; auf der anderen Seite sah man Speer und Schild und auf ihrer Brust die gorgonische Aegis[18]. Wer sollte es wagen, ihr mit frevelnden Händen zu nahen!

Auch in den großen Angelegenheiten gibt es etwas Persönliches. Die Verherrlichung der Siege über die Perser diente zugleich zur Verherrlichung des Miltiades und Kimon. So war auch hier am Schilde der Göttin das Bild des Perikles angebracht. Man dürfte sagen, daß in diesem Denkmal die ganze Staatsverwaltung des Perikles zur Erscheinung kam: einmal die große Weltstellung selbst, die er erworben, dann das Uebergewicht zur See; denn die Bundesgenossen dienten dem mächtigen Vororte, sie hatten selbst über die Verwendung der Gelder nicht mitzureden. Diesen Sinn bekunden auch die übrigen Bauten des Perikles: jenes Theater am Vorgebirge Sunium, für welches die Uebung der Dreiruderer das Schaugebiet bildete im Angesichte der Kykladen, vor allem die Hafenstadt des Pyräus mit geräumigen Plätzen und weiten, in rechtwinkligen Linien aufeinander stoßenden Straßen, mit der Einrichtung der Häfen selbst für die Kriegsflotte und die Handelsflotte, welche die Fruchtbarkeit und Pracht des perikleischen Athen in sich schlossen und allen späteren Hafenbauten zum Vorbild gedient haben. In der Akropolis wurden die alten städtischen Heiligtümer durch eine Karyatidenreihe gleichsam abgeschlossen.

Prächtige Säulengänge verbanden die obere Stadt mit der unteren und schieden sie doch wieder. Es sind die Propyläen, die bis in die spätesten Zeiten, sobald die Kunst sich regte, zum Vorbild geworden sind. In der unteren Stadt errichtete Perikles Uebungsplätze für die heranwachsende Jugend, im alten Lyzeum sowie in den Gärten der Akademie, welche, durch die Gewässer des Ilissus belebt, wieder ein ländliches Ansehen gewannen. Man braucht nur die Bezeichnungen

zu nennen: Gymnasium, Lyzeum, Akademie, um innezuwerden, wieviel diese Anstalten, die für die körperliche und die geistige Ausbildung zugleich bestimmt waren, der Nachwelt wert gewesen sind. Sie sind gleichsam bezeichnend für die Kultur. Man mag die Staatskunst des Perikles bewundern oder nicht; aber durch die geistige Tatkraft, mit welcher er seine mit treffendem Sinn entworfenen Schöpfungen ins Leben rief, hat er sich ein Denkmal für die Menschheit errichtet.

Bei der Ausführung der Bauwerke war Perikles von einer Anzahl bewährter oder emporkommender fähiger Männer unterstützt, an deren Spitze wir Pheidias finden, der eine gewisse Leitung über die anderen führte. Man könnte mit Grund sagen, Perikles habe mit seinen Bauunternehmungen volksfürsorgliche Zwecke verbunden: seine Meinung war, auch der niedrige Bürgerstand, der nicht gerade an den Seefahrten und den kriegerischen Unternehmungen teilnahm, müsse den Vorteil des Staates genießen. Er beschäftigte das Handwerk, und zwar dergestalt, daß auch der Handwerkerstand, der von den zunächst Beteiligten herbeigezogen wurde, eine angemessene Beschäftigung fand. Niemand sollte feiern, niemand saumselig sein und jedermann zu leben haben. Die Bauwerke erhoben sich mit einer Geschwindigkeit, über welche die Welt staunte. Athen wurde nun eine wirkliche Stadt, während die anderen griechischen Orte Dörfer blieben, — es war die erste Stadt des Abendlandes und der Welt.

Perikles gehört zu den Volksführern adeliger Herkunft, welche sich an die Spitze der Volksherrschaft stellten und deren eigenes Leben erweckten. Mit Aristides oder gar mit Solon wird man ihn nicht vergleichen. Er hat nicht die sittliche Reinheit der Beweggründe, welche diese leiteten. Er schritt ganz auf den Spuren seines Großoheims Kleisthenes [19]) einher. Die Partei, die Kleisthenes eigentlich begründet hatte, hat Perikles zum Herrn des Gemeinwesens gemacht und vollkommen ausgebaut, so daß eine Wiederbelebung der adeligen Staatsauffassung kaum mehr zu erwarten stand. Der Gesichtspunkt, von dem bei ihm alles ausging, war die Entwicklung der Macht von Athen. Das lag schon in der Beförderung der Volksherrschaft, als es überall volksparteiliche Regungen in Griechenland gab, die sich nun an Athen anschlossen. Zugleich aber erhob Perikles die Herrschaft Athens über den Seebund zu einer Stärke, gegen die

kein Widerstand etwas vermochte. Er schloß alle Beziehungen aus, welche mit den Persern innerhalb des Bundes angeknüpft werden konnten, und schlug den Versuch, den die angesehenste der Inseln machte, eigenmächtig aufzutreten, mit den Waffen nieder. Diese Volks- und Seemacht bildete die Grundlage der Größe der Stadt. In beiderlei Hinsicht stieß Perikles mit Sparta zusammen[20]). Er wußte wohl, daß er der Macht der Peloponnesier zu Lande nicht gewachsen sei; um ihr aber nicht gleich bei dem ersten Anfall zu unterliegen, griff er zu einer Maßregel, die, großartig in sich selbst, verhängnisvoll für ihn und Athen werden sollte. War es in der Tat nicht möglich, indem er das offene Land den Einfällen der Peloponnesier preisgab, dabei dennoch das Wesen der Macht nicht allein zu behaupten, sondern zu verstärken und auf diese Weise das Uebergewicht zur See unerschütterlich festzusetzen? Auch die Angriffe von der Landseite her hätten, wenn sie keine Wirkung hervorbrachten, nach und nach unterbleiben müssen. Es liegt ein beklagenswertes Geschick darin, daß dies Vorhaben durch das Eingreifen unberechenbarer Naturkräfte gebrochen wurde. Jene Seuche brach aus [429 v. Chr.], die durch Thukydides' unvergleichliche Schilderung[21]) jedermann vor Augen steht. Sie lähmte die Schwingen Athens auf immer und machte dem Leben des Perikles mitten in seiner Wirksamkeit ein Ende. Wohin Perikles Athen auf seinem Wege geführt haben würde, wer könnte das sagen zu wollen sich vermessen? Mitten in den umfassendsten Unternehmungen war seine Seele immer auf das Vollkommene und Schöne gerichtet. Die Doppelseitigkeit seiner Natur, indem er durch die Förderung der Kunst die Religion stärkte und durch die Förderung der Vernunftforschung der freien Wissenschaft Raum machte, hat bewirkt, daß eines der großen Zeitalter der Gesittung mit seinem Namen bezeichnet wird. Das ist die Unsterblichkeit auf Erden. In dem Staate aber trat mit seinem Tode eine Veränderung von Grund aus ein.

Männer von hoher Bedeutung können überhaupt nie ersetzt werden; denn die Bedingungen müßten sich wiederholen, aus denen ihre eigenartige Stellung erwachsen ist.

Nr. 3. Alexander der Große (336—323 v. Chr.)[22].

I.

Ohne Waffen ist keine Betätigung eines Gemeinwesens nach außen, ist aber auch kein fester Bestand eines solchen an sich denkbar. Das Leben der Menschheit bewegt sich nun einmal in natürlichen Feindseligkeiten der Völker und Staatsgenossenschaften untereinander. Jedes Gemeinwesen muß imstande sein, sich selbst und alle, die ihm angehören, zu verteidigen. Wie könnte es sonst den Schutz gewähren, der für die Freiheit und die Tätigkeit eines jeden im Leben notwendig ist! Die Sicherheit des Einzelnen setzt die allgemeine voraus. Diese zu behaupten, ist der vornehmste Zweck menschlicher Vereinigungen; der Inbegriff der Verfassungen hängt davon ab. Naturgemäß vollzieht sich das in dem Maße, in welchem Feindseligkeiten zu erwarten sind, wie denn die griechischen Freistaaten nur auf einen Kampf mit ihresgleichen eingerichtet waren. Wenn nun aber ganze Völker aufeinanderstoßen, sind auch umfassendere Verfassungen dafür notwendig. Es muß eine höchste Gewalt geben, welche die gesamten Kräfte gegen die auswärtigen Feinde zu vereinigen imstande ist. Macht gegen Macht bilden sich dann kriegerische Einherrschaften, zwischen denen die Frage nicht allein die ist, welche die größere Truppenzahl ins Feld führt, sondern noch vielmehr die, welche die beste Kriegsführung besitzt. Der Krieg ist unvermeidlich; eine gewonnene oder verlorene Schlacht entscheidet über das Schicksal der Völker auf lange Zeit. Auf Angriff und Widerstand beruht der Verlauf der Weltgeschichte. Was ist eine Macht? Nur eben ein solches Volksgemeinwesen, welches zu Angriff und Verteidigung gleich geeignet und eingeübt ist. Indem nun weder die Griechen noch auch die Perser in ihrem langen Gegensatz zueinander zu einer solchen Verfassung gediehen waren, traten die Mazedonier in deren Mitte auf; diese aber gelangten dazu, wirklich eine Macht zu bilden. Die Einwirkung, welche sie ausübten, darf man als eine unermeßliche bezeichnen. Sie hat ein weltgeschichtliches Zeitalter begründet.

II.

Man hat wohl Philipp und Alexander (von Mazedonien) mit den Königen von Preußen Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. verglichen. Und wahr ist es, daß die beiden Väter den beiden Söhnen ein gewaltiges, schlagfertiges Heer hinterließen; beinahe die erste Handlung der beiden Söhne war es, sich des Gehorsams der Truppen zu versichern. Auch von Alexander wird das ausdrücklich erzählt. Aber der Unterschied ist, daß Friedrich II. eine Staatskunst einschlug, die ganz sein Eigen war, und einen Krieg begann, den sein Vater niemals unternommen hätte, Alexander dagegen in die staatsmännisch-kriegerische Richtung seines Vaters eintrat und sie fortsetzte. —

Wir untersuchen nicht, ob Alexander von Anfang an der Gedanke der Umwandlung des Morgenlandes vorgeschwebt hat; aber der Augenschein zeigt, daß er durch die Verflechtung der Angelegenheiten Schritt für Schritt dahin geführt wurde. Von den Kriegszügen gegen die Donauvölker, die er auch deshalb unternahm, weil er sonst die Macht seines Vaters über die Griechen nicht hätte behaupten können, war er zur Bekämpfung der in Griechenland ihm noch widerstrebenden Staaten fortgegangen und hatte sie überwältigt. Dadurch, daß diese noch einen Rückhalt an der persischen Macht in Kleinasien fanden, wurde Alexander zu einem Angriffe gegen die Perser selbst veranlaßt, dessen glücklicher Erfolg alle Erwartungen übertraf. Welch eine unvergleichliche Siegesbahn hat er zurückgelegt! Man kann ihm schon einen entscheidenden Anteil an der Schlacht von Chäronea [23]) zuschreiben. Dann folgten unter seiner eigenen Führung die Schlachten am Granikus, bei Issus, bei Gaugamela, endlich am Hydaspes [24]): fünf Schlachten, von denen jede eine neue Wendung der Weltverhältnisse bezeichnet! Hand in Hand gingen mit ihnen die Städteeroberungen von Theben, Halikarnaß, Tyrus, Gaza, in Indien der Bergfeste Aornos, der Stadt der Mallier: alles Waffentaten ersten Ranges in ununterbrochen glücklicher Aufeinanderfolge. Der Anteil Alexanders an dem Fortschritte der Erdkunde besteht hauptsächlich darin, daß er den Seeweg von den Ausflüssen des Euphrat zu denen des Indus wiederfand und zu wirklichem Gebrauche wieder eröffnete, wodurch erst das Ganze seiner Eroberungen zusammenschloß. Innerhalb dieses Kreises aber

kann man es als seine vornehmste Handlung betrachten, daß er der Vielgötterei, der durch die Herrschaft der Perser großer Eintrag geschehen war, in einem ungeheuren Gebiete wieder die Oberhand verschafte. Durch ihn verschmolzen die griechischen, ägyptischen, syrischen Gottheiten miteinander. Die Juden hat er geduldet; denn in ihrer Religion sah er nur eben eine völkische Einrichtung. Die Perser hat er niedergeworfen, ohne jedoch ihre religiösen Meinungen zu unterdrücken. Auch den Brahmanen gegenüber hat er die Sache der griechischen Götter verfochten. Allein noch etwas Anderes als den Götterdienst brachte er aus Griechenland mit sich herüber. Was läßt sich Größeres denken? Die Griechen hatten es zu einer vollkommenen Weltanschauung gebracht, soweit sie mit menschlichen Mitteln zu erreichen ist, zu einem alle Richtungen umfassenden Schrifttume, dem ersten, aber doch auch großartigsten, welches jemals hervorgetreten ist.

Diesen Gedanken eröffnete Alexander das Morgenland und unterwarf es ihnen; den Gedanken fügte er die Macht hinzu. Seine Siege sind zugleich Fortschritte der allgemeinen Gesittung, namentlich auch der gewerblichen und kaufmännischen, denen er überall neue Stätten gründete, die er dann mit seinem Namen zu bezeichnen liebte. In der Vermischung der Vielgötterei mit den großen Bildungsbestrebungen liegt das Kennzeichen des Zeitalters. Die Religion des Menschengeschlechtes, welche später emporkam, hat doch immer die Verbindung mit wissenschaftlichen und die Gesittung fördernden Gedanken festgehalten.

Wie Alexander uns geschildert wird, liegt etwas von dem Sehnsuchtsbild in ihm, welches die Griechen in ihrem Dionysos versinnbilden, der, vom Blitz erzeugt und von der Erde — denn das bedeutet doch wohl Semele — geboren, die Welt durchzieht: unwiderstehlich, siegreich, und der dann doch einen Kranz von Weinlaub trägt oder auch zugleich Zepter und Becher. Auch Alexander liebte den Genuß des Lebens; er war schwelgerisch beim Gelage, vertraulich und liebenswürdig im Umgange, freigebig bis zur Vergeudung; doch wehe dem, der ihn reizte: im Jähzorne war er seiner nicht mehr mächtig; dann aber gab er sich wieder dem bittersten Gefühle hin, das den Menschen ergreifen kann, der Reue über das nicht wieder Gutzumachende. Er war ein Mensch durch und durch leicht ergriffen von entgegengesetzten Strömungen. Er vermied die Gesellschaft der Thais [25]) nicht, verehrte aber

die Sisygambis [26]); er stieß Darius vom Thron und rächte seinen Tod. Bei allen seinen Mängeln bewährte er immer einen angeborenen Sinn, gleichsam einen Naturtrieb für das Großartige und wahrhaft Große. Alexanders persönliche Erscheinung zeigte eine seltene Vereinigung von Muskelkraft und rascher Bewegung. In seinen Augen meinte man zugleich den Ausdruck der empfänglichen Weichheit und des Löwenmutes zu erkennen. Bezeichnend erscheint in den Bildern, die das Altertum von ihm hatte, eine hohe freie Stirn mit rückwärts liegendem Haar, eine leichte Neigung seines Kopfes nach der linken Seite. Diese Büste im Louvre mit griechischer Inschrift, die man aus einer Werkstatt zu Athen herleitet, darf man wohl für eine Nachbildung eines bei Lebzeiten Alexanders gefertigten Urkunstwerkes halten. Sie atmet Seelenstärke, Feinheit and Gemüt. Der Beschauer kann sich kaum von ihr losreißen, wenn er dabei der Taten und Eigenschaften des Mannes gedenkt, den sie vorstellt.

Nr. 4. Das Christentum in dem römischen Reiche [27]).

Ueberblicken wir den Umkreis der alten Welt in den früheren Jahrhunderten, so finden wir ihn mit einer großen Anzahl unabhängiger Völkerschaften erfüllt. Um das Mittelmeer her, soweit von den Küsten die Kunde in das innere Land reicht, wohnen sie: mannigfaltig gesondert, ursprünglich alle enge begrenzt, in lauter freien und eigentümlich eingerichteten Staaten. Die Unabhängigkeit, die sie genießen, ist nicht allein staatlich: allenthalben hat sich eine örtliche Religion neu gebildet; die Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen haben sich gleichsam räumlich beschränkt; Staatsgottheiten von den verschiedensten Sinnbildern nehmen die Welt ein; das Gesetz, das ihre Gläubigen beobachten, ist mit dem Staatsgesetz unauflöslich vereinigt. Wir dürfen sagen, diese innere Vereinigung von Staat und Religion, diese zwiefache Freiheit, die nur etwa durch leichte Verpflichtungen der Stammesverwandtschaft beschränkt wurde, hatte den größten Anteil an der Bildung des Altertums. Man war in enge Grenzen eingeschlossen, aber innerhalb dieser konnte sich die ganze Fülle eines

jugendlichen, sich selber überlassenen Daseins in freien Trieben entwickeln.

Wie wurde dies alles so ganz anders, als die Macht von Rom emporkam! Alle die selbständigen Staaten, welche die Welt erfüllten, sehen wir einen nach dem anderen sich beugen und verschwinden: wie ward die Erde so öde an freien Völkern!

Zu anderen Zeiten sind die Staaten erschüttert worden, weil man aufgehört hatte, an die Religion zu glauben; damals mußte die Unterjochung der Staaten den Verfall ihrer Religionen nach sich ziehen. Mit Notwendigkeit, im Gefolge der staatlichen Gewalt, strömten sie nach Rom zusammen; welche Bedeutung aber konnte ihnen noch beiwohnen, sobald sie von dem Boden losgerissen wurden, auf dem sie einheimisch waren? Die Verehrung der Isis hatte vielleicht einen Sinn in Aegypten, sie vergötterte die Naturkräfte, wie sie in diesem Land erscheinen; in Rom ward ein Götzendienst ohne allen Sinn daraus. Indem dann die verschiedenen Götterlehren einander berührten, konnten sie nicht anders als sich wechselseitig bestreiten und auflösen. Es war keine Vernunftlehre zu erdenken, die ihren Widerspruch zu beseitigen vermocht hätte. Wäre dies aber auch möglich gewesen, so hätte es dem Bedürfnisse der Welt schon nicht mehr genügt.

Bei aller Teilnahme, die wir dem Untergange so vieler freien Staaten widmen, können wir doch nicht leugnen, daß aus ihrem Untergang unmittelbar ein neues Leben hervorging. Indem die Freiheit unterlag, fielen zugleich die Schranken der engen Völkereigentümlichkeiten. Die Völker waren überwältigt, zusammen erobert worden, aber eben dadurch vereinigt, verschmolzen. Wie man das Gebiet des Reiches den Erdkreis nannte, so fühlten sich dessen Einwohner als ein einziges, zusammengehörendes Geschlecht. Das menschliche Geschlecht fing an, seiner Gemeinschaftlichkeit inne zu werden.

In diesem Augenblicke der Weltentwicklung ward Jesus Christus geboren. Wie so unscheinbar und verborgen war sein Leben, seine Beschäftigung, Kranke zu heilen, ein paar Fischern, die ihn nicht immer verstanden, andeutend und in Gleichnissen von Gott zu reden; er hatte nicht, da er sein Haupt hinlegte; — aber auch auf dem Standpunkte dieser unserer weltlichen Betrachtung dürfen wir es sagen: unschuldiger und gewaltiger, erhabener, heiliger hat es auf Erden nichts gegeben

als seinen Wandel, sein Leben und Sterben. In jedem Worte seiner Sprache wehet der lautere Gottesodem; es sind Worte, wie Petrus sich ausdrückt, des ewigen Lebens; das Menschengeschlecht hat keine Erinnerung, welcher diese nur von ferne zu vergleichen wäre.

Wenn die völkischen Verehrungen je ein Stück wirklicher Religion in sich eingeschlossen haben, so war dies damals vollständig verdunkelt; sie hatten, wie gesagt, keinen Sinn mehr: in dem Menschensohn, Gottessohn erschien ihnen gegenüber das ewige und alleinige Verhältnis Gottes zu der Welt, des Menschen zu Gott.

In einem Volke ward Christus geboren, das sich durch ein einseitiges, strenges kirchliches Gesetz von allen anderen am entschiedensten absonderte, das sich aber das unermeßliche Verdienst erworben, den Glauben an e i n e n Gott, den es von Anbeginn bekannte, unwandelbar festzuhalten, sich ihm nie entreißen zu lassen. Allerdings dachte es ihn eben auch als einen völkischen Dienst, nunmehr aber bekam er eine ganz andere Bedeutung. Christus löste das Gesetz auf, indem er es erfüllte; der Menschensohn erwies sich nach seinem Ausspruch als Herr auch des Sabbats; er entfesselte den ewigen Inhalt der von einem engen Verstand unbegriffenen Formen. Aus dem Volke, das bisher durch unübersteigliche Schranken der Gesinnung und der Sitte von allen anderen getrennt war, erhob sich dann mit der Kraft der Wahrheit ein Glaube, der sie alle einlud und aufnahm. Es ward der allgemeine Gott verkündigt, durch den, wie Paulus den Athenern predigte, von e i n e m Blut aller Menschen Geschlechter über den Erdboden wohnen. Für diese erhabene Lehre war, wie wir sahen, eben der Zeitpunkt eingetreten; es gab ein Menschengeschlecht, sie zu fassen. Wie ein Sonnenblick, sagt Eusebius, leuchtete sie über die Erde dahin. In kurzer Zeit sehen wir sie von dem Euphrat bis an den Atlantischen Ozean, längs des Rheines und der Donau, über die gesamten Grenzen des Reiches ausgebreitet.

So harmlos und unschuldig sie aber auch war, so mußte sie doch der Natur der Sache nach starken Widerstand in den bestehenden Diensten finden, die sich an die Gewohnheiten und Bedürfnisse des Lebens, an alle alten Erinnerungen anschlossen und jetzt eine Wendung genommen hatten, durch die sie der Verfassung des Reiches doch auch wieder entsprachen.

Der Staatsgeist der alten Religionen versuchte sich noch einmal in einer neuen Bildung. Der Inbegriff aller jener selbständigen Staaten, welche einst die Welt erfüllt, ihr Gesamtinhalt war einem einzigen zuteil geworden: es gab nur noch eine einzige Gewalt, die von sich selber abhängig zu sein schien; die Religion erkannte dies an, indem sie dem Kaiser göttliche Verehrung widmete. Man richtete ihm Tempel auf, opferte ihm auf Altären, schwur bei seinem Namen und feierte Feste, seine Bildnisse gewährten ein Schutzrecht. Die Verehrung, die dem Genius des Kaisers erwiesen wurde, war vielleicht die einzige allgemeine, die es in dem Reiche gab. Alle Götzendienste bequemten sich ihr: sie war deren Stütze.

Dieser Dienst des Cäsar und die Lehre Christi hatten im Verhältnisse zu den örtlichen Religionen eine gewisse Aehnlichkeit; aber zugleich standen sie auch in einem Gegensatze, der sich nicht schärfer denken läßt.

Der Kaiser faßte die Religion in dem weltlichsten Bezug, — an die Erde und ihre Güter gebunden; ihm seien sie übergeben, sagt Celsus[28]); was man habe, komme von ihm. Das Christentum faßte sie in der Fülle des Geistes und der überirdischen Wahrheit. Der Kaiser vereinigte Staat und Religion; das Christentum trennte vor allem das, was Gottes, von dem, was des Kaisers ist. Indem man dem Kaiser opferte, bekannte man sich zur tiefsten Knechtschaft. Eben darin, worin bei der früheren Verfassung die volle Unabhängigkeit bestand, in der Vereinigung der Religion und des Staates, lag bei der damaligen die Besiegelung der Unterjochung. Es war eine Tat der Befreiung, daß das Christentum den Gläubigen verbot, dem Kaiser zu opfern.

Der Dienst des Kaisers war endlich auf die Grenzen des Reiches, des vermeintlichen Erdkreises, beschränkt; das Christentum war bestimmt, den wirklichen zu umfassen, das gesamte Menschengeschlecht. Das ursprüngliche, älteste religiöse Bewußtsein, wenn es wahr ist, daß ein solches allem Götzendienste vorangegangen, oder wenigstens ein unbedingt reines, durch keine notwendige Beziehung auf den Staat getrübtes, suchte der neue Glaube in den Völkern zu erwecken und setzte es dieser weltbeherrschenden Gewalt entgegen, die, nicht zufrieden mit dem Irdischen, auch das Göttliche unterwerfen wollte. Dadurch

bekam der Mensch eine geistige Kraft, in der er wieder selbständig, frei und persönlich unüberwindlich wurde; es kam Frische und neue Lebensfähigkeit in den Boden der Welt; sie wurde zu neuem Hervorbringen befruchtet.

Es war der Gegensatz des Irdischen und des Geistigen, der Knechtschaft und der Freiheit, allmählichen Absterbens und lebendiger Verjüngung. Hier ist nicht der Ort, den langen Kampf dieser gegensätzlichen Weltanschauungen zu beschreiben. Alle Lebenskräfte des römischen Reiches wurden in die Bewegung gezogen und allmählich von dem christlichen Wesen ergriffen, durchdrungen, in diese große Richtung des Geistes fortgerissen. Von sich selber, sagt Chrysostomus[29]), ist der Irrtum des Götzendienstes erloschen. Schon ihm erscheint das Heidentum wie eine eroberte Stadt, deren Mauern zerstört, deren Hallen, Theater und öffentliche Gebäude verbrannt, deren Verteidiger umgekommen seien; nur unter den Trümmern sehe man noch ein paar Alte, ein paar Kinder stehen. Bald waren auch diese nicht mehr, und es trat eine Verwandlung ohnegleichen ein.

Aus den Katakomben stieg die Verehrung der Blutzeugen hervor; an den Stellen, wo die olympischen Götter angebetet worden, aus den nämlichen Säulen, die deren Tempel getragen, erhoben sich Heiligtümer zum Gedächtnisse derjenigen, die diesen Dienst verschmäht und darüber den Tod erlitten hatten. Der Gottesdienst, den man in Einöden und Gefängnissen begonnen, nahm die Welt ein. Man wundert sich zuweilen, daß gerade ein weltliches Gebäude der Heiden, die Basilika, in eine Stätte christlicher Verehrung umgewandelt worden. Es hat dies doch etwas sehr Bezeichnendes. Der Nischenausbau der Basilika enthielt ein Augusteum, die Bilder eben jener Kaiser, denen man göttliche Ehre erwies. An deren Stelle trat, wie wir es in so vielen Basiliken noch heute sehen, das Bild Christi und der Apostel; an die Stelle der Weltbeherrscher, die selber als Götter betrachtet wurden, trat der Menschensohn, Gottessohn. Die örtlichen Gottheiten wichen, verschwanden. An allen Landstraßen, auf der steilen Höhe des Gebirges, in den Pässen durch die Talschluchten, auf den Dächern der Häuser, in der Mosaik der Fußböden sah man das Kreuz. Es war ein entschiedener, vollständiger Sieg. Wie man auf den Münzen Konstantins[30]) das Labarum mit dem Namens-

zuge Christi über dem besiegten Drachen erblickt, so erhob sich über dem gefallenen Heidentume Verehrung und Name Christi.

Auch von dieser Seite betrachtet: wie unendlich ist die Bedeutung des römischen Reiches! In den Jahrhunderten seiner Erhebung hat es die Unabhängigkeit gebrochen, die Völker unterworfen; es hat jenes Gefühl der Selbständigkeit, das in der Sonderung lag, vernichtet; dagegen hat es dann in seinen späteren Zeiten die wahre Religion aus seinem Schoße hervorgehen sehen — den reinsten Ausdruck eines gemeinsamen Bewußtseins, welches weit über seine Grenzen reicht, des Bewußtseins der Gemeinschaft in dem einen wahren Gott. Dürfen wir sagen, daß das Reich durch diese Entwicklung seine eigene Notwendigkeit aufhob? Das Menschengeschlecht war nunmehr seiner selbst inne geworden: es hatte seine Einheit in der Religion gefunden.

Nr. 5. Seneca († 65 n. Chr.)[31].

Seneca nimmt gerade dadurch einen hohen Rang in der Geschichte ein, daß er der auf Gewalt gegründeten Macht eines Oberhauptes in Rom eine andere Richtung zu geben trachtete; um es mit einem Wort zu sagen: Seneca hat den Versuch gemacht, der schrankenlosen Selbstherrschaft das Gepräge einer gesetzmäßigen Einherrschaft zu geben.

In der an Nero[32]) gerichteten Schrift „Von der Gnade“ geht er davon aus, daß diese Eigenschaft von beiden Parteien — er meint die vernunftwissenschaftlichen — als Tugend betrachtet werde: von den Stoikern[33]), zu denen er sich selbst rechnet, die den Menschen als ein zum Wohle der menschlichen Gesellschaft geborenes Geschöpf erklären, und von den Epikuräern[34]), die alles auf ihren eigenen Nutzen und Vorteil beziehen, indem sie die Bestimmung des Menschen in der Glückseligkeit und im Vergnügen sehen. Er spricht also im Namen der allgemeinen vernunftwissenschaftlichen Ueberzeugung. Sein Hauptsatz ist, daß diese Tugend dem Fürsten gezieme. Jene Verhältnisse, durch welche die Milde Cäsars[35]) seinen Nachfolgern verhaßt geworden, erwähnt er nicht; möglich aber ist doch, daß sie ihm vorschwebten: denn den Gewalttätigkeiten, die da eingetreten, setzt sich sein Begriff von dem Prin=

zipat [36]), das er als fest gegründet betrachtet, entgegen. Sein Sinn ging dahin, nachdem dies geschehen, die höchste Gewalt von den Gewaltsamkeiten loszureißen, die dem Kaiser bis dahin die Nachfolge Cäsars erhielten, so daß sich aus all den vorgekommenen Verwirrungen der Begriff der gesetzmäßigen Einherrschaft erhebt. Er spricht den Grundsatz aus, daß die höchste Gewalt wohltätig sein müsse; man müsse vor dem Fürsten nicht fliehen, wie vor einem aus seinem Lager emporspringenden wilden Tier, sondern ihn betrachten wie ein wohltätiges Gestirn. Man müsse erfahren, daß seine Sorge das Allgemeine und die einzelnen umfasse; jeder müsse wissen, daß der Fürst zwar über ihm, aber doch für ihn sei. Eben darum, weil der Fürst für sie sorgt, sollen die Menschen ihn in Schutz gegen jede Gefahr nehmen und ihre Waffen dahin wenden, wohin er befiehlt. Darin liege keine Wegwerfung, wenn Tausende sich für ein Oberhaupt opferten. Die Menge hänge von dem Fürsten ab, wie der Körper von der Seele; sie werde durch ihn regiert, und sie würde selbst zugrunde gehen, wenn nicht ein Wille sie leite; der Fürst sei der Lebensgeist des gesamten Staates und halte ihn zusammen. So entsteht dem Begriff der Einherrschaft zur Seite die Vorstellung einer gerechtfertigten Untertänigkeit. Die Gleichbedeutung der Belangen des Fürsten und des Gemeinwesens tritt hier um so bedeutender auf, da sie zugleich tatsächlich verwirklicht zu werden die Aussicht fassen konnte.

In bezug auf Nero ist der mit treffender Schärfe ausgedrückte Schluß gleichwohl bündig: er muß den Körper schonen, dessen Seele er ist; damit schont er sich selbst!

In seiner Schrift „Ueber den Zorn" bezeichnet Seneca den Fürsten in sehr gemäßigten Worten als den Vorsteher der Gesetze, d. h. doch des gesetzlichen Zustandes, eigentlich mit ihrer Ausführung betraut als Lenker des Staates, und gibt dann an, wie er die Strafgewalt ausüben solle. Sein erstes Ziel soll sein, die Tugend beliebt, das Laster verhaßt zu machen. Wenn das zu nichts führt, so gehe er zu Ermahnungen und Rügen über; wenn auch diese nicht fruchten, so mag er strafen, aber auf eine Weise, daß noch Raum für Verzeihung übrig bleibt. Er stellt den Fürsten dar wie einen Arzt: er soll das Uebel heilen, nur in dem äußersten Falle mit dem Tode strafen — nur dann, wenn es für den, den er straft, das beste ist zu sterben. An der Voll=

ziehung der Strafe darf er nicht das mindeste Wohlgefallen blicken lassen; sie soll nur zur Warnung dienen. Wie so ganz lief das den Strafvollziehungen entgegen, die unter den Kaisern, selbst unter Claudius (41—54), an der Tagesordnung waren und ohne alle Scheu als Rache betrachtet wurden! Seneca meinte eben, die Einherrschaft mit freistaatlichen Gesinnungen ausgleichen zu können. Er hatte kein Hehl damit, daß er selbst solche Gesinnungen hege.

In das Trostschreiben an Marcia, die Tochter jenes Cremutius Cordus, der dafür, weil er Cassius [37]) in seinem Geschichtswerk den letzten Römer genannt hatte, mit dem Tode hatte büßen müssen, webt Seneca eine Lobeserhebung dieses Geschichtschreibers ein. Er rühmt dessen altrömische Gesinnung; man werde ihn lesen, solange es jemanden gebe, der eine Rückkehr zu den Handlungen der Vorfahren für wünschenswert halte; mit seinem Geiste habe er die Aechtenden auf ewig selbst geächtet. Er führt dann Cordus [38]) ein, der den jenseitigen Zustand dem diesseitigen vorzuziehen scheint; denn dort höre man nichts von kriegerischem Getümmel, noch von dem den Tag ausfüllenden Lärm, noch von Gattenmorden, die man erdichte oder auf die man denke.

Wir haben einen Brief von Seneca, in welchem er sich die Beweisgründe Epikurs gegen die Strafen in der Unterwelt zu eigen macht. Er verbindet den Begriff der stoischen Tugend mit dem Unglauben der Jünger Epikurs, die Verherrlichung der Römer, welche den Tod der Sklaverei vorziehen, mit griechischer Ueberlegung; Cato [39]) hat bei ihm den „Phädon“ des Plato [40]) auf der einen und das Schwert auf der anderen Seite. Er flicht in den Untergang des Helden zugleich den Gedanken der Unsterblichkeit ein. Aber der Gedanke der Freiheit tritt bei ihm nicht minder stark hervor. Er preist Cato als einen Mann, der mitten im allgemeinen Zusammenbruch aufrecht stehe. Wenngleich alles der Herrschaft eines einzigen unterworfen ist und alle Pforten bewacht sind, so findet er doch eine, die einen Ausgang offen läßt: mit einer Hand wird er der Freiheit eine Bahn öffnen. Das Schwert, das für das Gemeinwesen die Freiheit nicht hat herstellen können, wird sie für Cato herstellen.

Die prächtige Schilderung vom Tode Catos läßt keinen Zweifel darüber, daß Seneca zu derselben Schule gehört wie sein Neffe Lu-

can[41]), die hauptsächlich in Cato ihr Vorbild erblickte. Jedoch waren seine Gedanken keineswegs von so durchgreifender Natur und Aussicht. Lucan spricht den Wunsch des Umsturzes der bestehenden Staatsleitungsform aus; Seneca deutet nur die Möglichkeit eines solchen an.

Senecas allgemeine Gedanken über Gott und Welt waren keineswegs die in Rom seit Jahrhunderten eingelebten und eingebürgerten.

In dem Eingang zu den „Naturbetrachtungen" sieht man, in welcher Höhe über den allgemeinen Erscheinungen der Welt und der Zeit Seneca sich hielt. Was die Römer den Erdkreis nennen, erscheint ihm nur als ein geringer Teil des Weltalls. Wenn man, sagt er, seine Augen von oben her auf den Erdkreis wirft, so ist er doch nur eng, großenteils von der Flut bedeckt, zum Teil brennend heiß, zum Teil starrend vor Kälte; ist das der Mühe wert, daß sich so viele Völker darum schlagen? Die Kriegsscharen mit ihren aufgerichteten Fahnen, die Reiterei, welche die Flüsse überschreitet, sind dem Ganzen gegenüber sehr kleinliche Erscheinungen. Er bezeichnet die Grenzen des römischen Reiches, wie man sie damals kannte, und bei denen es bleiben müsse. Die Parther sollen nicht den Euphrat überschreiten, die Dazier nicht die Donau, dieser Fluß soll Sarmaten und Römer trennen, der Rhein die Grenze Germaniens bilden.

Hochbedeutend ist es doch, daß so in der Mitte der römischen Welt eine Ansicht auftaucht, der das Reich in seiner allgemeinen Ausdehnung nur als etwas Beschränktes erschien, was selbst dann nicht anders sein werde, wenn sie auf beiden Seiten den Ozean erreiche. In jenen Zeiten machte das Ueberschreiten des Ozeans unter Claudius den größten Eindruck als ein neuer Sieg des Menschen über die Naturgewalten, des römischen Kaisers über die Götter des Meeres. Von niemandem ist das freudiger begrüßt worden als von Seneca, hauptsächlich inwiefern darin ein Fortschrtit der Weltentdeckung lag.

Sein Trauerspiel „Medea" preist vor allem den Gedanken der Schiffahrt, ihren Ursprung und ihre unermeßliche Wirkung auf die Erde und das Menschengeschlecht. Jetzt bedarf es keiner Argo[42]) weiter, das Meer hat sich unterworfen. Jede Begrenzung ist aufgehoben, die Erde ist allenthalben durchfahrbar geworden. Daran knüpft sich dann die berühmte Voraussage, daß der Ozean die Fesseln der Dinge lösen, die gesamte Erde sich öffnen und Tiphys, der Steuermann

der Argonauten, eine neue Welt entdecken werde, so daß man nicht mehr von der ultima Thule [43]) reden wird. Nicht gerade von der Auffindung einer neuen Erdhälfte ist die Rede, aber von einer unbegrenzten dehnung der Schiffahrt und neuen Entdeckungen. Man sieht wohl: der Dichter Seneca steht in der Mitte des Weltalls wie der Weise Seneca. Er hat eine unbegrenzte Umschau, indem er doch auf dem Boden seiner Zeit verharrt.

In den Trauerspielen ist ein durchgehender Zug, daß die unmittelbare Einwirkung der Götter, welche die alten Sagen bieten, zurücktritt; die menschlichen Leidenschaften, das sind die Götter. Nur Juno, das Sinnbild der Eifersucht, tritt zuweilen in Handlung; die Qualen des Tartarus bestehen, aber sie tragen doch mehr ein dichterisches Gepräge; sie erinnern hie und da bereits an die Hölle des Dante. Nicht selten findet sich der Ausruf, es gebe keine Götter, der aber dann wieder durch die Lehre, es gebe einen höchsten Gott, den Begründer des Weltalls, durchbrochen wird — ungefähr wie in den vernunftwissenschaftlichen Schriften Senecas, in denen man häufig, selbst da, wo man es nicht erwartet, auf Erörterungen über die wichtigsten Fragen stößt, welche die allgemeinen Weltanschauungen betreffen: über den stofflichen Bestand der Welt, wer ihr Urheber, wer ihr Wächter, wer Gott überhaupt sei, ob er der Weltschöpfer, ein Teil der Welt oder die Welt selbst sei, das heißt also, ob es einen außerweltlichen Gott gebe oder nicht, ob er an den Dingen etwas verändern könne nach Bestimmung des Schicksals oder nicht, was doch sagen will, ob es ein Schicksal gebe über den Göttern. Er kennt nur e i n e n Gott, der seine eigene Notwendigkeit ist. Aus der bloßen vernunftwissenschaftlichen Anschauung geht ihm die Einheit Gottes hervor. Dabei wird aber dessen Einwirkung auf die veränderlichen Begebenheiten der Welt zweifelhaft, da ihm ja nichts gefallen könne, woran er nicht immer Gefallen gefunden habe.

Indem aber Seneca die Vorstellung des Glaubens an einen Gott begründet, gewinnt er doch nach dem Vorgang anderer Stoiker auch der Vielgötterei eine Seite ab, die ihn allenfalls annehmbar macht: er ist nicht dagegen, wenn man die Gottheit Jupiter Optimus Maximus bezeichnet. Er bestreitet selbst nicht den Namen Jupiter Stator, den man aber nicht daher leiten dürfe, daß er eine Flucht der Römer zum

Stehen gebracht habe, sondern weil der Bestand aller Dinge in seiner Hand ruhe. Das Fatum ist nichts anderes als die den Dingen innewohnende Verflechtung der Ursachen; Gott ist die erste Ursache von allem, also ist Gott das Fatum.

So begreift er auch die Seele als eine Einheit. Alle die besonderen guten Eigenschaften: Gerechtigkeit und Ehrlichkeit, Mäßigkeit und Klugheit, endlich die Tapferkeit selbst, sind Eigenschaften derselben Seele. Nicht die Tugenden gefallen, sondern der Geist, der sie besitzt.

Die Vorstellung von der Einheit Gottes erscheint auch bei dem Redner Seneca sehr ausdrücklich; sie war eben nicht mehr die Lehrmeinung einer Schule, sondern gleichsam die allgemeine Annahme der denkenden Geister.

Nr. 6. Rückblick und Ausblick (4. Jahrh. n. Chr.) [44].

Im Laufe der drei ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung hatte sich das römische Kaisertum von den Bedingungen losgerissen, unter denen es entstanden war. Von der Herrschaft eines städtischen Gemeinwesens über untertänige Landschaften, von der Herrschaft eines großen Geschlechtes in ihm, wovon einst alles ausging, war schon lange nicht mehr die Rede. Das geheiligte Ansehen der alten Welthauptstadt erhielt sich; der Senat behauptete eine gewisse Würde; aber in den Kämpfen der letzten Zeiten war ihm das Recht, die Kaiser einzusetzen oder auch nur zu bestätigen, entwunden worden. Das Kaisertum, wie es jetzt dastand, beruhte nicht auf der Herrschaft einer Stadt, einer Körperschaft, eines Geschlechtes: sein Rechtsanspruch entsprang aus seinem Berufe, den Frieden im Reiche zu wahren und dessen Grenzen zu behaupten, — das eine und das andere in Verbindung mit der bewaffneten Macht.

Diese im Stand zu halten, mußte Italien so gut beitragen wie die anderen Provinzen. Rom und die benachbarten Landschaften verloren ihre bisherigen Ausnahmestellungen. Der Begriff des Reiches in seiner Gesamtheit hatte das Uebergewicht über das Herkommen, auf welches jene Vorrechte sich gründeten, gewonnen.

Wie weit lagen die Zeiten zurück, in denen das vergötterte Rom und der jeweilige Kaiser angebetet wurden! Konstantin hatte den großen Schritt gewagt, das Kaisertum von den religiösen Beziehungen, durch welche es an den römischen Götterdienst gebunden war, abzulösen. Er zog das Bekenntnis vor, welches sich im Gegensatz zu den völkischen Beschränkungen ausgebreitet hatte, und verschaffte ihm durch seinen Beitritt die Oberhand im Reiche. Zu alledem gehörte nun, wie bereits angedeutet worden ist, die Errichtung einer neuen Hauptstadt neben der alten. Es konnte keinen geeigneteren Ort dafür geben als Byzanz, welches einst durch seine glückliche Lage in der Mitte zweier Weltteile und zugleich zweier Meere an dem Bosporus, der sie verbindet und dessen eindringende Gewässer jenen umfangreichen, tiefen und doch überall ankerbaren Hafen bilden, den schon die älteste Göttersage das Goldene Horn genannt hat, zu einer der blühendsten Handelsstädte des Altertums geworden war. Die Landzunge, auf der es sich erhob, machte eine kräftige Verteidigung gegen feindliche Angriffe von der Landseite möglich; der Angriff zur See wird durch die nach Süden gerichtete Strömung der Propontis [Marmarameer] und den im Sommer herrschenden Nordwind erschwert. Es war eine Art von natürlicher Festung und doch ein Mittelpunkt für den ausgebreiteten Verkehr nach allen Seiten hin. Dahin nun verlegte Konstantin die neue Hauptstadt. Für das Reich bildete Byzanz ohnehin eine der bedeutsamsten militärischen Stellungen — nicht allein zur Ueberführung der streitbaren illyrischen Kriegsvölker nach Asien, welches durch sie in Unterwerfung gehalten wurde, sondern auch zu dem Zwecke, die in den asiatischen Feldzügen ausgebildeten Waffengattungen wieder in dem Abendlande zu verwenden. Byzanz war ein Bollwerk gegen die ostgermanischen Völkerschaften, ein Mittelpunkt für die alle Provinzen diesseit und jenseit des Aegäischen Meeres verbindende und ihre gegenseitigen Beziehungen erhaltende Seemacht. Hier hatte aber der Kaiser nichts von den alten Ueberlieferungen und Ansprüchen der Römer zu besorgen, welche seinen letzten Vorgängern oft beschwerlich gewesen waren. Wenn der Kaiser in Rom aus einem unabhängigen Gemeinwesen hervorgegangen war, so erschien die neue Hauptstadt vielmehr als das Werk seiner Hände, ein Denkmal seiner Siege; mit Recht hat Konstantin ihr seinen Namen gegeben.

Die Verlegung der Hauptstadt schloß zugleich eine völkische Veränderung in sich ein. In der Ausbildung des griechisch-römischen Geistes hatte in der alten Hauptstadt, wie sich versteht, der römische überwogen; in der neuen erlangte der griechische das Uebergewicht: denn eben aus den benachbarten griechischen Landschaften sammelten sich die Einwohner auf Befehl oder freiwillig an dieser Stelle. Wenn die herrschenden Klassen allerdings altrömisch waren und blieben, so umgaben sie sich doch mit einer Bevölkerung, die sich in griechischen Vorstellungen und Gewohnheiten bewegte und nach und nach den Einfluß, den eine große Hauptstadt immer ausübt, im öffentlichen Leben zur Geltung bringen mußte. Der vielgestaltige Geist der Griechen zu einer alleinherrlichen Führung, die aber dadurch eine besondere Färbung erhielt, daß die Bevölkerung durch die Teilnahme an der religiösen Entwickelung unaufhörlich angeregt und bestimmt wurde. Auch insofern darf man wohl einen neuen Zeitraum der Geschichte des Kaisertums von der Gründung Konstantinopels beginnen lassen.

Wenn nun aber die Zusammenlegung der Verwaltungs- und Heereseinrichtungen in ihrer Verbindung mit der Religion der kaiserlichen Macht offenbar zustatten kam, so war sie doch keineswegs so befestigt, daß sie ohne Erschütterung auf den Nachfolger hätte übergehen können. In Beziehung auf die äußere Macht führte die Errichtung der neuen Hauptstadt selbst einen Nachteil herbei, der zwar nicht gleich damals, aber doch in der Folge der Zeiten auf das stärkste hervorgetreten ist.

War es nicht — so darf man fragen — von vornherein einleuchtend, daß, indem der Osten die Kraft des Reiches vorzugsweise beschäftigte, alsdann der Westen der unmittelbaren Fürsorge der Kaiser entbehren würde, deren er allezeit bedurfte? Im Westen regten sich die tatkräftigen germanischen Stämme; — wie sollte es möglich sein, sie von einer entlegenen Hauptstadt her in Unterordnung oder auch nur in sicherem Frieden zu erhalten? Eben darin aber lag der vornehmste Beruf des Kaisertums, die Machtstellung des römischen Reiches ungeschmälert zu behaupten. Konstantin selbst bekam noch zu empfinden, daß die freundschaftlichen Verbindungen, in die er mit Persien getreten war, nicht auf immer bestehen würden; die alten Feindseligkeiten, welche das römische Reich, das dem mazedonischen nachgefolgt war, von jeher

beschäftigten, lebten wieder auf: sie enthielten völkische und religiöse Gegensätze, die immer von neuem hervorbrachen.

Davon aber wurden die Verhältnisse zu den ostgermanischen Stämmen, die jenseit des Limes [45]) an der Donau saßen, nahe berührt. Die Goten hatten ihre früheren, zu Zeiten sehr glücklichen Unternehmungen gegen die östlichen Provinzen des Reiches noch nicht vergessen; sie waren selbst in den Streit Konstantins mit Licinius verwickelt gewesen. Jetzt standen sie größtenteils als Bundesgenossen in römischem Dienst; wie durfte man aber erwarten, daß die eben in ihrem Aufschwung begriffenen und in Völkerbeziehungen, die dem römischen Reiche fern lagen, verflochtenen Stämme durch Vergünstigungen vorübergehender Art, wie sie ihnen Konstantin angedeihen ließ, auf immer gefesselt bleiben würden?

Im Osten und Westen waren die Kräfte zurückgedrängt, die dem Reiche Gefahr drohten, aber in jedem Augenblick konnten sie sich mit verdoppeltem Ungestüm wieder erheben. Man wird die Belangen der Geschichte der Menschheit nicht in der Behauptung des Kaisertums suchen; sie lagen ebenso sehr oder vielleicht noch mehr auf der anderen Seite. Aber das Kaisertum schloß eine die ganze gesittete Welt umfassende Macht in sich, welche auch auf die, von denen es angegriffen wurde, die größte Wirkung ausübte. Für die Folge der weltgeschichtlichen Bewegung kam es doch in der Tat auf eine Verständigung der natürlichen Gegensätze an. Das Kaisertum war durch seine Verbindung mit dem Christentum, das nun auch jenseit seiner Grenzen ausgebreitet wurde, diesem Belang entgegengekommen.

Das führte aber im Innern des Reiches wieder zu beunruhigenden Bewegungen. Die alten Götterdienste, welche in dem Grund und Boden und in der Geschichte der einzelnen Landschaften wurzelten, waren nicht sogleich zu vertilgen. Und wie hätte die römisch-griechische Gesittung, die auf ihnen beruhte, nicht noch einmal selbstbewußt widerstreben sollen? Das Christentum mochte sich in der Verfassung, die es hatte, dem Kaisertum anschließen; aber es war schon selbst in einer Verschiedenheit der Meinungen über die tiefsten Geheimnisse begriffen, deren Konstantin durch Kirchenversammlungen Meister geworden war [46]), die er aber nicht völlig hatte heben können. Wie lange konnte

es dauern, bis das Kaisertum mit den der Kirche innewohnenden Bestrebungen der Selbständigkeit in Zwist geriet?

Wir blicken in eine Welt von Gegensätzen, in welcher die Vergangenheit auf die Gegenwart wirkt und in dieser wieder die Keime der Zukunft sichtbar werden, ein Verhältnis, auf welchem der innere Zusammenhang der weltgeschichtlichen Begebenheiten überhaupt beruht. Von Gefahren umringt und mitten im Kampfe geistiger Mächte, hatte Konstantin Entschlüsse gefaßt, die seine Lage forderte und die seiner Ueberzeugung entsprachen. Er ist dadurch einer der bahnbrechenden Führer der Menschheit geworden. Aber damit wurden Veränderungen hervorgebracht und Zustände gegründet, die wieder neue Gegensätze veranlaßten. Der Kampf und Widerstreit aller dieser Dinge, die zugleich Lebenskräfte sind, erfüllt die folgenden Zeiten, wobei sich dann herausstellt, daß die Züge der Entwicklung in ihren mannigfaltigen Erscheinungsformen sich berühren, die der Religion und der Macht der äußeren Kriege und des inneren Friedens und alle untereinander; sie bedingen das ununterbrochene, von der Vergangenheit gebundene, aber immer nach neuen Zielen ringende Leben des Menschengeschlechts. Man hat nicht einen ruhig gleichmäßigen Strom der Begebenheiten vor sich; die Aufmerksamkeit muß nach den verschiedenen Seiten gerichtet sein.

Das Mittelalter (476—1517 n. Chr.).

Nr. 1. Die Germanen und das römische Reich[1]).

Im 4. Jahrhundert war das Kaisertum, welches noch immer die Welt zu umfassen meinte, im vollen Besitz seiner Verwaltungs- und Heeresgewalt. Im Innern geriet es jedoch in eine religiöse, nach außen in eine völkische Verwicklung, deren Ausgang seine Zukunft bestimmen mußte. Der Kampf der Religionen war noch keineswegs ausgefochten. Aber überdies trat in der christlichen, zu welcher die Kaiser sich nunmehr bekannten, ein Streit der Bekenntnisse ein. Es war die Zeit der geistvollen Schaffenskraft der Gottesgelahrtheit: was die tiefsten Geister auf dem Grund der Schrift gedacht hatten, wurde dann durch die allgemeinen Kirchenversammlungen gutgeheißen. Dem aber konnte sich auch das Kaisertum nicht entziehen; der Allgewalt des Kaisertums gegenüber erhob sich die rechtgläubige Lehre, die in der Kirche die Oberhand behielt, zu einer Macht, welcher die Kaiser, mochten sie dazu geneigt sein oder nicht, durch den Wechsel der Ereignisse genötigt, zustimmten. In der Verbindung der Geistlichkeit mit dem Kaisertum bildete sich der griechisch-römische Katholizismus, welcher die Abweichungen des Arianismus von sich stieß. Noch war dieser Zwiespalt im vollen Gange, als die Germanen, welche den Arianismus in der Zeit, in der sich die Kaiser noch zu ihm bekannten, angenommen hatten, in das römische Reich eindrangen. Die Vandalen haben sich ausdrücklich auf die Kirchenversammlung von Rimini[2]) bezogen. Wie ganz anders war das seitdem geworden! Die Arianer erschienen als Gegner der Rechtgläubigkeit, der sich die Kaiser anschlossen. Wenn sie nun in dem römischen Reiche Eingang fanden, so lag darin nicht allein ein völkischer, sondern ein kirchlicher Gegensatz gegen die höchsten geistlichen und kirchlichen Gewalten.

Dies große Ereignis, das Eindringen der Germanen in das römische Reich, brauchen wir aber, wenn ich daran erinnern darf, nicht aus entfernten Völkerbewegungen herzuleiten, obwohl diese Einfluß

darauf hatten. Es war in der Hauptsache eine Fortentwicklung der germanischen Geschichte überhaupt. Ihren ersten Zeitraum umfaßt der Einfall der Römer in Germanien und dessen Zurückweisung; den zweiten den Jahrhunderte andauernden Streit an dem römischen Limes. Diesem gehören die beiden noch vom Dunkel der Sage umgebenen Gestalten der alten gotischen Stammeshäupter an: Hermanarich[3]), der ein Eroberer, Athanarich[4]), der ein friedlicher Fürst in dem bereits eingenommenen Gebiete war. An eben diese knüpfte sich dann der dritte Zeitraum, der des Einfalles der Germanen in das römische Gebiet. In der Ausbildung und Ausbreitung ihrer Macht fanden die Goten kraftvolle Nebenbuhler aus anderen Stämmen; Unglücksfälle traten ein, Mißhelligkeiten brachen aus, in deren Folge sie gezwungen wurden, die römischen Grenzen zu überschreiten. Sie traten anfangs als Verbündete der Römer auf, was dadurch begünstigt ward, daß noch ein Kaiser ihres Bekenntnisses[5]) auf dem Throne saß; aber eben mit diesem gerieten sie in einen völkischen Widerstreit, durch den er vernichtet wurde. Und da sie nicht wieder vertrieben werden konnten, so gewann es der Nachfolger des Geschlagenen über sich, sich mit ihnen zu verständigen und sie in seinen Dienst aufzunehmen. Aber dieser Nachfolger gehörte dem entgegengesetzten Bekenntnis an. Es war Theodosius, welcher diesem Bekenntnisse das Uebergewicht im Reiche verschaffte. Unter den Goten lebte eben damals Ulfilas, der die Urkunden des christlichen Glaubens übersetzt und dadurch dem christlichen Bekenntnis bei seinem Volke eine volkseigene Grundlage gegeben hat. Diese Verbindung nun zwischen zwei entgegengesetzten Volksstämmen und Bekenntnissen schürzt den Knoten für die späteren Ereignisse.

Unter den in das römische Gebiet übergetretenen Goten, die sehr bald ihr Uebergewicht im Gebrauch der Waffen inne wurden, traten dann zwei in sich entgegengesetzte, aber doch wieder gleichartige Bestrebungen hervor. Die einen, die im regelmäßigen Dienst standen, meinten, sich der neuen Reichsstadt Konstantinopel bemächtigen zu können, nicht etwa, um sie zu zerstören, sondern um eine gebietende Stellung, der kaiserlichen zur Seite, einzunehmen. Die anderen unternahmen, sich in dem westlichen Reiche feste Sitze zu suchen; Alarich, der vor allem daran dachte, eine unabhängige soldatische Würde zu erlangen, wurde unter unaufhörlichen Verhandlungen bis vor das alte

Rom geführt und nahm es wirklich ein [410 n. Chr.] Aber Rom wurde damals durch seine Hülfsbedürftigkeit selbst gerettet; weder die Umgegend der Stadt noch auch Italien überhaupt bot den Goten eine Stellung dar, in der sie sich zu behaupten oder auch nur die erforderlichen Lebensmittel zu erlangen hätten hoffen dürfen. Wie Gainas [6]) vor dem neuen, so mußten die Kriegsgenossen Alarichs vor dem alten Rom zurückweichen. Wenn der Nachfolger Alarichs, Ataulf, wirklich sich mit dem Gedanken getragen, wie man von ihm sagt, Goten und Römer zu einem Reiche zu vereinigen, so ist es um so mehr anzuerkennen, daß er, da jener Gedanke sich unausführbar erwies, einen anderen Plan faßte, der wirklich ausgeführt wurde. Ataulf war nicht so bereit, in jedem Augenblicke zu schlagen, wie sein Vorgänger. Er nährte die umfassendsten Pläne, immer jedoch entweder durch Vertrag oder durch Unterhandlungen mit dem Kaisertum verbündet. Indem er dessen Herrschaft in Gallien rettet, sucht er sich dem herrschenden Hause durch eine Vermählung zu nähern. Hierauf sich stützend, macht er dann den Versuch, ein abgesondertes Gebiet im südlichen Gallien für sich und seine Goten zu erwerben. In den Bezirken, die er zuerst an sich zu bringen trachtete, hat sich später wirklich das westgotische Reich erhoben.

Indes waren andere Stämme mit ähnlichen Absichten in die westlichen Provinzen vorgedrungen, von denen die einen im östlichen Gallien, die anderen jenseit der Pyrenäen feste Sitze erlangten, unter Einwilligung der Provinzbewohner, die in dem allgemeinen Sturme lieber eine Abkunft mit dem Feinde schließen als seinen Plünderungen ausgesetzt und zugleich dem Gebot der römischen Staatsverwaltung unterworfen sein wollten. Aus diesen aber ging nun ein neues Geschlecht hervor, das unter den Antrieben der kriegerischen Wanderlust und der Verwirrung der westlichen Hälfte des römischen Reiches noch bei weitem selbständiger auftrat. Ein germanisches Volksheer setzte nach Afrika über und nahm die Landschaften ein, in welchem Karthago geblüht hatte, mächtig zur See und zu Lande. Eine Persönlichkeit stand an seiner Spitze, welche dieser Stellung vollkommen gewachsen war, der König Geiserich, ein Mann von nie ruhendem kecken Unternehmungsgeist und treffender Erwägung sowohl der äußeren Verhältnisse zu Griechenland und Italien als der inneren Bedingungen einer dauernden Landesverwaltung, grausam und barbarisch, zugleich aber klug und ent-

schlossen. Wie sehr verschwinden Masinissa[7]) und der spätere Hasdrubal gegen ihn; mit Hannibal freilich dürfte man ihn nicht vergleichen.

Bei dem zweifelhaften Verhältnis, das sich dergestalt zwischen Römern und Germanen entwickelte, trat das größte Völkeroberhaupt auf, das der hunnischen Macht, die sich neben den beiden streitenden Weltvölkern erhoben hatte und beide bedrohte, ein geschichtliches Gesicht gab. Die Germanen teilten sich zwischen Attila und dem damaligen Führer der Römer, Aëtius. Sowohl die einen als die anderen, die Führer der Ostgoten, Gepiden, Heruler auf der einen, die der Westgoten und Burgunder auf der anderen Seite, erschienen in untergeordnetem Verhältnis; ehrenwert und tapfer, aber nicht selbständig. Das Meiste leisteten die, welche sich den Römern angeschlossen hatten. Und diese nun behielten auch die Oberhand. Attila ging zugrunde. Bei dem Falle Attilas traten aber auch die, welche mit ihm verbündet gewesen waren, in ihrer Selbständigkeit wieder hervor und nahmen von Osten her eine ebenso drohende Stellung gegen das römische Reich wie die anderen im Westen. Unter diesen ist ohne Zweifel der bedeutendste der westgotische König Theoderich, der die Verbindung seines Stammes mit den Römern in einer ernstlichen Gefahr vollzieht und sich dadurch erst vollkommen einbürgert und eine feste Stellung in Gallien gewinnt. Ihre gemeinschaftliche Macht richtete sich gegen die in Afrika aufkommenden Vandalen. Da vollzog sich nun in dem westlichen Reiche jenes unselige Ereignis, welches dem in Rom herrschenden Zweige des theodosianischen Hauses ein Ende machte[8]). Durch dies Ereignis und die Folgen, die es nach sich zog, wurde auch die Stellung der Germanen zum Reich wesentlich verändert. Die ersten Festsetzungen der Germanen in den römischen Provinzen waren unter Duldung und selbst unter Teilnahme der herrschenden Gewalten geschehen, immer unter dem Vorbehalt der obersten Herrschergewalt des Kaisertums. Selbst die Vandalen, welche, durch Parteiungen unter den römischen Machthabern veranlaßt, eigenmächtig vorgedrungen waren, sind begierig, sich mit dem Hofe von Ravenna zu verbünden.

Nach dem Abgang dieses Hauses waren die Germanen nicht gemeint, die Herrschergewalt, die jetzt wieder in Konstantinopel ihren Mittelpunkt hatte, in der alten Weise anzuerkennen, und nahmen eine,

wenn auch nicht ausgesprochen, doch tatsächlich unabhängige Stellung neben ihm ein.

In Italien traten die Befehlshaber germanischer Söldner auf, welche zugleich römische Edelbürger waren und das natürliche Bestreben hatten, alle Einwirkungen, welche von dem Kaisertum in Konstantinopel ausgingen, abzulehnen. Dem ersten, Ricimer [9]), war es widerwärtig, Kaiser neben sich zu sehen, deren Erinnerung sich von Griechenland oder vom römischen Senate herschrieb: er warf sie alle nieder. Dem zweiten, Odoaker [10]), gelang es, sich mit dem Senat zu vereinigen und gegen Konstantinopel eine solche Stellung zu nehmen, daß man es dort aufgab, Italien unmittelbar zu beherrschen. In Odoaker erschien zuerst der Gedanke eines unabhängigen Italiens inmitten der kämpfenden Weltmächte. Als Patrizius hat er den staatsmännischen Gedanken einer regelmäßigen Einrichtung von Italien umsichtig und tatkräftig aufrechterhalten. Aber seine Stellung litt an einem anderen Mangel. Dadurch, daß er mit den benachbarten germanischen Fürsten, welche Könige alter Herkunft waren, in Streit geriet und die Belangen des römischen Reiches gegen sie geltend machte, geriet er in Verwickelungen, die eine stärkere Macht über ihn hereinzogen, als die seine war. Um seine Blutsverwandten, die rugischen Könige, an Odoaker zu rächen, erhob sich der König der Ostgoten, Theoderich [11]), gegen ihn. Durch die Haltungen, die er in den inneren Entzweiungen und äußeren Verhältnissen des konstantinopolitanischen Reiches einnahm, hatte er sich nicht allein feste Sitze, sondern auch ein überwiegendes Ansehen verschafft, so daß der damalige Kaiser seinem Verlangen, gegen Italien zu ziehen, nicht widerstreben konnte noch mochte. Aus beiden Antrieben, der Feindseligkeit gegen Odoaker und der Verbindung mit Konstantinopel, ging das Unternehmen Theoderichs gegen Italien hervor. Bis zur Ermordung Odoakers war und blieb er vollkommen Germane. Nach erfochtenem Siege setzte er sich vor, die Einrichtungen, auf welchen das römische Reich beruhte, und seine Gesittung aufrechtzuerhalten, damit aber die Herrschaft eines kriegerischen Stammes und seines Geschlechts zu verbinden. Durch die Ruhe und Folgerichtigkeit, mit der er sein Ziel verfolgte, ist er unsterblich geworden; er erscheint als der Hüter der lateinischen Gesittung in Italien und zugleich als das Oberhaupt aller germanischen Völkerschaften, ein weströmischer Kaiser —

ohne diesen Namen, aber tatsächlich. Er wußte das Bestehen einer eingedrungenen Kriegsmacht mit dem Bedürfnis des Landes zu vereinigen. Die vornehmste der Schwierigkeiten, auf die er stieß, war die Verschiedenheit des Bekenntnisses der italienischen Landesbewohner und seiner Germanen. Da er aber durch seine Macht selbst den Besonderheiten des Bekenntnisses, zu der sich die Lateiner den Griechen gegenüber neigten, Genüge tat, so behauptete er sich ein Vierteljahrhundert lang in vollem Besitze der Gewalt.

Nun aber waren neben den gotischen und ostgermanischen Völkerschaften in dieser Zeit auch die westgermanischen in mannigfaltig abwechselnde Beziehungen zu dem römischen Reiche getreten. Die ersten Angriffe der Franken und Sachsen unter einem Führer, der ursprünglich selbst von den Franken herstammte, waren von Konstantius zurückgeschlagen worden. Bald darauf traten aus den fränkischen Kriegsvölkern selbst Oberhäupter hervor, die sich im römischen Kriegsdienst Namen und Einfluß erwarben: Merobaudes, Arebogast, jener Bauto, dessen Tochter den Thron von Konstantinopel bestieg. Nicht auf immer ließ das allezeit kampfbereite Volk sich durch ein ähnliches Verhältnis befriedigen.

Verkennen wir nicht, die Umstände machten es unmöglich und luden sie zu größeren Unternehmungen ein. Daß das römische Reich kein festes Auftreten im Westen hatte, daß Italien selbständig wurde, eröffnete den Franken den Weg zur Eroberung von Gallien. In Chlodwig [481—511 n. Chr.] fanden sie dann einen Fürsten, der seine Lage vollkommen verstand. Er schuf für sein Reich eine zweifache völkische Grundlage; indem er das Christentum im Gegensatz gegen die arianischen Abweichungen annahm, gewann er die romanische Bevölkerung und ihre geistlichen Vorsteher für sich, und dabei blieb er, da seine Herrschaft zugleich unvermischte germanische Bevölkerung enthielt, mit dieser in ununterbrochener Gemeinschaft. Das rechtgläubige Christentum vereinigte die widerstrebenden Bestandteile unter seinem Zepter. Nur durch die Ueberlegenheit des ostgotischen Königs wurde Chlodwig abgehalten, weiterzugreifen, so daß die germanische Einheit ihrem Gegensatz zum Trotz bis auf einen gewissen Grad zur Erscheinung gelangte. Von vornherein läßt sich nicht behaupten, daß dieser Zustand unhaltbar gewesen wäre, vorausgesetzt, daß der Ostgote

Theoderich würdige Nachfolger gefunden hätte. Das allgemeine Leben der Germanen würde an ihnen einen Stützpunkt und die weiteste Ausdehnung so im europäischen Osten, wie vielleicht im afrikanischen Süden gefunden haben; die Balkanländer, die Theoderich noch größtenteils behauptete, würden in germanischen Händen geblieben sein. Aber *nicht die allgemeinen Bestrebungen entscheiden in dem Fortgang der Geschichte; es bedarf immer großer Persönlichkeiten, um sie zur Geltung zu bringen.* Zwei Ereignisse trafen zusammen: Theoderich starb, ohne einen Erben, der sein Verfahren hätte fortsetzen können, zu hinterlassen; in seinem Hause und in seinem Volke brachen vielmehr Entzweiungen aus, die das unmöglich machten. Dagegen bestieg in Konstantinopel ein Mann den Thron, der es verstand, die innere Gegnerschaft, die seine Vorgänger geschwächt hatte, niederzuhalten und die noch immer ansehnlichen Kräfte des Reiches anzustrengen und zu vereinigen, so daß von den germanischen Staatenbildungen keine einzige ihm gewachsen war.

Es war Kaiser Justinian (527—565).... Er faßte den Gedanken, der unabhängigen Macht der Germanen innerhalb der Grenzen des alten Reiches überhaupt ein Ziel zu setzen. Der Staatskunst des Kaisers kam dabei nichts mehr zustatten, als daß die königlichen Geschlechter selbst eine starke Hinneigung zu Konstantinopel zu erkennen gaben, aber nicht ohne damit in Widerspruch mit den rein germanischen Bestrebungen ihrer Völker zu geraten. Selbst wenn in diesen Irrungen die Gewalt an andere Häupter überging, so wurden auch diese mit der Zeit von dem nämlichen Einfluß ergriffen. Gelimer wurde trotz der tapferen Gegenwehr, die er geleistet, doch zuletzt zur persönlichen Unterwerfung unter Konstantinopel vermocht (534). Auch der entschlossene Vitiges[12]), der die Besitznahme von Italien sehr ernstlich gestört hat, fügt sich nach mancherlei Wechsel des Schicksals in ein ähnliches Verhältnis. Aber es gab auch entschlossene Gegner. Wie bei den Vandalen Tzazo einer gewesen war, so erhoben sich in Italien Oberhäupter wie Ildebald und vor allem Totila[13]). Hierbei erscheinen nun auch die Frankenkönige, welche mit eingeborener Tatkraft Verschlagenheit und allgemeine Umsicht vereinigen. Nach dem Tode des großen Ostgotenkönigs versäumen sie keinen Augenblick, dessen ger-

manische Verbündete, die er aufrecht gehalten hatte, niederzuschlagen. Sie haben gern gesehen, daß die Goten in dem Halbinsel-Italien und Sizilien zugrunde gerichtet wurden; daß auch Oberitalien wieder unter die Oströmer geraten solle, war ihnen höchst widerwärtig, und sie suchten es zu verhindern. An den Franken fand Totila, der eine vielgestaltige Tätigkeit zur See und zu Lande entwickelte, seinen besten Rückhalt. Es kam eine Zeit, selbst unter Justinian, in welcher die oströmische Macht in Abnahme und Mißachtung geriet. Aber eine neue große Anstrengung, bei der auch Germanen mitwirkten, entschied zugunsten der Oströmer. Totila und Tejas[14]), die schlagfertigsten Vorkämpfer, welche die Goten nach dem Untergang Theoderichs überhaupt gefunden haben, vermochten der straffen Ordnung und Feldherrnkunst des Eunuchen nicht zu widerstehen. Selbst ein paar fränkische Heerführer, die den Versuch machten, sich Italiens zu bemächtigen, unterlagen ihm. Die Germanen verloren wie das nördliche Afrika, so auch Italien so gut wie vollständig.

Justinian nahm dann auch die Küsten der pyrenäischen Halbinsel in Besitz. Seine Fahnen wehten in Bordeaux, er beherrschte Kantabrien, er suchte ein Verhältnis zu den Angelsachsen. Wohin der Kampf einer einheitlich mit Verständnis und Tatkraft geleiteten Macht gegen Volksstämme, die doch immer untereinander wieder in Streit lagen, hätte führen können, wer will das sagen? Aber auch das lag am Tage, daß sich von Konstantinopel aus die römische Weltherrschaft nicht nochmals zu erneuern vermochte. Dazu war es in keiner Weise angetan, da es doch immer fremde Truppen für Geld ins Feld führen mußte. Schon zeigte sich, daß das griechische Reich selbst seine Siege nicht vertragen konnte. Den Anstrengungen gegen die Germanen standen andere zur Seite, welche die Behauptung der Macht in Asien bezweckten. Mit Justinians Tode ging seine ganze Ordnung zugrunde. Gleich die erste Thronbesteigung brachte eine Abweichung von ihr hervor. Die Hilfsgelder, durch welche die unbotmäßigen Völkerschaften, deren man bedurfte, gewonnen wurden, hörten auf, gezahlt zu werden. Die Männer des Vertrauens, welche bisher vorgewaltet hatten, verloren ihren Einfluß. In dieser allgemeinen Verstimmung der römischen Welt konnten die bis dahin in Abhängigkeit gehaltenen Stämme sich wieder selbständig regen. Die Langobarden, die Ju-

stinian in Norikum[15]) angesiedelt hatte, brachen jetzt in Italien ein. Ihre vornehmste Stütze fanden sie an den Avaren, Stammesverwandten der Hunnen, welche Justinian ebenfalls an sich gefesselt hatte. Die Germanen gaben dem germanischen Gedanken einen neuen Ausdruck und bewirkten vor allem soviel, daß das oströmische Reich die Stellung, die es in Italien einnahm, nicht behaupten konnte.

Die Nachfolger Justinians hatten noch immer die alten Ansprüche des römischen Reiches nicht aufgegeben. Wir kennen die gebieterischen Anmahnungen des Kaisers Mauritius (582—602) an Childebert (575—595) von Austrasien; aber er fand damit keinen Anklang. Meinte man doch schon in den inneren Zwistigkeiten der Könige zuweilen seine Hand zu erkennen. Obwohl die Franken auch zu Zeiten den Langobarden feindselig entgegentraten, ließen sie es doch geschehen, daß das langobardische Reich in Italien zu einer gewissen Festigkeit gelangte und die Oströmer auf wenige Landschaften an der östlichen Küste Italiens beschränkt wurden.

Auf den Merowingern und ihrer Vereinbarung mit der Kirche, durch welche den Oströmern jede Einwirkung in Gallien unmöglich wurde, beruhte die Mächtigkeit des germanischen Gedankens, welcher nun wieder hervortrat.

In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts erhob er sich zugleich auf der pyrenäischen und apenninischen Halbinsel. Die Westgoten, durch das Eindringen Ostroms in die Landschaften, welche sie als die ihren betrachteten, gereizt, boten alle die Kräfte, über welche das damalige Königtum verfügen konnte, gegen sie auf. Der alte Kampf zwischen Arianismus und Katholizismus ist damals auf der Halbinsel entschieden worden. Leovigild (572—586) glaubte, noch einmal den Arianismus zur Herrschaft bringen zu können, indem er sich der Oströmer entledigte. Aber wie wäre damit ein sicherer Zustand zu erreichen gewesen, da er dadurch mit den Franken notwendig zerfallen mußte. Reccared (586—601) zog es vor, dem Beispiel der Merowinger zu folgen und zu dem katholischen Bekenntnis überzutreten; denn allein dadurch wurde es für die Goten möglich, mit den Eingesessenen in friedliche Verhältnisse zu gelangen. Die gewaltsamen Fürsten, welche nur die Waffen zu schwingen gewohnt waren, mußten den religiösen Anforderungen der Untertanen Rechnung tragen. Der Gegensatz gegen

die oströmischen Ansprüche wurde ein Antrieb für die Germanen auf der einen und die Eingesessenen auf der anderen Seite, um sich untereinander zu verständigen.

Durch den gräßlichen Untergang des Mauritius [16]) geschah dann nicht etwa, daß die Ansprüche von Konstantinopel aufgegeben wurden, aber doch, daß man nicht mehr ernstlich versuchen konnte, sie zur Geltung zu bringen. Es war ein gemeinschaftlicher Belang der lateinischen Welt, sich jetzt den Griechen zu widersetzen; sie wurden von der ligurischen Küste durch die Langobarden und von der spanischen durch die Westgoten entfernt, was um dieselbe Zeit geschah. Das religiöse Beispiel der Westgoten wirkte dann wieder auf die Langobarden. Auch sie traten dem katholischen Bekenntnis der Italiener bei. Die Annahme des Katholizismus und die eigene Gesetzgebung in beiden nunmehr germanisch-romanischen Reichen hängen zusammen. Rothari und Kindaswinth [17]) sind Zeitgenossen.

Es kann kein Zweifel darüber sein, daß die Kirche bei der Verschmelzung der beiden Volksstämme sowohl in Gallien wie in Spanien und Italien das beste getan hat. Das Bedeutende dabei ist, daß dies durch verschiedene Vereinbarungen geschah, bei welchen die Oberherrschaft der Könige, also auch die Absonderung der drei Reiche gegeneinander gewährleistet wurde. In Spanien und in Gallien traten hierbei die Kirchenversammlungen in den Vordergrund, durch welche der gewaltsamen Ausübung der höchsten Gewalt, wie sie sich im Laufe der Zeit erhalten hatte, doch wieder Beschränkungen auferlegt wurden. Die erste Hälfte und die Mitte des 7. Jahrhunderts haben dadurch eine besondere Stelle in der Verflechtung der Begebenheiten, daß sie, wiewohl unter steten inneren Kämpfen, zu diesen Ergebnissen geführt haben, die für die Geschichte der Menschheit unschätzbar sind.

Die Ordnung, welche hierdurch auf dem westlichen Festlande begründet wurde, war bereits stark genug, auf Britannien zu wirken. Wir wissen: hier hatte alles insofern eine andere Gestalt, als es keine romanische Bevölkerung gab und die altkeltische, wiewohl christlich, im Gegensatz gegen die Germanen begriffen war. Entscheidend ist dann auch hier die Vereinigung der germanischen mit dem katholischen, gallisch-römischen Bekenntnis. Durch den Untergang der römischen Herrschaft schien die Insel von der geschichtlich entwickelten, allgemeinen

Gesittung getrennt zu werden. Das Bekenntnis bahnte aber die engste Verbindung an, nur mit dem Vorbehalt landschaftlicher Unabhängigkeit.

Dergestalt sind in den Gegensätzen des Bekenntnisses und des Volkstums neue Reiche gegründet, Italien, Spanien sind dadurch umgebildet, Gallien in das Reich der Franken, Britannien in ein angelsächsisches Gemeinwesen verwandelt worden.

Es sei mir gestattet, diesen Betrachtungen noch eine allgemeine Erwägung hinzuzufügen. Irre ich nicht, so beruht eben hierauf der Zusammenhang der neueren Welt mit der alten und der ältesten. Wie die Religion überliefert wurde, nicht allein an sich selbst, sondern in der Form, die sie durch die Kirche empfangen hatte, so schloß sie die Grundzüge der alten Gesittung in sich und konnte ohne sie nicht fortgepflanzt werden. Mit dem Christentum wurden auch die wissenschaftlichen und schöngeistigen Einrichtungen, inwiefern sie in Zusammenhang mit ihm standen, den neu entstehenden Reichen und Volksstämmen überliefert. Weder die Vernunftwissenschaft noch auch die Geschichte waren von der Kirche ausgeschlossen. Die kirchlichen Schriftsteller selbst knüpften an die Denkmäler der ältesten Ueberlieferungen an. Durch den weltgeschichtlichen Zug, welcher hierbei zugrunde lag und zur Erscheinung kam, geschah es, daß die älteste Welt gleichsam auch als die Vergangenheit der neuen Völker angesehen wurde, bei denen ihre eigene Götter- und Heldensage zurücktrat.

Etwas Aehnliches kann man von den Rechtsbegriffen sagen, die ebenfalls einer unvordenklichen Vergangenheit entstammen und nun in der römischen Ordnung zugleich die Grundlage der neuen Staaten und Reiche bilden. Doch geschah das bei weitem nicht so ausschließend durch das römische Gerichtswesen wie auf der anderen Seite durch die Kirche. Dem römischen Rechtsbegriff stellten sich die völkischen Gewohnheiten entgegen, aus beiden hat sich der noch in seinen Anfängen begriffene Staat entwickelt.

Damit hingen denn auch die Einrichtungen der Verwaltung zusammen, welche in den eigentlichen romanischen Ländern fortbestanden. Sie mußten sich mit der den Germanen angeborenen Sinnesweise ausgleichen. Der Begriff des Kaisertums erfüllte noch immer den geistigen Umkreis, obwohl seine wirkliche Macht im Westen schwand. Die Be-

gründung der höchsten Gewalt in den neuen Reichen knüpft an deren Ueberlieferung an; zugleich aber wurde die Ausdehnungsbewegung der großen Leitgedanken der räumlichen Schranken überhoben, welche das Bestehen des römischen Kaisertums ihnen setzte. Die Verbindung der Gesittung mit dem Gehorsam gegen den Kaiser hörte auf; nichts stellte sich ihrer Ausbreitung über die bisherigen Grenzmarken hinaus entgegen. Die neuen Reiche wurden Werkstätten des allgemeinen und besonderen Lebens der Menschheit.

Nr. 2. Die großen Gegensätze in der mittleren und neueren Zeit [18]).

Werfen wir, teilweise vorgreifend, einen Blick auf die großen Gegensätze, die heutzutage die Welt bewegen, so finden wir deren Keime schon in den damaligen Zeiten gelegt. Auf der einen Seite sehen wir das einheitlich verwaltete römische Reich mit seinem Staatsgedanken an der Spitze, mit seiner Beamtenrangordnung, die trotz ihres Glanzes dem Willen eines einzigen untertan war, mit seiner Geistlichkeit, deren Macht eine mehr geistliche, und die in weltlicher Beziehung den Kaisern unterworfen war. Auf der anderen Seite erblicken wir das germanische Königtum mit seinem Grundsatz der Erblichkeit, beschränkt übrigens durch eine Menge gegenüberstehender persönlicher Berechtigungen; wir sehen das germanische Gefolgschaftswesen im schroffsten Gegensatze zu der strengen Untertanenpflicht der gewissermaßen zu Verwaltungsgegenständen gewordenen römischen Provinzbewohner, wir sehen einen sehr starken adeligen Einschlag, welcher sowohl unter den Laien als unter der Geistlichkeit sich nach und nach zu immer größerer Bedeutung erhebt. Diese scharfen Gegensätze wirken noch heutzutage mit der größten Gewalt fort und sind in der neuesten Zeit in offenen Kampf miteinander geraten. Der Zug unserer Zeit geht dahin, jene germanische persönliche Grundanschauung wegzuschaffen, worin einerseits etwas dem römischen Staat Entsprechendes, dem germanischen Widerstrebendes liegt, andererseits aber auch der Ursprung

der freistaatlichen Grundanschauung zu suchen ist; denn auch diese strebt dahin, alles Persönliche aus dem Staate wegzuschaffen. Das germanische Königtum steht zwischen den beiden Gegensätzen; denn es hat sich sowohl mit der römischen Grundauffassung über Verfassung und Verwaltung als mit dem Einschlag verbunden. In dem großen Kampf der Gegensätze, in welchem die Fürsten mehr Eifer daran haben, die germanische Grundauffassung zu vertreten, liegt die Aufgabe des heutigen Königtums darin, über den beiden Gegensätzen zu stehen und bald der einen, bald der anderen Rechnung zu tragen. Würde die neue Staatsauffassung in Deutschland vollkommen Herr werden, so würde von persönlichen Berechtigungen nichts mehr übrig bleiben, und es wäre von da ab nur mehr ein Schritt zum Freistaat und später zur Gütergemeinschaft. Wenn aber auf der anderen Seite der germanische Staatsgedanke sich zu weit entwickeln würde, so daß die persönlichen Rechte alles wären, so würden die öffentlichen Dinge Gemeingut der Einzelnen, und der Staat würde ganz zur Einzelsache werden[19]). Darin also weiche ich von der gewöhnlichen Ansicht ab, daß die einen sich auf die Seite des Staates, die andern sich auf die Seite der Kirche, wieder andere auf die Seite der persönlichen Berechtigungen stellen, während ich behaupte, daß alle diese Dinge notwendig sind, daß auf dem Gegensatz des Besonderen und Allgemeinen die ganze europäische Geschichte beruht und daß die Kirche ein Drittes ist, welches, zwischen den persönlichen Berechtigungen und den allgemeinen Bestrebungen des Staates in der Mitte stehend, sich für sich selbst entwickelt.

Fragt man, nach welcher Seite die Kirche mehr neigt, so ist die Antwort, daß sie in früheren Zeiten sich mehr auf die Seite der persönlichen Berechtigungen gestellt hat, obwohl der Papst einen allgemeinen Gedanken verkörperte, daß sie aber gegenwärtig eine Neigung nach dem allgemeinen Staatsgedanken hin entwickelt, ohne ihrer Natur nach damit zusammenzufallen, da der kirchliche Gedanke etwas Besonderes, für sich Bestehendes ist. Ich muß bekennen, daß ein natürlicher Gegensatz zwischen Staat und Kirche besteht, der nie zu heben ist; denn würde der Staat die vollkommene Herrschaft erlangen, so würde er alles in seinem Umkreis vollenden müssen; es würde eine Staatskirche entstehen. Der Fürst aber, der das

Allgemeine des Landes verkörpert, soll, ohne die Gegensätze hervorzurufen, sich ihrer bedienen.

* * *

[20]) . . . Wir sehen im Morgenlande über das Gebiet der ältesten Gesittung (Assyrien, Babylonien, Aegypten usw.) eine Herrschaft verbreitet, deren Grundlage die der Religion und des Glaubens war. Wer sich nicht zum Islam bekennt, der kann weder teilhaben an dem Staate noch an den Waffen; denn in dem Fürsten vereinigt sich auf ganz unterscheidbare Weise die religiöse und staatliche Grundlage. Die unterworfenen Untertanen gerieten so zwar oft in einen ziemlich erträglichen Zustand, blieben aber vom Staat und der Kirche ganz ausgeschlossen, da sie nur die Unterlage des Islams zu bilden bestimmt sind. Dies ist das Verhältnis der heutigen Rajah [21]) in der Türkei. Wir erkennen darin den großen Unterschied zwischen dem Morgen- und Abendland in staatsbürgerlicher Hinsicht, dessen Inbegriff darin besteht, daß die Staaten des Morgenlandes nie vollkommen völkisch werden können, weil weder ihr Staat noch ihre Kirche bis auf den Grund der Bevölkerung reicht, sondern dieser immer von beiden ausgeschlossen ist, während im Abendlande der Grundsatz im allgemeinen der ist, Kirche und Staat völkisch zu machen.

Darin liegt nun auch der Grund der Macht des Abendlandes gegenüber dem Morgenlande. Das Morgenland erhob sich zwar glanzvoller, aber im Abendlande ist die Entwickelung eine sichere gewesen. Das Christentum festigt den Mittelpunkt der Tätigkeit überall in kleineren Kreisen; jedes von unseren Reichen hat eine völkische Begründung und eine völkische Aufgabe. Je mehr aus den unteren Schichten Leute emporkommen, desto mehr hat sich der christliche Grundgedanke verwirklicht; und wenn auch das Fürstentum durch seine persönliche Grundlage größere Aehnlichkeit mit den Adelsgewalten bekommt, so ist es doch seiner Natur nach wieder mit den unteren Ständen verbündet, indem es seine Macht zu entwickeln hat, und insofern erfüllt das Fürstentum den vom Christentum vorgezeichneten Beruf. Je tiefer die Gesittung eindringt, wenn sie mit der Sittlichkeit und Religion vereint ist, desto mächtiger werden die Fürsten.

Nr. 3. Das Papsttum und das fränkische Reich[22]).

Von allen germanischen Völkern war allein das fränkische gleich bei seiner ersten Erhebung in den Provinzen des römischen Reiches katholisch geworden. Dies sein Bekenntnis hatte ihm zu großer Förderung gereicht. In den katholischen Untertanen ihrer arianischen Feinde, der Burgunder und Westgoten, fanden die Franken natürliche Verbündete. Wir lesen soviel von den Wundern, die dem Chlodwig begegnet sein sollen, wie ihm St. Martin[23]) durch eine Hündin die Furt über die Vienne gezeigt, wie ihm St. Hilarius[24]) in einer Feuersäule vorangegangen; wir werden schwerlich irren, wenn wir vermuten, daß in diesen Sagen die Hülfe versinnbildet worden, welche die Eingeborenen einem Glaubensgenossen leisteten, dem sie, wie Gregor von Tours[25]) sagt, „mit begieriger Neigung" den Sieg wünschten.

Diese katholische Gesinnung aber, durch so großartige Erfolge gleich anfangs bestätigt, war zuletzt durch eine sehr eigentümliche Einwirkung von einer anderen Seite her erneuert und mächtig verstärkt worden.

Papst Gregor der Große[26]) sah einst Angelsachsen auf dem Sklavenmarkt zu Rom, die seine Aufmerksamkeit erregten und ihn bestimmten, dem Volke, dem sie angehörten, das Evangelium verkündigen zu lassen. Nie mag sich ein Papst zu einer folgenreicheren Unternehmung entschlossen haben. Mit der Lehre ward in dem germanischen Britannien zugleich eine Verehrung für Rom und den heiligen Stuhl einheimisch, wie sie bisher noch nie und nirgend stattgefunden hatte. Die Angelsachsen fingen an, nach Rom zu pilgern; sie sandten ihre Jugend dahin zur Erziehung der Geistlichen; zur Erleichterung der Pilger führte König Offa[27]) den Peterspfennig ein; die Vornehmeren wanderten nach Rom, um daselbst zu sterben und dann von den Heiligen im Himmel vertraulicher aufgenommen zu werden. Es war, als trüge dieses Volk den alten deutschen Aberglauben, daß die Götter einigen Orten näher seien als anderen, auf Rom und die christlichen Heiligen über.

Dazu kam aber, was noch viel wichtiger war, daß die Angelsachsen diese ihre Sinnesweise nun auch auf das feste Land und die fränkischen Gebiete fortpflanzten. Der Apostel der Deutschen war ein Angelsachse. Bonifatius, erfüllt wie er war von der Verehrung seines Volkes für St. Peter und dessen Nachfolger, leistete von allem Anfang an das Versprechen, sich treulich an die Einrichtungen des römischen Stuhles zu halten. Auf das strengste kam er dieser Zusage nach. Der deutschen Kirche, die er stiftete, legte er einen ungewöhnlichen Gehorsam auf. Die Bischöfe mußten ausdrücklich geloben, gegen die römische Kirche, den hl. Peter und dessen Stellvertreter bis ans Ende ihres Lebens in Unterwürfigkeit zu verharren. Und nicht allein die Deutschen wies er hierzu an. Die Bischöfe von Gallien hatten bisher eine gewisse Unabhängigkeit von Rom behauptet. Bonifatius, welcher ihre Versammlungen einige Mal zu leiten bekam, fand dabei Gelegenheit, auch diesen westlichen Teil der fränkischen Kirche nach denselben Grundsätzen einzurichten; die gallischen Erzbischöfe nahmen seitdem ihr Pallium von Rom. Ueber das gesamte fränkische Reich breitete sich dergestalt die angelsächsische Unterwürfigkeit aus.

Und dieses Reich war jetzt der Mittelpunkt der gesamten germanisch-westlichen Welt. Es hatte ihm nicht geschadet, daß das alte Königshaus, das merovingische Geschlecht, sich selbst durch entsetzenvolle Mordtaten zugrunde richtete; an seiner Stelle erhob sich ein anderes zur höchsten Gewalt: alles Männer voll Entschlossenheit, von gewaltigem Willen und erhabener Kraft. Indem die übrigen Reiche zusammenstürzten und die Welt ein Eigentum des moslimischen Schwertes zu werden drohte [28]), war es dies Geschlecht, das Haus der Pippine von Heristall [29]), nachmals das karolingische genannt, welches den ersten und entscheidenden Widerstand leistete.

Eben dieses Geschlecht begünstigte zugleich die sich vollziehende religiöse Entwicklung; wir finden es sehr früh in gutem Vernehmen mit Rom; Bonifatius arbeitete in dem besonderen Schutze Karl Martells und Pippin des Kleinen.

Man denke sich nun die Weltstellung der päpstlichen Gewalt. Auf der einen Seite das oströmische Kaisertum, verfallend, schwach, unfähig, das Christentum gegen den Islam zu behaupten, unvermögend, auch

nur seine eigenen Landschaften in Italien gegen die Langobarden zu verteidigen, und dabei mit dem Anspruch einer oberherrlichen Einwirkung selbst in geistlichen Sachen; auf der anderen Seite die germanischen Völker, lebenskräftig, gewaltig, siegreich über den Islam; der Obergewalt, deren sie noch bedurften, mit der ganzen Frische jugendlicher Begeisterung ergeben; erfüllt von einer unbedingten freiwilligen Ehrerbietung.

Schon Gregor II. [715—731] fühlte, was er gewonnen hatte. „Alle Abendländer," schreibt er voll Selbstgefühl an jenen bilderstürmenden Kaiser Leo den Isaurier, „haben ihre Augen auf unsere Demut gerichtet, sie sehen uns für einen Gott auf Erden an." Aber immer mehr bemerkten seine Nachfolger die Notwendigkeit, sich von einer Gewalt abzusondern, die ihnen nur Pflichten auferlegte und keinen Schutz gewährte: die Nachfolge des römischen Namens und Reiches konnte sie nicht binden. Dagegen wendeten sie ihr Augenmerk auf die, von denen sie allein Hülfe erwarten konnten: mit den großen Oberhäuptern des Westens, mit den fränkischen Fürsten, schlossen sie eine Verbindung, die von Jahr zu Jahr enger wurde, beiden Teilen zu großem Vorteil gereichte und zuletzt eine umfassende weltgeschichtliche Bedeutung entfaltete.

Als der jüngere Pippin, nicht zufrieden mit dem Wesen der königlichen Gewalt, auch ihren Namen besitzen wollte, bedurfte er, er fühlte es wohl, einer höheren Billigung: der Papst gewährte sie ihm. Dafür übernahm dann der neue König, den Papst, „die heilige Kirche und den Staat Gottes" gegen die Langobarden zu verteidigen. Zu verteidigen genügte seinem Eifer noch nicht. Gar bald zwang er die Langobarden, auch das dem römischen Reiche in Italien entrissene Gut, das Exarchat [30]), herauszugeben. Wohl hätte die Gerechtigkeit verlangt, daß es dem Kaiser, dem es gehörte, zurückgestellt würde, und man machte Pippin den Antrag. Er erwiderte, „nicht zugunsten eines Menschen sei er in den Kampf gegangen, sondern allein aus Verehrung für St. Peter, um die Vergebung seiner Sünden zu erwerben". Auf dem Altar St. Peters ließ er die Schlüssel der genommenen Städte niederlegen. Es ist dies die Grundlage der ganzen weltlichen Herrschaft der Päpste.

In so lebhafter gegenseitiger Förderung bildete sich diese Verbindung weiter aus. Der seit so langer Zeit beschwerlichen und drük-

kenden Nachbarschaft der langobardischen Fürsten entledigte endlich Karl der Große den Papst. Er selber zeigte die tiefste Ergebenheit: er kam nach Rom, die Stufen von St. Peter küssend, stieg er den Vorhof hinan, wo ihn der Papst erwartete; er bestätigte ihm die Schenkungen Pippins. Dagegen war auch der Papst sein unerschütterlicher Freund; die Verhältnisse des geistlichen Oberhauptes zu den italienischen Bischöfen machten es Karl so leicht, der Langobarden Herr zu werden, ihr Reich an sich zu bringen (774 n. Chr.).

Und sogleich sollte dieser Gang der Dinge zu einem noch größeren Erfolge führen. In seiner eigenen Stadt, in der sich die entgegengesetzten Parteien mit heftiger Wut bekämpften, konnte der Papst nicht mehr ohne auswärtigen Schutz bestehen. Noch einmal machte sich Karl nach Rom auf, ihm jenen zu gewähren. In langen Kämpfen hatte er nach und nach alle seine Nachbarn überwunden und die romanisch-germanisch-christlichen Völker beinahe sämtlich vereinigt. Er hatte sie zum Siege wider ihre gemeinsamen Feinde geführt; man bemerkte, daß er alle Sitze der abendländischen Kaiser in Italien, Gallien und Germanien und ihre Gewalt innehatte. Zwar waren diese Länder seitdem eine vollkommen andere Welt geworden; aber sollten sie diese Würde ausschließen? So hatte Pippin die königliche Krone bekommen: weil dem, der die Gewalt habe, nicht minder die Ehre gebühre. Auch diesmal entschloß sich der Papst. Von Dankbarkeit durchdrungen, und wie er wohl wußte, eines fortwährenden Schutzes bedürftig, krönte er Karl an jenem Weihnachtsfeste des Jahres 800 mit der Krone des abendländischen Reiches.

Hierdurch wurden die Weltgeschicke, die seit den ersten Einfällen der Germanen in das römische Reich sich zu entwickeln begannen, vollendet. An die Stelle der weströmischen Kaiser tritt ein fränkischer Fürst und übt alle seine Rechte aus. In den Landschaften, die St. Peter übergeben sind, finden wir Karl den Großen unzweifelhafte Handlungen einer höchsten Machtvollkommenheit vollziehen. Nicht minder setzt sein Enkel Lothar (840—869) seine Richter daselbst ein und vernichtet Gütereinziehungen, die der Papst vorgenommen. Der Papst dagegen, Oberhaupt der Kirchenverfassung in dem römischen Westen, ist ein Mitglied des fränkischen Reiches geworden. Von dem Osten sondert er sich ab und hört allmählich auf, weitere Anerkennung da-

selbst zu finden. Seines patriarchalischen Sprengels im Osten hatten ihn die griechischen Kaiser längst beraubt. Dafür leisteten ihm die abendländischen Kirchen — die langobardische, auf welche die Einrichtungen der fränkischen übertragen wurden, nicht ausgeschlossen — einen Gehorsam, wie er ihn früher niemals gefunden hatte. Wie er zu Rom die Schulen der Friesen, Sachsen, Franken aufgenommen, durch welche diese Stadt selbst germanisiert zu werden anfing, so ist er in die Verbindung germanischer und romanischer Bestandteile eingetreten, welche seitdem die Eigentümlichkeit des Abendlandes ausgemacht hat. In dem bedrängtesten Augenblick hat seine Gewalt in einem frischen Boden Wurzel geschlagen: als sie zu dem Untergange bestimmt schien, hat sie sich auf lange Zeiträume festgestellt. Die Kirchenverfassung, in dem römischen Reich geschaffen, hat sich in das germanische Volk ergossen; hier findet sie ein unendliches Feld für eine immer weiterschreitende Tätigkeit, in deren Fortgange sie selbst den Keim ihres Wesens erst vollkommen entfaltet.

Nr. 4. Karl der Große (768—814 n. Chr.) [31].

Karls des Großen Tätigkeit war eine ganz ungeheure; wenn man bedenkt, daß er Italien, Frankreich, Germanien gleichmäßig beherrschte, dabei von seinen Feinden unaufhörlich bald an diese, bald an jene äußerste Grenze seines Reiches gerufen wurde und darüber sein großes Ziel als Fürst der Gesittung doch nicht aus dem Auge ließ. Hierbei sind zwei Tatsachen besonders merkwürdig:

1. Daß diese drei Staaten das Bewußtsein ihrer Volkseigenheit, die noch nicht ausgebildet war, Karl dem Großen zu verdanken haben. Wir haben nämlich gesehen, wie in Italien die drei Größen, Griechen, Papst und Langobarden, sich unaufhörlich bekämpften. Das hörte nun ganz auf: die Griechen wurden aus Italien ganz ausgestoßen, die Langobarden gedemütigt [32]), und der Papst vereinigte sich mit den Franken. Deutschland ferner bestand vor Karl dem Großen eigentlich gar nicht [33]); denn bis dahin hatten sich die alten Stämme gar nicht als etwas Zusammengehörendes betrachtet. Erst dadurch,

daß Karl der Große sie alle unter seinem Zepter vereinigte, lernten sie sich als Einheit kennen. Ebenso war es endlich in Frankreich; es war an eine französische Volkseinheit nicht zu denken gewesen, wenn nicht die Gascogne und Guyenne mit Frankreich fest verbunden worden wären[34]).

2. Dabei blieb es aber nicht: die drei Länder wurden nicht allein mehr völkisch, sondern, was noch mehr ist, es wurde auch eine Verbindung zwischen ihnen begründet, welche unaufhörlich fortwirkte, und worauf noch heutzutage das europäische Leben beruht. —

Fragt man nun, welche von beiden Gewalten damals die überwiegende war, die geistliche oder die weltliche, so glaube ich, kann man mit Bestimmtheit darauf antworten, daß die weltliche Gewalt überwog, indem der Papst noch nicht soviel Macht hatte, um selbsttätig einzuwirken, sondern mehr die Absichten des Kaisers förderte und unterstützte. Dazu kam, daß der Papst in Rom von einem solchen Parteiengewühl umgeben war, daß er dort kaum zu leben vermochte. Leo III.[35]) wurde sogar einst von einer dieser Parteien auf der Straße angefallen, zu Boden geworfen und ihm ein Stück der Zunge abgeschnitten. In dieser Not rief der Papst Karl den Großen um Hülfe an (800). Karl kam auch nach Rom, machte dort Ordnung und setzte den Papst wieder auf den Stuhl. Da war es nun, daß Leo den Gedanken faßte, mit stammelnder Zunge dem König der Franken die weströmische Kaiserwürde zu übertragen. Dazu bestimmten ihn mehrere Gründe: 1. wollte er sich endgültig vom oströmischen Kaiser losreißen; 2. wollte er sich des fortwährenden Schutzes der fränkischen Könige versichern, und hierzu schien ihm die Uebertragung der Kaiserwürde an Stelle des bereits von Karl dem Großen innegehabten Patriziates[36]) notwendig; 3. befanden sich die ehemaligen Bestandteile des weströmischen Kaisertums ohnehin in den Händen Karls des Großen, so daß er also tatsächlich bereits Kaiser von Westrom war. Dessenungeachtet war die Uebertragung dieser Würde eines der größten Weltereignisse; denn von nun an trat der germanische König auf als römischer Kaiser, und nachdem diese große Einheit des Abendlandes begründet wurde, nachdem schon ins germanische Königtum Vorstellungen der römischen Staatsgewalt aufgenommen waren, so wurde doch dieser Einschlag viel stärker da-

durch, daß der mächtigste Fürst zugleich Kaiser wurde; denn nun behauptete er, daß ihm alle die Gerechtsame gebührten, die früher dem römischen Kaiser zugestanden hatten.

Dadurch wurde die Verbindung zwischen Papst und Kirche, zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt noch fester. Zugleich schrieben aber die Päpste von dieser Zeit ihr Recht, die Kaiser zu ernennen, her, was insofern verkehrt war, als sie ihnen zwar die Würde, nicht aber die Macht gegeben hatten. Das karolingische Reich beruhte nun aber einmal auf dieser engen Verbindung des Papsttums mit dem Königtum, welche alle Schichten der Bevölkerung durchdrang und bis in die untersten Verwaltungskreise sich erstreckte. Das ganze Reich war eingeteilt in Grafschaften und Bistümer. Neben jedem Grafen stand ein Bischof, und beide waren gehalten, einander die Hand zu bieten; ebenso die untergeordneten Hundertschaftsvorsteher und Archidiakonen. Wenn der Graf jemand zu einer weltlichen Strafe verdammte, so sollte der Bischof diesen mit dem Bann belegen und umgekehrt. Und doch kann man nicht sagen, daß unter den Karolingern die Bischöfe eine bedeutende Machtvollkommenheit hatten. Sie galten nur als die Vertreter der geistlichen Gewalt, die dem Könige zum weltlichen Gehorsam verpflichtet waren und deshalb von ihm getragen und gefördert wurden. Im übrigen setzte der König die Bischöfe ein und versetzte sie, hielt Kirchenversammlungen usw.

Mit diesen staatlich-kirchlichen Einrichtungen war zugleich eine mehr planmäßige Wiederaufnahme der Gesittung aus der alten Welt verbunden.

Nachdem Karl der Große diese Einheit gestiftet hatte, sah er darauf, daß die unter den Stürmen der Jahrhunderte verwüsteten Schulen wiederhergestellt und gehoben wurden. Zu diesem Zwecke verschrieb er sich von allen Seiten Lehrer, aus Italien den Geschichtschreiber der Langobarden, Paulus Diaconus, aus England, wo er großen Einfluß besaß, den gelehrten Alcuin und andere mehr. Er selbst gründete nicht nur Klosterschulen, welche vor der Entstehung der Hochschulen die wichtigsten, ja die einzigen Pflanzschulen der Bildung waren, sondern ging selbst in diese Schulen, belobte selbst die Fleißigen und tadelte die Faulen. An seinem Hofe bestand eine Hochschule, unter deren Mitgliedern auch er sich befand. Aber nicht nur diese, sondern auch alle

Bestandteile der Gesittung nahm Karl zusammen. Er erneuerte den Kirchengesang, von dem alle Tonkunst ausging. Er erneuerte die Baukunst, die Malerei usw.; kurz er war ein Riesengeist, dessen Aufmerksamkeit das Kleinste wie das Größte nicht entging.

Fassen wir die leitenden Grundzüge, die seinem Jahrhunderte zugrunde liegen, zusammen, so sind es in Kürze folgende: 1. Vereinigung von Kirche und Staat, 2. Bildung der völkischen Einheiten, 3. Verbindung des gesamten Europa, 4. Gründung der Gesittung auf dieser Unterlage, und zwar dergestalt, daß sie auf einer Seite das Altertum umfaßte, jedoch auch dem neuen Bestandteil Gerechtigkeit widerfahren läßt. Karl der Große fühlte sich überhaupt als guter Deutscher, der, indem er den einen Bestandteil der Gesittung festhielt, den anderen darüber nicht vergaß.

Nur einem so umfassenden Geiste, wie Karl der Große war, konnte es gelingen, die einander widerstrebenden Dinge, nämlich auf der einen Seite das Kaisertum und die verschiedenen völkischen Einheiten, auf der anderen Seite die geistliche und weltliche Macht, diese Keime künftigen Zwiespalts, zusammenzuhalten. Seine Nachfolger waren dazu nicht mehr imstande.

Nr. 5. Der germanische Norden und die Normannen [37]).

Wenn man die Zustände des 9. Jahrhunderts im allgemeinen wie von einer geschichtlichen Warte überschauen wollte, so würden nicht sowohl die verschiedenen Völker als die einander entgegengesetzten geistlich-staatlichen Bildungen des Islams und des Christentums in die Augen fallen. Beide beruhen auf den Grundlagen, welche die alte Welt gelegt hat, und auf ihrer Vereinigung mit anderweiten Völkerbestandteilen. Beide sind gottesgläubiger Natur; sie bekämpfen gleichmäßig die Verehrung der Naturgewalten des Heidentums. Doch läßt sich dabei ein durchgreifender Unterschied zwischen ihnen bemerken: der mohammedanische Gottesglaube ist aus einer Lehre hervorgegangen, die als unmittelbare Offenbarung auftritt; der christliche dagegen knüpft in der Tat an die Ueberlieferungen der ältesten Welt an.

Diese und damit die Gegensätzlichkeit, aus der sich der gottesgläubige Gedanke ursprünglich entwickelt hat, leben in den christlichen Lehren fort, die an und für sich eine geschichtliche Tatsache für die allgemeine Geschichte in sich enthalten. Der Islam hat sich seit seinem Entstehen unverzüglich mit größtem Erfolge ausgebreitet und entfaltet; er hat Vorderasien und das nördliche Afrika eingenommen, er ist weit nach Europa vorgedrungen; aber mit den Völkern, die er überwältigte, hat er sich nicht innig verschmolzen. Die Religion wurde der vornehmste Bestandteil der Herrschaft; das Bekenntnis selbst verschlang sich mit dem Stammeswesen, wie es dem vorwaltenden Volkstum, dem arabischen, eigentümlich war. Die werbende Richtung machte den Uebertritt der Unterworfenen nicht zur Bedingung des Daseins. Die Bevölkerungen, besonders die, welche aus der griechisch-römischen Welt hervorgegangen waren, wurden von ihr nicht in ihrer Tiefe berührt; es bildete sich ein anerkannter Zwiespalt des öffentlichen Lebens aus, der in Syrien, Aegypten und Spanien offen zutage liegt und ein zwiefaches bürgerliches Leben hervorrief.

Dagegen duldet der christliche Glaube keine wesentlichen Abweichungen in seinem Gebiet. Aber die Ueberwältigung des Naturglaubens oder die Verschmelzung seiner Reste mit den neuen Anschauungen schwächte wieder die höchste Gewalt. Die damit verbundenen inneren Bewegungen und Zerwürfnisse haben die Verluste herbeigeführt, die das ganze Gefüge erlitten hat. Es gab eine Zeit, wo es nahe daran zu sein schien, daß das Christentum auch im Abendland unterliegen und, wenn nicht vertilgt, doch zur Dienstbarkeit verdammt werden würde; aber es ist ihm gelungen, sich zu verteidigen: in dem Augenblicke der Gefahr hat sich eine Staatsbildung vollzogen, welche ein im christlichen Sinne vereinigtes Gemeinwesen dem andringenden Feinde entgegenstellte. Dies ist die Grundlage des karolingischen Reiches, in welchem sich eben durch die Religion nun die Bestandteile der germanischen Volksstämme mit den romanischen des Abendlandes verschmolzen. Diese Vereinbarung umfaßte jedoch nicht die ganze Christenheit. Noch bestand zwischen dem umgebildeten Abendlande und dem arabisierten Morgenlande das byzantinische Reich, welches, dem altrömischen unmittelbar entsprossen, dessen Gedankenkreise und Ansprüche aufrecht erhielt und eine Macht besaß, die zum Widerstand gegen

den Islam unentbehrlich war. Mit dem Abendlande vereinbarte es sich niemals vollständig, da es dessen Unabhängigkeit nicht anerkannte und die Abwandlungen der Lehrmeinung, welche hier im Laufe der Zeit versucht worden, zu zertrümmern trachtete.

Auch im Bereich des Islam regten sich mannigfaltige Entzweiungen, die aber mehr aus den Ansprüchen der verschiedenen Geschlechter entsprangen, welche geschlechtsurkundlich oder religiös zur Herrschaft berufen zu sein meinten. Bei weitem tiefer war der Gegensatz zwischen Konstantinopel und Rom, dem griechischen und dem abendländischen Kaisertum: er beruhte zugleich auf einer vorangegangenen und nicht mehr zurückzunehmenden geschichtlichen Entwicklung.

Von einem allgemeinen Kampf zwischen Islam und Christentum konnte nach der Schlacht von Poitiers (732) und der Verteidigung von Konstantinopel durch Leo den Isaurier (717/18) nicht die Rede sein; aber ebenso wenig bestand auch ein allgemeiner Friede. Das Mittelmeer namentlich war mit unaufhörlichen Feindseligkeiten erfüllt, die dann Konstantinopel beschäftigten und das Abendland beunruhigten und in Atem hielten.

Neben den beiden großen religiösen Genossenschaften gab es noch Völkerschaften, auf welche sie wetteifernd einwirkten: die islamitische auf das entferntere Indien und die tartarisch-finnischen Völker; die christliche auf die slavisch-finnischen Stämme nicht allein, sondern auch auf die germanischen, welche noch dem alten Naturglauben anhingen.

Ein Völkerleben mannigfachster Art, von religiösen Ueberzeugungen durchdrungen, welche zugleich wissenschaftliche, gewerbliche, künstlerische Antriebe in sich trugen, die dann bei den Arabern, welche die Hände freier hatten, rascher emporkamen als im Abendlande.

Wohlbetrachtet aber kann man, selbst ohne Gefühl der Zugehörigkeit, doch nicht leugnen, daß in dem Abendlande die größeren Belangen hervortraten. Das Christentum ist volkstümlicher als der Islam, weil Volksstämme verschiedener Art in dem gesamten Gemeinwesen mit inbegriffen werden mußten; die kirchliche Einrichtung, die hierfür unentbehrlich war, gedieh zu einer Wirksamkeit im Innern, welche, wie wir zuletzt ausführten, alle Erfolge bedingte, die man errang. Die Strömungen des geistigen Lebens gehen in der Christenheit tiefer als im Islam. In diesem hat nur die herrschende Klasse daran

Anteil, in der Christenheit werden die Völker selbst von ihnen ergriffen. Ohne die Kirche ließe sich Karl der Große nicht denken, weder sein Kaisertum noch sein Reich überhaupt. Die Vereinigung der abendländischen Volksstämme war dies doppelseitige Werk; aber darin lagen wieder die Keime neuer innerer Entzweiungen: aus den ältesten Zeiten war auch der Gegensatz zwischen Priestertum und weltlicher Macht mit überkommen. Dieser Gegensatz bildete den hervorstechenden Wesenszug der abendländischen Welt. Ob eine von den beiden Kräften und welche die Oberhand behalten würde, lag im Schoße der Zukunft verborgen. Aber in die Augen fällt, daß ihr gemeinsames Handeln für den Bestand und Fortgang der Dinge unentbehrlich war; sie hielt das Innere zusammen und beherrschte den Fortgang nach außen. Kein Zweifel, daß sie auch die Feindseligkeit der nordgermanischen Völker, mit denen das große Reich zunächst zu kämpfen hatte, belebte und hervorrief.

Es sei mir erlaubt, dem allgemeinen Rückblick eine kurze Bemerkung über Länder und Völker hinzuzufügen, auf welche unsere Aufmerksamkeit noch nicht besonders gerichtet war, die aber eine solche durch die Macht herausfordern, mit der sie in die allgemeinen Angelegenheiten eingreifen. *Die Verflechtung der Begebenheiten beruht eben darauf, daß sich an den verschiedensten Stellen besondere Lebenskräfte regen, aus deren Beziehungen untereinander, selbst wenn sie feindlich sind, das geschichtliche Leben der Welt hervorgeht.*

Im Abendland waren noch allezeit die ältesten Völkerverhältnisse zu erkennen. Die Unabhängigkeit der Kelten war noch keineswegs unterdrückt; sie setzten sich noch immer den vereinigten Romanen und Germanen in Britannien und Gallien entgegen. Diese selbst aber, deren Widerstreit die Weltgeschichte bereits ein Jahrtausend hindurch beschäftigte, waren noch nicht miteinander verschmolzen. Karl d. Gr. selbst war nicht wesentlich über die Grenzen hinausgekommen, welche einst das römische Reich nach Norden hin gefunden hatte, und wenn die alles zusammenfassende treibende Kraft seiner Herrschaft in der Religion lag, so fiel es nun doppelt ins Gewicht, daß sich nordgermanische Völkerschaften, in denen das Heidentum fortlebte, seinen Marken

feindlich gegenüberstellten. Die Nordgermanen erscheinen als die Ueberreste der alten heidnischen Stämme, die, übrigens allenthalben zurückgetrieben, hier noch einmal ein germanisches Gemeinwesen in eigenster Art und Weise entfalteten und auf die christlich gestaltete Welt eine Einwirkung ausübten, welche sich nicht auf einmal entlud, aber in jahrhundertelanger Fortsetzung zur Gestaltung des Abendlandes nach und nach entscheidend beigetragen hat.

Sehr wahrscheinlich ist, daß die Germanen zwischen dem finnischen Volkstum, welches die Polarländer innehatte, und den Kelten, die den Westen beherrschten, im nördlichen Europa emporgekommen sind, und zwar mit beiden in Berührung; denn Spuren keltischer und finnischer Sprache finden sich im Nordischen, die ältesten Denkmäler, die des sog. Stein- und Bronzealters, gehören, wenn wir der Forschung der nordischen Gelehrsamkeit folgen, den Eingeborenen an. Die Germanen hatten im Kampf und Verkehr mit den Römern das Eisen kennen gelernt und wußten es als Waffe zu handhaben; dadurch hauptsächlich sind sie Meister im Norden geworden. Verbindungen von Stein, Bronze und Eisen, die sich in den Grabdenkmälern finden, zeugen von den Berührungen der Zeiten und Völker.

Auf Untersuchungen über die Vorzeit, deren Ergebnis doch nur ein zweifelhaftes sein würde, einzugehen, wäre hier nicht der Ort. Die geschichtliche Kunde kann, wie mir scheint, dabei stehen bleiben, daß die Germanen in Svithjod — ich will sagen in einzelnen Bezirken von Schweden — angesiedelt, unter der Einwirkung des Verkehrs mit Konstantinopel in die nordöstlichen Völkerverhältnisse hineingezogen wurden; ferner, daß die Dänen unter ihren Königen in Seeland in die Kämpfe der Germanen mit den Slaven an ihren beiderseitigen Grenzen eingriffen; endlich, daß die Normannen, in Fylke geteilt, d. h. in stammesartige Verbände zu Krieg und Frieden, von den norwegischen Küsten und Buchten aus unter ihren Oberhäuptern mit Irland und Schottland, von wo die christlichen Einrichtungen gegen den Norden vordrangen, in offenen Kampf gerieten. An drei verschiedenen Stellen berührten sie die gebildete Welt.

Wir kennen bereits den Widerstand, den Karl d. Gr. bei den Dänen fand. Er hat daran gedacht, durch geistliche Bekehrungen auch nach dem Norden vorzudringen, ungefähr dem Vorhaben jenes

Egbert[38]) gemäß, welcher eine allgemeine Bekehrung für das Nordland plante; ich lasse unentschieden, ob er dabei eine Einverleibung wie innerhalb Germaniens ins Auge gefaßt hatte, oder ob die Bekehrung sich außerhalb der Grenzen der deutschen Kirchenverfassung halten und zunächst nur für die Kirche ein neues Gebiet gewinnen sollte. Bei der engen Verbindung zwischen Kirche und Reich trägt das nicht so viel aus, wie es scheint. Welches aber auch seine Absicht gewesen sein mag, so stieß er dabei auf ein gleichsam selbständiges Volkstum nahe verwandten Ursprungs, aber entgegengesetzter Ausbildung.

Es war der letzte Zweig des germanischen Völkerkreises, ein durch und durch kriegerisches, in sich selbst uneiniges, unbezwungenes Gemeinwesen, im Besitz der Ueberlegenheit zur See und von einer eigentümlichen, mannhaften Religion.

Vor kurzem[39]) hat man versucht, von den nordischen Ueberlieferungen die eine oder die andere aus dem griechisch-römischen oder auch dem christlichen Altertum herzuleiten. Niemand wird einen solchen Einfluß von vornherein leugnen; denn sagenhafte und selbst religiöse Ueberlieferungen dringen auf Wegen vor, die sich nicht immer nachweisen lassen. Aber damit kann doch die wesentliche Ursprünglichkeit der Vorstellungen, die in den ältesten religiösen Denkmalen des Nordens hervortreten, so dunkel und einsilbig sie auch sind, nicht in Abrede gestellt werden. Zusammenhang und Gegensatz machen es unerläßlich, auf eine oder die andere Tatsache einen Blick zu werfen.

Die Weltschöpfungslehre, von der die Völuspa[40]), vielleicht das vornehmste Denkmal der nordischen Religion, ausgeht, erinnert an den Anfang der Genesis. Aber wer könnte den Unterschied ermessen, der darin liegt, daß statt des Weltschöpfers und Weltbildners eine Versammlung hochheiliger Götter die Scheidung von Licht und Finsternis, Tag und Nacht vollzieht, gewaltsamen Weltkräften gegenüber, welche das Urgemisch in sich tragen und mit ihnen gleichsam in der Mitte des Kampfes geschaffen werden. Nicht ohne tieferen Sinn ist die Schöpfung des Menschen. Der Leib wird von einer Naturkraft hervorgebracht, dem körperlichen Gefüge aber gibt einer oder der andere Gott Blut, Leben, Bewegung; Odin die Seele. Gegen die zerstörenden Naturmächte muß der Mensch von den Göttern beständig

in Schutz genommen werden. Ohne dies würde er den Riesen und Drachen zum Opfer fallen. Die Götter kämpfen mit diesen Gewalten unaufhörlich weiter. Odin umfaßt alles, was Leben und Geist ist. Sein Wesen knüpft an die Luft an. Von ihm kommt der Sturm in der Windsbraut. Die Götter sind ursprünglich Naturgewalten, jedoch zugleich geistiger Art und dem großen Zwecke des Widerstandes gegen die zerstörenden Kräfte hingegeben. Ein in sich bedeutsamer Begriff ist die Gottheit Odins, in ihm kommt der geistige Zug im allgemeinen Weltkampfe zur Erscheinung. Es ist der Allvater der bestehenden Welt und des Menschenwesens; denn der Kampf gegen die wilde Naturgewalt ist nicht etwa beendigt wie bei den olympischen Gottheiten; unaufhörlich führt Odin ihn fort. Nicht sowohl Thor mit seinem Hammer und Donner und Blitz, eine Verbindung, welche Jupiter zum Herrn der Welt macht, als Odin lehrt den Krieg; er ist die geistige Verkörperung des Krieges an und für sich. Die Art und Weise des Angriffs, welche einst schon Tacitus[41]) bei den Germanen kannte, hat der Sage nach Odin die Seinen gelehrt. Zuweilen erscheint er als einäugiger Alter, unscheinbar im grauen Rock und wie ein Zauberer anzusehen; er rettet seine Günstlinge, wenn sie zu fliehen genötigt werden; er tröstet sie, labt sie und führt sie in seinem Mantel von dannen. Aber zugleich ist er der Gott der Gedanken und der Erinnerung, deren Sinnbild die Raben sind, welche auf seinen Schultern ihren Sitz nehmen. Er trinkt mit der Saga aus goldenen Bechern; er ist der Vater der Dichtkunst und Beredsamkeit; die mannigfaltigsten Richtungen treten in ihm zugleich hervor. Er drückt die geistige Kraft aus, die die verderblichen Naturkräfte bekämpft und den Menschen ein sicheres Dasein verschafft. Unvergleichlich erscheint er in seiner Pracht, wenn er auf seinem Throne sitzt und seine Anhänger um sich sammelt. Er belebt sie mit kriegerischem Sinne und vereint sie, wenn sie fallen, in seiner Walhalla. Die Walhalla ist gleichsam das nordische Paradies; sie gewährt den Gefallenen die Genüsse des Götterlebens, aber zugleich ist sie mit unaufhörlichem Kriegsspiel belebt, bis der Weltkampf anbricht, welcher bevorsteht. Diese Ahnung eines Weltkampfes, bei dem man den Untergang voraussieht und der das Gebrechliche dieser Welt ausspricht, ist wie ein Gefühl des Schicksals, daß allem Götter- und Menschenleben ein

Ende droht. Man sieht gleichsam eine Welt religiöser Vorstellungen, der nordischen Natur entsprechend, großartig und mit keinem anderen Gebilde der Einbildungskraft vergleichbar. Die Sprüche, die auf uns gekommen sind, enthalten die Grundzüge eines vernünftigen und gesitteten Gemeinwesens; — alles in rohen Zügen.

Mit dieser Religion geriet nun das Christentum in Irland und Schottland in einen natürlichen und unvermeidlichen Wettstreit. Es hatte sich besondere Freistätten gegründet, Standorte, die von Jahr zu Jahr weiter fortschritten, unter denen das kleine Eiland Jona hervorleuchtet. Und Jona, schon an sich ein Muster der Zucht und Unabhängigkeit, richtete seine Tätigkeit sogar nach Norden. Wir erfahren, daß Einsiedler, die recht eigentlich der irisch-schottischen Kirchenordnung angehörten, auf den Faröern angesiedelt waren, von wo sie verjagt wurden, so daß nur noch Schafe auf den Inseln zurückblieben. Hier also werden die Anbeter des Odin mit dem einsiedlerischen Bekehrungseifer des Christentums zuerst zusammengetroffen sein. Welch ein Unterschied: die Einsiedler hatten nur die friedliche Verbreitung des Christentums und seiner Einrichtungen im Sinne; die Normannen dachten zugleich auf Beute und Herrschaft; kriegerischer Heldensinn verband sich mit kühner und geschickter Seefahrt. Von den Römern hatten die Sachsen die Schiffahrt gelernt, welche sie nach Britannien führte. Das sächsische Seewesen, welches die Eroberung von Britannien ermöglichte, war dann vom Norden übernommen und noch ganz anders ausgebildet worden.

Die Küsten am Saume des Gebirges sind am besten geeignet, kühne Seefahrer zu erziehen. Schon die Bewältigung der nordischen Gebirgsmassen erfordert eine anhaltende feurige Anstrengung. Sie lag in der Natur der Normannen, als diese, wahrscheinlich doch durch die Unfruchtbarkeit der eingenommenen Länder veranlaßt, ihre Kräfte auf die See warfen. Da, wo die Meerbusen mit tiefen Einschnitten in das hohe Gebirge eindringen und es in keilförmigen Seitenzweigen durchschneiden, sind die nordischen Seefahrten entstanden. In diesen Gegenden hat die Seefahrt mit Schwierigkeiten, die anderswo nicht vorkommen, zu kämpfen, mit plötzlichem Wechsel der Winde und heftigen Stürmen, Schwierigkeiten, unter welchen sich die seemännische Geschicklichkeit der Normannen, die sich Wikinger nannten, entwickelt hat;

sie haben selbst, wie vor kurzem[42]) gemachte Ausgrabung zeigt, zu einer eigentümlichen Bauart der Fahrzeuge geführt. Es ist wohl der Mühe wert, mit einem Worte daran zu erinnern. In einem Hünengrabe bei dem norwegischen Seebadeort Sandefjord ist ein Segelboot zum Vorschein gebracht worden. Seemännischer Kunde verdanken wir eine Erläuterung über Art und Sinn des nordischen Schiffbaues. Man hat bemerkt, daß es dabei hauptsächlich auf das Verhältnis von Länge und Breite ankommt, welches ein ganz anderes sein mußte als bei den Dreiruderern, die im Mittelmeer verwendet wurden. Diese waren neunmal länger als breit, sie wären im Norden unbrauchbar gewesen; sie konnten dem Winddruck an den Seiten keinen rechten Widerstand leisten. Die nordischen Fahrzeuge waren nur vier- oder fünfmal länger als breit; sie boten eine Vereinigung von Ruder und Segel dar, wodurch es ihnen möglich wurde, bei bewegtem Wasser gegen den Wind zu kreuzen und dabei doch vorwärts zu kommen.

Ohne Magnetnadel durchmaßen die Normannen unermeßliche Strecken. Die Beschaffenheit der langhingestreckten Seeküsten, die vor ihnen lagen, machte eine besondere Geschicklichkeit bei der Annäherung an sie notwendig. Wo sie landeten, nahmen sie feste Stellungen ein, von denen aus sie das Land mit Räubereien zur Deckung ihres Bedarfs heimsuchten. Die Umwohner sahen sich genötigt, eine Abkunft mit ihnen zu treffen, die aber nichts als ein Stillstand war. Ueberall sehen wir Oberhäupter mit starkem Gefolge unter der Bezeichnung Seekönige oder auch Naeskönige, inwiefern sie ihren Hauptsitz auf Vorgebirgen aufschlugen. Sie nahmen die für Handel und Verkehr wichtigsten Stellungen ein. Auf Inselgruppen wie den Orkneys, welche die Seefahrten überhaupt beherrschten, faßten sie festen Fuß.

Im Jahre 795 bemächtigten sie sich der Insel Rathlin (Rachrain) an der nordöstlichen Küste Irlands. Sie gelangten nach den Hebriden. In den Jahren 802 und 806 griffen sie Jona an. Sie waren bald Meister der britannischen See. Es wäre unnütz, sie Schritt für Schritt zu begleiten, zumal da sie häufig mit den Dänen zusammengefaßt oder verwechselt werden. 840 laufen sie mit sechzig Schiffen in die Boyne ein. In demselben Jahre bemächtigten sie sich Dublins, so daß sie dort damals eine staatliche und religiöse Eroberung Irlands beabsichtigt zu

haben scheinen. Unter der Beute, die sie machten, hatten besonders die Sklaven Wert, die sie davonführten.

Es war ein Kampf, der sich auch notwendig gegen die Angelsachsen und das fränkische Reich richtete, in welchem sich die germanische und christliche Gesittung vereinigte. Aus den angelsächsischen Jahrbüchern geht hervor, daß die Normannen bereits im Jahre 789 in Wessex einfielen; sie werden von Hävedhaland (Härdaland), das doch wahrscheinlich in Norwegen zu suchen ist, hergeleitet. Im Jahre 793 wird des Einfalles der Heiden in Northumberland gedacht; sie verwüsten das ohnehin von einer Hungersnot heimgesuchte Land. Sie haben das Kloster Lindisfarme zerstört. Alkuin hatte schon im Sinne, den Großkönig Karl zu Hilfe zu rufen; denn alles hing zusammen. Schon geriet auch das fränkische Reich mit den seegewaltigen Meerräubern in feindselige Berührung. Wir kennen die Streitigkeiten Karls d. Gr. mit den Dänen unter ihrem König Gottfried, welcher die Erweiterung des fränkischen Reiches im Norden und Osten rückgängig zu machen beabsichtigte. Aber Gottfried war ermordet worden, sein Brudersohn Hemming hatte sich dann auf den Thron geschwungen. Nach dessen Tode fanden die Söhne Gottfrieds, die zu ihren nordischen Landsleuten geflüchtet waren, wieder Eingang in Dänemark. Die Nachkommen Hemmings wurden verjagt, es waren die Freunde der Franken. In Dänemark selbst gelangten nun die echt nordischen Bestrebungen zur Herrschaft. Die Dänen setzten sich mit den Normannen gleich; sie bekämpften in den Franken zugleich die Beschützer ihrer Gegner.

Aus den Gegenden, die man zu zerstören gedacht hatte, erhob sich eine feindselige Macht, welche die See beherrschte und die Küsten bedrängte. Die räuberischen Seefahrer hatten zugleich Handelsbestrebungen und ihre eigenen religiösen Anschauungen. Ihr Sinn war darauf gerichtet, das westliche Europa zu bekämpfen, doppelt gefährlich für das fränkische Reich in einem Augenblick, in dem es in Thron- und kirchliche Irrungen geriet.

Nr. 6. Otto I., der Große (936—973)[43].

Das Gefühl seiner Gesamtstellung mochte den Kaiser beleben, als er sich nach seiner heimatlichen Pfalz und Kirche begab, nach Memleben an der Unstrut, da, wo dieser an der Oberfläche ruhige und stille, in der Tiefe aber in scharfer Strömung wogende Fluß sich aus dem Tale einen Weg durch die benachbarten Berge gebrochen hat, die noch ihre in das höchste Altertum reichenden Namen bewahrt haben. Man nimmt an, daß es eine altgermanische Begräbnisstätte gewesen sei. Wer jemals die Trümmer des Ortes besucht hat, wird dort weder ohne Freude an der lebensvollen Umgebung noch ohne schmerzliche Teilnahme für die alten Gründer verweilt haben, die daselbst ihr Lebensziel erreicht, wie schon Heinrich I., so auch Otto I. Er war am 6. Mai (973) daselbst angekommen. Man hat mehr vorausgesetzt, als aus alten Nachrichten bestätigt wird, daß er mit Todesahnungen dahin gelangt sei. Aber der Tod war in ihm. Am 7. hat er noch die Stunden kirchlicher Andacht innegehalten, nicht ohne sie durch Ruhe zu unterbrechen, und den Armen, wie die Chronik sagt, seine Hand dargeboten. Bei Tische erschien er heiter. Als er in der Vesper den Gesang des Evangeliums angehört hatte, ist er vom Todesschauer betroffen worden. Von Hitze und Schwachheit überrascht, ward er auf einen Sessel gebracht, empfing daselbst noch das Abendmahl, das den Menschen bei seinem Abschiede aus dem Irdischen mit dem Unvergänglichen in Berührung bringt; dann ist er ohne vorhergegangene Krankheit, ohne Todeskampf verschieden. So erlag der Mann, welcher als der Herr der abendländischen Welt angesehen werden konnte, unerwartet dem Schicksale der Sterblichen. Die Fülle einer unerschöpflichen Lebenskraft hatte ihn bis an sein Ende begleitet, dann ist sie plötzlich versiegt. Er war erst einundsechzig Jahre alt, als er verschied, wie auch sein Vater ungefähr in demselben Alter gestorben war, beide an demselben Orte, nach dem tatenvollsten Leben.

Es sei mir erlaubt, über die Weltstellung der beiden großen Männer noch einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Vorangegangen waren ihnen Pippin und Karl der Große[44]), ebenfalls Vater und Sohn, durch deren Aufeinanderfolge und Zu-

sammenwirken das Abendland seine endgültige Gestalt erhalten hatte. Was der Vater mit meisterhaftem Blick entworfen hatte, führte der Sohn mit umsichtiger Staatskunst und glücklichen Waffen aus; unter seiner langen, ruhigen Verwaltung gestaltete sich das abendländische Reich. Nicht gerade dasselbe war das Verhältnis zwischen Heinrich und Otto. Von Heinrich findet sich nichts, woraus man schließen könnte, daß seine Entwürfe den Unternehmungen seines Sohnes zugrunde gelegen hätten. Aber sie haben, nacheinander auftretend, unter veränderten Umständen doch die größten Erfolge errungen. Ihnen vor allen ist zu danken, daß das karolingische Reich im allgemeinen in seinem Bestande erhalten wurde. Vater und Sohn wirkten zusammen, um die gefährlichsten Feinde, von denen Deutschland jemals angefallen worden ist, von seinem Boden zu vertreiben[45]). Durch Otto wurde Italien wieder auf das engste mit dem Reich verbunden (951) und das westliche Frankreich in friedlicher Beziehung zu jenem erhalten. Auf der Vereinigung der drei großen Lande beruhte die abendländische Welt, ihre Macht und ihre Gesittung.

Sehr wesentlich zur Festigung des Reiches war die Verbindung Karls d. Gr. mit dem Papsttum, durch welche die geistlichen und weltlichen Belangen so gut wie ineinanderfielen. Die Kirche gehörte der romanischen Welt an; sie wirkte aber auch auf die germanischen Völkerschaften auf das tiefste ein: sie verknüpfte die religiöse Anschauung mit dem Gedanken der apostolischen Sendung des hl. Petrus und mit der Ueberlieferung des Altertums überhaupt. So wurde Sachsen, das Karl mit den Waffen bezwang, als Kirchenprovinz eingerichtet, Bayern nur durch eine unmittelbare Einwirkung des Papstes dem Großkönigtum, welches dann das Kaisertum wurde, unterworfen. Ich will sagen, daß die Festigung des Reiches, wie sie die romanischen Bestandteile in sich begriff, so auch nicht ohne den Einfluß des Papstes durchgeführt worden ist. Das persönliche Ansehen eines großen Fürsten aber gehörte dazu, um alles vereinigt zu halten.

Seitdem aber war, wie oft bemerkt, eine durchgreifende Veränderung eingetreten. Jener ebenfalls aus dem Altertum stammende Widerstreit zwischen Priestertum und höchster Gewalt war wieder ausgebrochen; das Priestertum war zu einer Ausbildung und Stärke gelangt, bei der die weltliche Macht, die unter den Karolingern verfiel,

nicht mehr selbständig berühren konnte. Auch in Deutschland drangen die geistlichen Lehrmeinungen vor, und es hätte wohl möglich scheinen können, daß die Wesenheit des deutschen Geistes dadurch aufgesogen worden wäre. Wodurch nun ist es geschehen, daß es soweit nicht kam? Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß es hauptsächlich durch das Emporkommen eines Fürstenhauses geschah, welches, durch und durch deutsch, den Gedanken der weltlichen Gewalt wieder zur vollen Geltung brachte. Das Reich, das Heinrich I. gegründet und Otto d. Gr. zu einem prächtigen Aufbau erhob, hat eine deutsche Ader von überwiegender Kraft und Schärfe; es gab der weltlichen Macht ihr Ansehen zurück, nicht allein den höchsten Gewalten selbst, sondern auch den untergeordneten, die sich um sie her gruppierten, denen auch die Bischöfe, frei von dem bisherigen unbeschränkten Ansehen des Papstes zu Rom, sich anschlossen. Wäre eine unbedingte Unterwerfung der Geistlichkeit ins Werk gesetzt worden, so würde das die Grundlage des Reiches erschüttert haben. Der religiöse Gedanke wurde jedoch von den sächsischen Fürsten nicht bekämpft, aber der kirchenrechtliche erfuhr eine Umwandlung. Das Bestreben ging nun dahin, die Unabhängigkeit der kaiserlichen und königlichen Gewalt von den geistlichen Eingriffen in die Regierung zu befreien. Es zielte auf ein Nebeneinanderbestehen der beiden Gewalten mit einem Uebergewicht der weltlichen. Das war die Grundlage des deutschen Reiches, welches durch Heinrich und Otto auf den Grundlagen des karolingischen selbständig errichtet wurde. Die europäischen Völkerverhältnisse wurden durch ein festgeschlossenes Zusammenhalten des deutschen Volkes neugestaltet. In England und Frankreich war man nicht so glücklich gewesen wie in Deutschland; man hatte die nordischen Einbrüche nicht zurückzuweisen vermocht; die Volksstämme selbst hatten sich unter deren Einfluß verändert. Sie hatten andere Bedürfnisse, andere Mittelpunkte. Das Emporkommen der weltlichen Macht verschaffte ihnen in sich selbst neue Grundlagen.

Wenn das Kaisertum eine weltumfassende Machtfülle anstrebte, so mußte doch dieser Versuch wieder aufgegeben werden. Dem deutschen Reiche selbst wäre eine vollkommene Vernichtung der päpstlichen Gewalt unerträglich geworden, und die benachbarten Völker waren weit entfernt, sich einer mitteleuropäischen Oberherrschaft unterwerfen zu wollen, wie sie hierdurch entstanden wäre. An die Begründung des

deutschen Reiches mit höchstem Anspruch knüpft sich vielmehr das Erwachen des völkischen Gefühles, ohne jedoch von dem geistlichen Gedanken abweichen zu wollen. Vielmehr gewann dieser wieder im Laufe des folgenden Jahrhunderts eine wirksame Kraft und Stärke. Aus allem zusammen bildete sich die Völkermasse, die wir die abendländische Christenheit nennen, in der dann die eigentümlichsten Kräfte und Bestrebungen sich gestalteten und bedingten. Diese Welt ist dann die Grundlage des heutigen Völkerlebens geworden.

Nr. 7. Das römische Kaisertum deutscher Nation [46]).

Ich habe mich einst mit dem vaterländischen Gedanken getragen, eine allgemeine deutsche Geschichte zu unternehmen. Was mich davon abhielt, war die Bemerkung, daß die beiden geistigen Kräfte, die in ihr mit- oder gegeneinander auftraten, doch keine Erklärung innerhalb ihrer Grenzen selbst haben. Sie sind nur zu verstehen als Erzeugnisse der früheren Zeiträume der allgemeinen Geschichte. Die oberste staatliche Gewalt, das Kaisertum, das mit dem 10. Jahrh. an die Deutschen kam, war dasselbe Kaisertum, welches einst bei der Ueberwältigung der Völker der alten Gesittung durch die Römer gegründet worden. Es trug den Namen des größten Mannes, den das Altertum in bezug auf innere Kämpfe und äußere Ordnungen hervorgebracht hat. Doch erst die Nachfolger Caesars, die nach ihm ihre Würde benannten, haben dem Gemeinwesen eine feste Gliederung gegeben, durch welche den inneren Kämpfen, welche es zerstört haben würden, ein Ende gemacht und seine Stellung in der Welt unwiderruflich bestimmt wurde. Es war eine den Frieden und die Macht erhaltende Macht, die sich über das Morgen- sowie über das Abendland erstreckte und auch einen Teil der germanischen Völker umschloß.

Nicht in diesem Umfange war sie die Jahrhunderte hindurch fortgesetzt worden. Sie würde sonst das innere Leben der Völker unmöglich gemacht und aufgesogen haben. Die religiösen Vorstellungen der alten Welt, welche, ursprünglich überall an örtliche Dienste anknüpfend, jetzt in der Hauptstadt vereinigt, dieser, ja dem Caesar selbst eine gött-

liche Sendung zuschrieben, konnten hierdurch doch weder befriedigt noch erschöpft sein. Die zweifelhafte Uebertragung der höchsten Gewalt von einem Herrschergeschlecht zum andern mußte immer neue Bewegungen hervorbringen, welche das religiöse Ansehen des Kaisers erschütterten. Die Völker verlangten so nach einer Religion, die in ihnen selbst das Gefühl einer tiefinnerlichen, von diesen Wechselfällen unabhängigen Gemeinschaft erzeugen konnte.

Da war nun die Religion in der Welt erschienen, welche die weltumspannende zu werden den Anspruch und die innere Macht besaß, und in der das dem Menschen innewohnende allgemeine religiöse Bedürfnis wie in keiner andern befriedigt wurde: das Christentum. Aber wie es nur durch persönlichen Glauben ergriffen werden konnte, so mußte es sich auf dieser Grundlage in sich selbst ordnen. Es erhob sich in fortwährendem Widerstreit mit dem Kaisertum, dem es einen überweltlichen Gott, an den Dienst Jehovas anknüpfend, in gläubiger Verehrung entgegensetzte!

Endlich, im Streite aller inneren Dinge des Lebens geschah es, daß die Kaiser selbst zu dem Gedankenkreis übertraten, mit dem sie bisher gerungen hatten, jedoch ohne im mindesten auf die lebengebende Grundlage ihres eigenen Daseins zu verzichten. Vielmehr bildete sich zwischen den beiden Gewalten eine Wechselwirkung aus, auf welcher lange Zeit der Bestand der abendländischen Welt überhaupt beruhte. Das Christentum gewann durch die Macht über die Gemüter bald eine nahezu unabhängige Stellung; die geistlichen Oberhäupter, die sich auf den allgemeinen Kirchenversammlungen vereinigten, behielten doch auch, dem Kaiser zur Seite und im Einverständnis mit ihm, ein überragendes Ansehen, da die vornehmsten Fragen, die jetzt die Menge beschäftigten, geistlicher Natur waren.

Nicht lange, so wurden zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Oberhaupte neue Ordnungen des Reiches vereinbart und durchgeführt, die, in unaufhörlichem Kampfe entstanden, den Stempel dieser Bewegung trugen. Sie führten eine Trennung zwischen Osten und Westen herbei, indem der weltliche Mittelpunkt auf Byzanz überging, wo sich die Macht des alten Kaisertums fortsetzte, während Rom in unaufhörlicher Berührung mit den germanischen Völkerschaften, welche die Oberhand im Westen erlangt hatten, sich zum geistlichen Mittelpunkte ent-

wickelte. Das römische Papsttum — denn dies war der Name, welcher jetzt aufkam — stieg durch die allmähliche Ausbreitung des Glaubens im Abendlande immer mächtiger empor.

Bald jedoch mußte es sich, von dem byzantinischen Kaisertum bedroht, das seine Ansprüche auf den Westen niemals vergessen hatte, zu seiner Rettung an die germanischen Völker wenden. Zugleich war jetzt auch der Augenblick eingetreten, wo die von der neuen Lehre des Islams entflammten Araber, durch Eroberungen in den drei Weltteilen ermutigt, den Bestand des Papsttums ebenso wie den des byzantinischen Reiches gefährdeten. Nur durch die Teilnahme der germanischen, selbst erst allmählich dem Heidentume entwachsenen Streitkräfte im allgemeinen Weltkampf konnte das Papsttum der Welteroberung der Araber ebenso wie den Ansprüchen des Kaisertums zu Byzanz Widerstand leisten. Darauf beruht das Kaisertum Karls d. Gr.: Rom erkannte, von den Sarazenen und dem byzantinischen Reiche zugleich gefährdet, den König der Franken als seinen Kaiser an. Man darf den Ausdruck, das Kaisertum sei an Karl übertragen worden, nicht gerade wörtlich verstehen. Er war bereits Meister und Herr der westlichen Gebiete im weitesten Umfange und im Besitz der größten weltlichen Macht, die er durch seine Verbindung mit der geistlichen nicht etwa aufzugeben, sondern vielmehr zu erweitern gedachte. Auf der Uebereinstimmung dieses neuen Kaisertums, welches doch an das alte anknüpfte, und des Papsttums, das durch die Losreißung von Konstantinopel nicht auch von dem Gedanken des Kaisertums selbst losgelöst war, beruht die folgende Weltentwicklung.

Schon unter den nächsten Nachkommen Karls aber traten in dem abendländischen Kaisertum Streitigkeiten über die Erbfolge ein, in welche sich dann die tiefgreifendsten Meinungsverschiedenheiten über das Machtverhältnis der geistlichen zur weltlichen Macht mischten. Ihr Ergebnis mußte notwendig zum Nachteil der weltlichen Gewalten ausfallen: das Kaisertum konnte sich nur sehr einseitig fortsetzen, es schien nur noch im Dienste der geistlichen Einrichtungen bestehen zu können. Sollten aber deshalb die germanischen Volksstämme sich dem altrömischen Kaisertum widersetzt und zu seiner Auflösung beigetragen haben, um jetzt einer neuen Gewalt zu verfallen, die ihren einzigen Antrieb von den geistlichen Vorstellungen entnahm? Noch

einmal nämlich waren diese zu einer Ausdehnung und Kraft gelangt, daß es nicht anders schien, als ob die Besonderheit der Völker und die innere Entwicklung der Religion selbst in Gefahr geraten würden. Auf diesem Wege wäre alles nur einer vollständigen Priestergewalt unterworfen worden, worin der Beruf einer Welt, welche die Grundzüge und Spuren des alten Lebens in sich schloß, nicht liegen konnte.

Da nun geschah es, daß aus der Mitte des deutschen Volkes heraus ein neues Königtum sich erhob, welches von dem unmittelbaren Einflusse des Papsttums und seiner Anwandlungen sich losriß und dem Gedanken des Kaisertums, der völlig geschwunden zu sein schien, aufs neue Bahn machte.

Dies war das Kaisertum Ottos d. Gr. Es war dem altrömischen nicht zu vergleichen, es erreichte das karolingische bei weitem nicht. Aber es gab doch der Vorstellung einer höchsten, mit der Macht verbundenen, in sich selbst unabhängigen Würde in Deutschland einen starken, unwiderruflichen Ausdruck. Es schloß die gesittungfördernden Einrichtungen des alten Kaisertums in sich ein und brachte sie zu neuer Geltung. Andererseits gehörte aber auch das Uebergewicht Roms dazu, die öffentliche Ordnung zu behaupten; und wenn deshalb auch zwischen dem Papsttum, das seinen überlieferten Ansprüchen treu blieb, und dem Kaisertum, das sich dem widersetzte, mannigfaltiger Zwiespalt entstand, so gab es doch in der natürlichen Zusammensetzung Lagen, in denen beide notwendig zusammentrafen.

Die Entstehung des deutschen Kaisertums, d. h. einer auf der inneren Entwicklung der deutschen Stämme beruhenden Ordnung, die durch die Ausbreitung der ottonischen Macht über Italien eine weltumspannende Stellung gewann, bildet das Weltereignis des 10. Jahrhunderts. Man darf einen Augenblick hierbei stehen bleiben, um die Bedeutung dieses Ereignisses zu überblicken. Es birgt die innigste Verbindung des deutschen Gemeinwesens mit den weltumspannenden Belangen in sich. Ein Gegensatz gegen Byzanz lag darin nicht, vielmehr ein Antrieb zu enger Vereinigung mit ihm; denn nur in der Gemeinschaft beider konnten dem immer keder vordringenden Islam Grenzen gesetzt werden. Dieses deutsche Kaisertum hatte keine durchaus unanfechtbare geschlechtsurkundliche Grundlage, aber insofern doch einen Vorzug vor dem karolingischen Kaisertum, als jetzt

über den Besitz des Kaisertums durch das Erbrecht im deutschen Königtum selbst entschieden wurde. Zudem hatte es eine andere Art von Oberherrlichkeit über die Nachbarn zu behaupten als das frühere: die Versuche der Christianisierung und Unterwerfung zugleich umfaßten andere, über die früheren weit hinausreichende Gegenden.

Es war eine Erneuerung des Gedankens des altrömischen Kaisertums, aber keineswegs seiner Form. Vielmehr hatten sich in steten Kämpfen Verfassungsformen ausgebildet, von denen die alte Welt noch keinen Begriff hatte. Es ist auch hier nicht der Ort, auf das Lehnswesen näher einzugehen, welches dem öffentlichen Leben überhaupt eine andere Gestalt gab; aber mit einem Worte müssen wir diese Umgestaltung bezeichnen. Sie beruht darauf, daß der Begriff des Gehorsams und des Waffendienstes mit dem Bedürfnisse des einzelnen Lebens auszugleichen versucht wurde. Alle Einrichtungen bekamen dadurch ein anderes Wesen, daß eine Verleihung durch Grund und Boden an die örtlichen Oberhäupter erfolgte, die, in ihren verschiedenen Abstufungen mit Besitztümern ausgestattet, dieser nur dadurch versichert wurden, daß sie dem Oberhaupte Treue und Glauben hielten. Es war eine durch und durch lebendige Einrichtung, die das gesamte Reich umfaßte und zu einer vielgegliederten Einheit verknüpfte; denn die Grafen und Herzöge nahmen zu ihren Untersassen andererseits ein ähnliches Verhältnis ein. Der Besitz von Grund und Boden trat dadurch mit dem Reichsgedanken in eine unauflösliche Verbindung, dem sich auch die Völkerschaften anschlossen, die an den Grenzen in untergeordneter Verbindung mit dem Reiche standen.

Daß nun ein Kaisertum dieser Art auf den unbedingten Gehorsam, wie er dem altrömischen zuteil geworden war, nicht rechnen durfte, liegt am Tage. Dennoch aber hing die Gesamtvorstellung von der Vereinbarung ab, deren Schlußstein oder vielmehr gebietenden Mittelpunkt das Kaisertum selbst bildete. Es hatte kaum mehr den Anspruch, das weltumspannende zu sein, aber es besaß doch die oberste Stelle in dem europäischen Gemeinwesen und hielt die Unabhängigkeit der weltlichen Macht gewaltig aufrecht. Der Gedanke einer allgemeinen Gewalt und des Uebergewichtes über die christliche Welt überhaupt war eben dem deutschen Reiche durch Otto d. Gr. unvertilgbar eingepflanzt.

Konnte dieser Gedanke aber wirklich zur Tat werden, war Deutschland stark genug dazu, ihn durchzuführen? Otto d. Gr. hat ihn aufgenommen, aber keineswegs vollendet. Er hat sein Leben unter stetem inneren und äußeren Kampfe zugebracht, feste Formen einer Verfassung hat er nicht hinterlassen. Das ist, man möchte sagen, das Bezeichnende der großen Naturen: sie begründen wohl, aber sie vollenden nicht. So hat Otto alle Gegner bezwungen und Festsetzungen getroffen, durch die man dem gewaltigsten Feinde des großen Gemeinwesens, den Sarazenen, zu begegnen die Aussicht fassen konnte. Aber diese selbst hatte er unberührt gelassen, und unverzüglich stand ein allgemeiner Kampf bevor, bei welchem das deutsche Reich, Rom und Konstantinopel vereinigt aufzutreten bestimmt waren.

Nr. 8. Das 14. und 15. Jahrhundert[47]).

Die Einheit des Staates und der Kirche löste sich in diesen Jahrhunderten auf. Das Papsttum konnte nicht herrschen, ohne alle Dinge des Lebens zu umfassen. Doch gelang ihm das nicht so vollkommen, daß nicht Dante[48]) ungeachtet seiner strengreligiösen Gesinnung den Gedanken des ausschließlich herrschenden Papsttums bekämpft und den des weltlichen Staates aufgefaßt hätte. Eine andere Erscheinung des Schrifttums in dieser Richtung ist das Sagenwerk, aus welchem nachher Ariost[49]), Bojardo[50]) und viele andere ihre Erzählungen genommen haben, die sogenannten Royaux de France, eine Verherrlichung des französischen Königtums, welche, ohne im mindesten von der Einheit des Christentums abzugehen, aus einer rein weltlichen Stimmung entsprungen war. Auf diese Weise konnte nun freilich nichts Entscheidendes erreicht werden; allein es traten andere Ereignisse ein, welche der Macht des Papsttums die größten Niederlagen beibrachten.

Gleich am Anfange des 14. Jahrhunderts treffen wir den Papst Bonifaz VIII. (1294—1303), welcher die päpstlichen Hoheitsansprüche zwar nicht am besten geltend gemacht, aber am stärksten

gefaßt hat, als eine Umfassung aller geistlichen und weltlichen Macht, wie er in Streit geriet mit einem König, dem seine Klugheit die Mittel an die Hand gab, sich seiner zu entledigen, nämlich mit Philipp dem Schönen (1285—1314) von Frankreich.

Dies Königreich war im Bunde mit dem Papsttum stark geworden. Die römische Kurie hatte die Franzosen in ihrem Kampfe gegen die Engländer unterstützt; sie hatte ihnen die Rechte gewährt, durch welche sie Meister des südlichen Frankreich geworden waren. Die südlichen Franzosen von Marseille waren durch den Papst unter Karl von Anjou nach Italien gerufen worden; Ludwig der Heilige (1226—1270) hatte die beiden letzten Kreuzzüge unternommen und schloß sich den geistlichen Anschauungen unbedingt an, obwohl er den unbedingten Ansprüchen des Papsttums eher Widerstand als Folge leistete und von den Bedürfnissen seines Reiches gut unterrichtet war. Am Ende des 13. Jahrhunderts folgte ihm aber sein Enkel Philipp der Schöne nach, einer der merkwürdigsten Fürsten der neueren Zeit. Dieser schließt sich in Durchführung des weltlichen Gesichtspunktes ganz an Kaiser Friedrich II. († 1250) an, braucht viel Geld zu seinen Feldzügen mit England und erhält es auch von seinen Untertanen, kommt aber eben dadurch in Streit mit dem Papste, dessen Vorrechte dadurch benachteiligt werden. Im Jahre 1302 beruft der König seine Stände und widersetzt sich in Gemeinschaft mit ihnen dem Papste. Dadurch allein aber wurde er des Papstes nicht Herr, sondern er brauchte Gewalt dazu, überfiel den Papst und setzte ihn gefangen, worüber dieser in einem der Raserei ähnlichen Zustande starb. Damit begnügte sich indes der König von Frankreich nicht. Er verstand es besser als die deutschen Kaiser, ließ durch die Kardinäle einen ihm beliebigen Papst wählen und wies ihm Avignon im südlichen Frankreich zum Aufenthaltsort an. Dadurch machte König Philipp der Schöne dem Ansehen des Papsttums durch einen plötzlichen Schlag — ich will nicht sagen ein Ende —, aber er vernichtete die Vorstellung des allgemeinen Ansehens, die sich daran knüpfte. Philipp der Schöne war überhaupt fern davon, die geistlichen Anschauungen früherer Jahrhunderte zu teilen, und zeigte dies auch in seinem grausamen Verfahren gegen die Tempelritter, obwohl er ihnen die Schändlichkeiten nicht nachweisen konnte, die er ihnen zur Last legte.

Aus diesen Verhältnissen erwuchs gegen Ende des Jahrhunderts das sogenannte Schisma. Die übrigen europäischen Mächte waren nicht gewillt, einen Papst anzuerkennen, der in Frankreich wohnte, und so kam es außer zur Wahl eines französischen auch noch zur Wahl eines sozusagen europäischen Papstes, und ganz Europa teilte sich in verschiedene Gehorsamsbereiche. Man kann sagen, daß die Weltherrschaft des Papstes, welche in der Einheit beruht, sich in sich selbst auflöste nicht durch den fortwährenden Streit zwischen Geistlichkeit und Weltlichkeit, sondern durch den infolge des Schismas hervorgerufenen Gegensatz der verschiedenen Völker.

Ueberhaupt entstand nun eine allgemeine Auflösung, und diese Jahrhunderte sind dadurch merkwürdig, daß es keinen festen staatlichen oder geistlichen Körper mehr gibt. Es ist zwar richtig, daß nun die Völker mehr zur Geltung kamen und daß man Verfassungen machte, aber weder die einen noch die anderen konnten fürs erste recht zusammenhalten. Dadurch, daß die Päpste die Kaiser dahin gebracht haben, auf Italien Verzicht zu leisten, haben sie allerdings viel dazu beigetragen, die Völker voneinander zu sondern, allein vollständig ist diese Absonderung jetzt noch nicht zustande gekommen. Im Jahre 1340 erhoben sich die englischen Könige und machten Anspruch auf Frankreich; dort behauptete man aber, daß das Königtum nur im Mannesstamme forterbe, und infolgedessen kam das Haus Valois auf den Thron (1327). Dies war die Veranlassung zu langwierigen Kriegen zwischen England und Frankreich, in deren Folgen beide Völker einander schwächten. So wenig das Papsttum seine Einheit oder das Kaisertum sein Ansehen zu behaupten vermochte, so wenig konnten sich die Völker als solche alsbald zu einer bedeutenden Macht entwickeln.

In diesen Zeiten fing man, wie erwähnt, an, den verschiedenen Staaten mehr zusammenhaltende Verfassungen zu geben. Dieser Gedanke war sehr natürlich. Das Bedürfnis, das sich geltend machte, beruht darauf, daß bisher unter dem Papsttum die Geistlichkeit der einzelnen Länder, welche sehr mächtig und durchgreifend war, sich fast mehr an den Papst als an den eigenen König hielt, so daß es von der größten Bedeutung war, durch eine völkische Einrichtung die Geistlichkeit mit dem König und dem Adel fester zu vereinigen. Ferner waren

König- und Kaisertum in jener Zeit von noch ziemlich willkürlichem Wesen. So konnte z. B. der König von England von Rechts wegen eine Menge Dinge sich erlauben, welche in das häusliche Leben eingriffen. Auch waren die Begriffe von Eigentum noch nicht recht entwickelt; König Philipp der Schöne z. B. war der Meinung, daß alles gemünzte Silber und Gold im Land ihm gehöre, und ließ es wegnehmen, wo er es fand. Diese Umstände gaben Veranlassung, daß man nach und nach an die geordnetere Neugestaltung der öffentlichen Gewalt ging.

Zuerst wurde die Sache in England in Angriff genommen, und zwar in einer Art und Weise durchgeführt, daß die englische Verfassung ein Muster für alle Zeiten bleibt. Die Magna Charta, unter unruhigen Verhältnissen eingeführt, war die erste Verbriefung der Vorrechte der verschiedenen Stände, der Geistlichkeit, des Adels und der Städte (1215). Heinrich III. (1216—1272) wollte zwar nicht alles das ausführen, was in der Magna Charta zugunsten der Stände enthalten war; namentlich wollte er sich der Bestimmung nicht unterwerfen, daß die Stände in ihrer Vereinigung die Steuern zu bewilligen hätten. Erst Eduard I. (1272—1307) hat den englischen Ständen, bei denen auch die Städte vertreten waren, das Recht der Steuerbewilligung zuerkannt, und unter Eduard III. (1327—1377) wurde die Sache wirklich, da zum Kriege gegen Frankreich immer neue Geldbewilligungen notwendig wurden; denn dies ist der Angelpunkt, um den sich das ganze Ständewesen dreht.

Um bei Frankreich und England stehen zu bleiben, so fragt es sich, ob sie stark genug waren, um wirklich dauerhafte Gewalten zu bilden. Sieht man näher zu, so erkennt man, daß ihre Verfassungen doch noch keineswegs dahin gediehen waren, den inneren Unordnungen ein Ziel zu setzen. Denn das ständische Wesen entbehrte in sich selbst der Einigkeit. Eine Hauptrolle spielte darin der Teil der mit zur Vertretung gezogenen Städte. Etwas Aehnliches war auch in Deutschland geschehen, wo im 14. Jahrhundert durch Ludwig den Bayern (1314 bis 1347) die Städte in den Reichstag aufgenommen worden waren und man im Jahre 1344 gleichfalls von einem Parliamentum sprach. Die älteren Städte hatten nun eine sehr adelige Verfassung, aber im Laufe des 14. Jahrhunderts sind die Zünfte in den Rat der Städte

gedrungen, und dadurch, daß die Städte in den Reichstagen Sitz und Stimme[51]) hatten, kam ein freisinniger Zug in die Versammlungen. Der Adel setzte sich dem entgegen, und es kam zu heftigen Streitigkeiten zwischen ihm und den Städten, die auch England und Frankreich ergriffen. Da der König von England eine mehr freisinnige Richtung hatte, so hatte er auch die Zuneigungen der Städte für sich, was eine bedeutende Rückwirkung auf Frankreich ausübte. Hier brachen im Jahre 1345 schon Unruhen im heutigen Sinne aus, bei denen das Königtum in große Gefahr geriet. In England selbst aber entspannen sich bald Streitigkeiten um die Thronfolge zwischen den Häusern Lancaster und York, so daß jede Partei ein eigenes Parlament um sich versammelte. Die Folge war, daß selbst dort so wenig wie anderswo die emporkommenden ständischen Vertretungen die Ordnung irgend aufrecht zu erhalten vermochten, so daß alles in eine ungeheure Verwirrung geriet. Diese Zeit ist es, welche dem Mittelalter seinen schlechten Ruf bereitet hat, wo jeder Ritter aus seinen Mauern ungestört hervorbrechen und die Vorüberreisenden berauben konnte, wo jeder Edelmann, der eine Burg besaß, unabhängig war. Man suchte zwar dem Unwesen zur Notdurft durch örtliche Bündnisse, vor allem der Städte, zu steuern. Denn nur in den Städten war inmitten der überall verübten Gewalttätigkeiten noch eine gewisse Ordnung, welche wenigstens die Bürger zusammenhielt.

In dieser allgemeinen Auflösung der Dinge richtete man sein Augenmerk wieder auf den Papst, als die einzige Gewalt, welche noch so ziemlich allenthalben anerkannt wurde. Leider aber bestanden zwei Päpste nebeneinander, von denen immer wieder jeder seinen Nachfolger hatte. Wie sollte man nun diesem Mißstande steuern? Man entschloß sich zu Berufungen von allgemeinen Kirchenversammlungen nach Pisa (1409), Konstanz (1414/1418) und Basel (1431/1449). In Pisa setzte man beide Päpste ab und wählte einen neuen, wodurch aber das Uebel noch ärger wurde, indem sich nicht nur dieser neugewählte Papst, sondern auch die beiden abgesetzten zu behaupten wußten. In Konstanz gelang es dagegen dem Ansehen des Kaisers Sigismund, die Trennung zu beseitigen und einen neuen Papst, Martin V., durchzusetzen, auf welchem von nun an die Einheit des Papsttums beruhte.

Unter diesen kirchenspaltenden Bestrebungen waren aber auch viele Glaubensabweichungen zutage gekommen. In England trat Wiklif auf, in Böhmen Johann Hus, der über die Rechte der Kirche eine sehr ins rein Begriffliche gehende Ansicht aufstellte. Wegen dieser seiner Lehre wurde er vor die Kirchenversammlung von Konstanz gerufen, dort verurteilt und verbrannt. Damit aber war die Sache nicht abgetan; denn er hatte einen sehr großen Anhang in Böhmen. Dieser brach, um seinen Tod zu rächen und seine Lehre zu verbreiten, aus Böhmen hervor und überschwemmte einen großen Teil von Deutschland mit Scharen von kriegsgeübtem Fußvolk. Die Kirchenversammlung konnte nicht mit ihnen fertig werden, und als Sigismund sich als Vollstrecker seiner Beschlüsse aufstellte, so fand er den hartnäckigsten Widerstand. Die deutschen Heere wurden mehrmals geschlagen und viele Landstriche mit Raub, Mord und Gewalttaten erfüllt. Zum Glück entzweiten sich die Husiten, da ihre Sache keinen festen Boden hatte, indem die Bewegung neben dem religiösen auch ein völkisches und klassenkämpferisches Gepräge an sich trug. Dadurch bekam Sigismund Luft, und er konnte auf der Kirchenversammlung zu Basel einen Vertrag mit den Husiten abschließen, vermöge dessen ihnen die Beibehaltung des Kelches zugestanden wurde, was nachher auf die Reformation einen großen Einfluß hatte.

Die Kirchenversammlung zu Basel, welche hauptsächlich aus Doktoren der Hochschulen bestand, wollte die geistliche Verfassung nach Art der weltlichen ordnen; sie richtete sich vornehmlich gegen das Papsttum, welches man durch Gründung von Landeskirchen beschränken wollte. Diese Kirchenversammlung ist auch deshalb merkwürdig, weil sie neue Grundsätze zur Behauptung der weltlichen Rechte gegen den Papst aufstellte. Diese wurden in Frankreich zu einem Staatsgrundgesetz ausgebildet und auch in Deutschland von Albrecht II. von Oesterreich angenommen. Wie die Kirchenversammlung von Konstanz die Glaubensstreitigkeiten nicht abzustellen vermochte, so brachte also die Kirchenversammlung von Basel den Zwiespalt zwischen Kaiser und Papst erst wieder recht in Gang, indem er die weltlichen Gerechtsame mit vielem Geschick gegenüber dem Papste aufstellte. Das Papsttum aber ist seiner Natur nach unumschränkt und konnte sich diese Beschränkungen nicht gefallen lassen. Und da Kaiser Friedrich III.

(1439—1493) sich wenig eingenommen für die Kirchenversammlung zeigte, es vielmehr lieber mit dem Papste hielt, so siegte auch endlich derjenige Papst, der sich den Beschlüssen von Basel widersetzte, Nicolaus V. (1447—1455). Vollkommen blieb indessen das Papsttum in diesem Kampf nicht Sieger; in Frankreich und Deutschland hatten sich mächtige Parteien gebildet, welche den Beschlüssen der Baseler Kirchenversammlung nach wie vor anhingen.

In diesem Zeitraum geschah es nun, daß die Türken in Europa vordrangen. Wer konnte unter den oben geschilderten Verhältnissen daran denken, ihnen tatkräftigen Widerstand zu leisten? Alle die bestehenden Gewalten waren so schwach, daß keine die Fähigkeiten hatte, sich selbst zu verteidigen. Man ließ also die Türken Herren in Konstantinopel werden (1453), da alle Versuche zu einer Vereinigung der griechischen und lateinischen Christenheit gescheitert waren und die Griechen sich öfter dahin äußerten, sie wollten lieber den Turban tragen als den lateinischen Hut. Die Osmanen unterwarfen sich Serbien, und in Ungarn gelang es nur manchmal einigen Anführern, wie Hunyard und Matthias Corvinus, auf einige Zeit den Andrang der Feinde zu brechen. Diese Ereignisse hatten aber auch wieder einen anderen, für die Entwicklung des Abendlandes höchst wichtigen Erfolg. Nachdem Konstantinopel erobert war, zogen sich jene Griechen, welche mit der lateinischen Kirche hielten, nach Italien zurück und brachten neue Lebensbestandteile in die lateinische, abendländische Gesittung. Seit dem 15. Jahrhundert fing man an, sich mehr der Erforschung der Alten zuzuwenden, weil die Kirche in Hinsicht der Glaubenslehre zu strenge war. Dadurch gewann die von der Kirche abweichende Gesinnung einen gewaltigen Antrieb. Die Künste bekamen im 14. und 15. Jahrhundert schon einen Anhauch vom Altertum, sie gingen über die kirchlichen Gegenstände hinaus. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts wurde ferner die Buchdruckerkunst erfunden, welche der einseitigen Herrschaft über die Gelehrsamkeit, die bisher die geistlichen Genossenschaften ausgeübt hatten, ein Ende machte und den Geist in einer höheren Vorstellung sammelte. Eine ähnlich sammelnde Wirkung hatte auch die Erfindung des Geschützes, die in diesen Zeitraum fällt. Hierdurch vornehmlich ward die Unabhängigkeit der Burgherren nach und nach gebrochen und dem Gedanken einer fürstlichen Staatsordnung

Raum gemacht; alles Wirkungen, welche über die Grenzen dieses Zeitraumes hinausdeuten.

Das 14. und 15. Jahrhundert sind deshalb von so unendlicher Wichtigkeit, weil alle die Dinge, welche die vorausgegangene Zeit beherrscht hatten, in der Auflösung begriffen waren. Das geistliche Wesen fängt an, seine Unfähigkeit zum Herrschen zu zeigen. Auch die höhere weltliche Gewalt vermag die untergeordneten Kreise nicht mehr zu zügeln; die Selbstherrlichkeit tritt an jedem Punkte hervor. Das aber gibt zugleich den Menschen ein großes Gefühl persönlicher Selbständigkeit, und dieses bewirkt dann wieder, daß die Künste und namentlich die Erfindungen in diesen Jahrhunderten ungemeine Fortschritte machen. In keinem Zeitraum trifft man eine so weltumspannende Regsamkeit in allen Zweigen des menschlichen Wissens, einen so unaufhörlichen Fortschritt in den Erfindungen der Gewerbe und der Handelstätigkeit im kleinen wie in diesem; wenn man gleich dieses Zeitalter nicht das Zeitalter eines ausgebildeten glänzenden Schrifttums nennen kann. Von hoher Bedeutung ferner ist es, daß der nicht mehr durch die großen geistlichen Hochschulen gefesselte Geist sich am Ende in eigenen Bahnen versucht und daß zuletzt auch die weltlichen Bildungen wieder zu einer gewissen Selbständigkeit gelangen, wie wir dies z. B. in Italien sehen, wo die Freistaaten unter Oberhäuptern, wenn auch nicht in freistaatlicher, so doch in der Form der Einherrschaft einiges Ansehen und eine gewisse Macht erlangten und Mittelpunkte bildeten, von wo aus neue Strahlen der Gesittung hervorgingen. An die Gesamtheit dieser Bestrebungen knüpft sich die Entstehung einer neuen Zeit.

❖ ❖ ❖

II. Teil.

Zeitalter der Reformation (1517—1555).

Nr. 1. Allgemeine Uebersicht[1]).

Inmitten jener allgemeinen Lockerung der Einheitlichkeit, die das 14. und 15. Jahrhundert erfüllt, gab es doch immer etwas, was über sie hinausreichte, ein Bestreben, dem Unwesen, das mit der allgemeinen Auflösung verknüpft war, ein Ende zu machen. Man fand allmählich die Mittel dazu, ohne jedoch ganz auf die früheren Gestaltungen zurückzukommen. Das Papsttum hatte sich zwar behauptet, allein auch der Gegensatz, auf den es gestoßen, war noch nicht aus der Welt verschwunden, und wenn man die Wahrheit sagen soll, so war auch die aus dem Altertum in die neue Zeit hereindringende Erneuerung der Gesittung, die sog. Renaissance, dem kirchlichen Grundsatze nicht gleich beschaffen; sie beruht auf ganz anderen Anschauungen und Lebensverhältnissen. Auch die Buchdruckerkunst, welche jetzt die Schriften der neueren und alten Zeit, die Ritterbücher, die frommen Schriften, namentlich die Bibel, unter dem Volke verbreiten half, war recht geeignet, eine Gärung der Geister hervorzurufen; der Gesichtskreis, welchen das Papsttum bisher eingenommen hatte, wurde plötzlich erweitert. Die allgemeine Selbständigkeit, welche in staatlicher Beziehung eingetreten war, beförderte gleichfalls ein gewisses Bestreben, sich geistig selbständig zu stellen. Dazu gesellten sich indes noch andere Dinge, welche die Zustände der neueren Jahrhunderte entwickeln halfen; es sind vornehmlich folgende:

1. Eines der Hauptereignisse, durch welche die jetzige Welt bestimmt wurde, waren die Entdeckungen, welche in genauem Zusammenhang mit demjenigen stehen, was in der Zeit des Mittelalters ge-

schehen war. Der tatsächliche Gegensatz, der sie hervorgebracht, war der Widerstreit zwischen den abendländischen Völkern und dem Morgenlande. Spanien war noch immer im Streite mit den Mauren begriffen und konnte sie erst im Jahre 1492 vollständig besiegen; das Gleiche war in Portugal der Fall; und indem beide die Mauren weiter bekämpfte, stießen sie in Afrika auf eine nicht zu überwältigende Kraft. An der Westküste von Afrika, so ging die Sage, hause ein christlicher Fürst, der jenseit der mohammedanischen Welt zu suchen sei; eine sagenhafte Vorstellung, welche sich an die Ueberbleibsel nestorianischer Christen in Afrika knüpfte. Dazu kam, daß man gerade damals einige Versuche machte, die Mongolen im entferntesten Osten zum Christentum zu bekehren und daß man dort gleichfalls von einem geheimnisvollen christlichen Reiche sprach. Die Portugiesen wollten das Reich des Priesters Johannes aufsuchen, um mit ihm vereint von da aus den Mauren in den Rücken zu fallen, und während sie diese Versuche machten, umschifften sie das Vorgebirge der guten Hoffnung (1486) und entdeckten zwar nicht den Priester Johannes, aber Ostindien, wo sie in fortwährenden Kämpfen mit den Mohammedanern das große portugiesisch-ostindische Reich gründeten. Dies war ein unendlich wichtiges Ereignis, indem sich nunmehr die Welt auf eine ganz andere Weise eröffnete, als man bisher im Abendlande gedacht hatte. Etwas Aehnliches war es, was Columbus zur Entdeckung von Amerika führte. Auch er glaubte, er würde, wenn er immer nach Westen segelte, nach Asien kommen, nach dem Lande Catai, dem Sina des Marco Polo [2]), von wo aus man die Mohammedaner besser werde bekämpfen können. Uebrigens lebte er in lauter geistlichen Vorstellungen und hatte keine Ahnung von einem ungeheuren Festlande, das gleichsam in der Halbscheid des westlichen Meeres liege.

Indem das Abendland durch das Vordringen der Türken auf den engsten Umkreis von Gebiet beschränkt wurde, den es jemals gehabt hat, freilich einen Umkreis, der voll von Leben war, wurde ihm durch die abenteuerlichen Unternehmungen von ein paar Seefahrern, die obendrein nicht recht wußten, was sie wollten, die aber gerade durch jene Einschränkung veranlaßt waren, sie zu durchbrechen, eine neue, eine doppelte Welt, im Osten und Westen erschlossen. Columbus, indem er auf den Antillen landete, glaubte, er werde dort Gold und Silber

finden, um die Mohammedaner zu bekämpfen und das gelobte Land zu erobern. Niemals hat ein großartiger Irrtum eine großartigere Entdeckung hervorgebracht. Die Spanier und Portugiesen umfuhren nun wetteifernd die ganzen Festlande. Schon im 16. Jahrhundert kam man auf den Gedanken, daß Amerika ein neuer Erdteil sei. Die Portugiesen machten in Brasilien neue Entdeckungen und kamen sogar nach Nordamerika (Labrador), wodurch sie auf den Gedanken kamen, daß Nord- und Südamerika zusammenhängen, was den Spaniern entgangen war. Indessen setzten sich die Spanier nach und nach in den Besitz der neu entdeckten Länder und fingen an, sich anzusiedeln, und mit der Zeit, da in Portugal das herrschende Haus ausstarb, bekam Philipp II. (1556—1598) auch Portugal und die portugiesischen überseeischen Besitzungen, so daß die damaligen Herrscher in Spanien sagen konnten, in ihrem Lande gehe die Sonne nie unter. Durch alles dieses wurde der Welt ein neuer Schauplatz der Tätigkeit eröffnet, aber nur eröffnet; denn die Spanier legten die Hände auf alle diese Entdekkungen und wollten sie als ihre Krongüter bewirtschaften. Die überseeischen Besitzungen der Engländer und Franzosen waren damals noch geringfügig.

Wenn wir nun diese Entdeckungen im Lichte der großen europäischen Fragen beurteilen, wozu führten sie: zu einer Schwächung oder zu einer Stärkung des bisher alleinherrschenden geistlichen Gesichtspunktes? Sie führten zu seiner Stärkung; denn obgleich Handel und Verkehr dadurch emporkamen, so geschah doch die Besitzergreifung der neu entdeckten Länder kraft der Vollmacht des Papstes, welcher sie den Spaniern schenkte, und diese sowie die Portugiesen suchten in erster Reihe ihre kirchlichen Begriffe auszubreiten.

2. Das zweite, was in jener Zeit in Europa emporkam, war eine Vermehrung der inneren Macht des Fürstentums. Die Verwirrung war zu groß geworden, und es waren schon Dinge vorhanden, um die fürstliche Macht zu vergrößern. Verschiedene Umstände trugen dazu bei, daß nunmehr bedeutende Reiche entstanden. Am Ausgang des 15. Jahrhunderts festigte sich England, nachdem die blutigen Bürgerkriege der weißen und roten Rose damit geendet, daß Heinrich Richmond (Heinrich VII.) die beiden Häuser Lancaster und York miteinander vereinigte [1485] und eine sehr ansehnliche Herrschaft hinterlassen konnte.

Es bildete sich in England ein kräftiges Königtum.

Noch entschiedener setzte sich derselbe Grundgedanke in Frankreich durch; nachdem es den Franzosen gelungen war, die Engländer auszustoßen. Hier gründete Karl VII. (1422—1461) das Königtum auf jene Kräfte, welche stets von der größten Wichtigkeit waren, nämlich erstens auf ein stehendes, in einem Solde befindliches Heer, sodann auf eine beständige Auflage. Dieser Dinge bediente sich sein kluger, rücksichtsloser Sohn, Ludwig XI. (1461—1482), um allen entgegengesetzten Gewalten ein Ende zu machen, der Herrschaft Karls des Kühnen von Burgund zuerst, später der aller übrigen Großen. Was er nicht selber tat, wurde infolge dessen, was er eingeführt hatte, unter seinen Nachfolgern vollendet. Das ganze südliche Frankreich, welches bisher aus einzelnen Herzogtümern bestanden hatte, wurde mit der Krone vereinigt, dazu Burgund, ein Teil der Niederlande, die Bretagne usw.

Auch in Spanien waren untereinander streitende Herrschaften vorhanden gewesen; Aragon, Kastilien, aus einer Menge kleiner Königreiche zusammengesetzt, waren in tiefem inneren Zerfall, so daß einmal die Großen des Reiches den König absetzten. Aber die tatkräftige Isabella, die Schwester Heinrichs IV. von Kastilien, verstand es, Ordnung zu machen, und vermählte sich dem kräftigen Könige Ferdinand dem Katholischen von Aragonien, so daß diese beiden mächtigen Reiche in ein ganzes zusammenwuchsen. Hierdurch gelang es auch, Granada zu erobern und den Mauren zu entreißen, ein Umstand, welcher wieder vorteilhaft auf die großen Entdeckungen zurückwirkte (1492).

So bildeten sich die drei Länder England, Frankreich und Spanien zu gefestigten Mächten aus. Fragt man nun, in welches Verhältnis sie zur päpstlichen Gewalt traten, so kann man darauf nicht geradezu antworten, daß ihr Emporkommen dem Papste sehr gefährlich war. Allerdings war die Entstehung selbständiger Mächte ein Verlust für den, der die Weltherrschaft anstrebte; aber ein unbedingter Verlust für den Papst war deshalb nicht damit verknüpft, weil diese Könige sich an das Papsttum anschlossen. Frankreich erhielt sich zwar noch bei den Vorrechten der pragmatischen Santion[3]), aber in Spanien war die geistliche Grundanschauung mit den Grundsätzen der welt-

lichen Staatsleitung derart verschmolzen, daß sie nicht von einander getrennt werden konnten. Die geistlichen Ritterorden wurden mit dem Willen des Papstes mit der Krone vereinigt, und von den Päpsten wurde den Königen unaufhörlich geistliche Einkünfte, namentlich die Zehenten überlassen, so daß das Königtum nicht imstande war, Widerspiel gegen das Papsttum zu machen.

3. Ein dritter Umstand, welcher das neue Jahrhundert in Bewegung setzte und noch heutzutage fortwirkt, ist der Gegensatz der europäischen Mächte in ihren auswärtigen Angelegenheiten. Hierbei kam es in folgender Weise zu einer Bildung von gewissermaßen zwei Parteien.

Das am meisten von allen staatlich zersplitterte Land war ohne Zweifel Italien. Die Staatsgebiete in Deutschland waren zwar noch kleiner als die italienischen, allein erstere erkannten doch noch den Kaiser über sich an und hatten noch eine gewisse Ehrfurcht vor ihm; auch das jedoch war in Italien nicht mehr der Fall, und die dortigen Staaten waren, obgleich nach innen hoch entwickelt, doch nach außen sehr schwach. Es bildete sich nun daselbst eine kleine Staatenordnung in sich aus, deren Hauptpunkte Neapel, Florenz (unter der mediceischen Herrschaft eine Hauptstätte der Gesittung), Mailand (unter den Sforzas), Venedig und der Papst waren. Diese waren immer einander entgegengesetzt und gaben dadurch Veranlassung, daß andere große Mächte in ihre Zwistigkeiten eingriffen. Frankreich behauptete, von seiten des Hauses Anjou Ansprüche an Neapel zu haben, und es gelang auch, sie durchzusetzen. Allein dem widersetzte sich der König von Spanien, Ferdinand der Katholische (1479—1516); er nahm Neapel ein, so daß sich die Franzosen bloß in Oberitalien festsetzen konnten, wo sie ebenfalls ein Erbrecht zu haben behaupteten. Der Erfolg war, daß die Spanier die Oberhand behielten, was nicht geschehen wäre, wenn nicht eine andere große europäische Verbindung eingetreten wäre.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund, war besiegt und getötet worden durch eine Verbindung Ludwigs XI. und der Schweizer[4]). Burgund selbst ging nun zwar an Frankreich über, nicht aber die niederländischen Herrschaften Flandern, Brabant, Holland usw., welche eigene Landesteile bildeten und nach Karls des Kühnen Tode an seine Tochter Maria fielen. Diese war mit Maximilian von Oesterreich vermählt,

der in Oesterreich selbst zwar eine geringe Rolle spielte, aber es dahin brachte, daß er von den deutschen Fürsten zum Könige gewählt wurde [5]). Er erlangte dadurch, daß er sich mit der niederländischen Erbin vermählte, eine ganz andere Weltstellung, als seine Vorfahren gehabt hatten. Sein Sohn Philipp vermählte sich mit der Erbin von Spanien, Johanna. Dieser Philipp wurde also König von Spanien, und Spanien, der mächtigste Bestandteil dieser großen Vereinigung, überflügelte dadurch die französische Macht in einem Grade, daß es in den italienischen Kriegen endlich die Oberhand erhielt. Im Verlauf dieser Kämpfe geschah es, daß der ritterliche König Franz I. von Frankreich in die Hände Karls V. von Spanien fiel und endlich auf Italien Verzicht leisten mußte, obgleich er immerhin noch einen starken Anhang in Italien behielt [6]).

Dieser Gegensatz der auswärtigen Angelegenheiten bewirkte, daß sich Europa überhaupt in zwei Parteien schied, von denen die eine die spanische war, die andere die französische. Der Widerstreit der beiden Vormächte ließ übrigens den anderen Staaten allezeit eine gewisse Freiheit, indem beide so stark waren, daß weder Spanien zuließ, daß ein Land von Frankreich verschlungen würde noch umgekehrt. Auch dem Papsttum war dies Verhältnis nicht durchaus schädlich. Erst in diesem Kampfe der weltlichen Gewalten haben die Päpste ihren Kirchenstaat wirklich erobert (besonders unter Julius II.) [7]). Sein geistiges Ansehen aber wurde dem Papst allerdings einigermaßen dadurch geschmälert, daß er fortan immer entweder auf die eine oder auf die andere Seite sich schlagen mußte und aufhörte, als Friedensstifter über dem Abendlande zu walten. Die geistliche Grundanschauung bestand indessen noch; die Päpste hatten sich mit der Gesittung vereinigt, litten aber nicht die geringste Abweichung von der Kirchenlehre, wie dies unter anderen Savonarola [8]) erfuhr, der im Jahre 1498 den Feuertod starb.

Wenn man nach alledem fragt, von welcher Seite in dieser Lage der Dinge eine weltumfassende Veränderung ausgehen konnte, so ist die Antwort hierauf: von der geistlichen allein; denn von seiten des Staates vermochte man dem Papsttum nicht gut beizukommen, dazu war es noch zu mächtig. Dagegen regte sich gerade im Angesicht der Verweltlichung des Papsttums und seiner Bestrebungen in den tiefern Geistern Europas ein Widerspruch, der schon oft versucht, jedoch

bisher noch immer niedergeschlagen war. (Arnold von Brescia [9]), die Albigenser [10]), die Waldenser [11]), Wiklif [12]), die Husiten [13]), Savonarola). Namentlich in Deutschland, wo ein tieferer mystischer [14]) Begriff von Frömmigkeit sich geltend gemacht hatte, zeigte sich jetzt eine Abweichung in den gelehrten Schulen, indem die Dominikaner, welche übrigens strenge am Papsttum hielten, den Forderungen der neu aufkommenden Gelehrsamkeit nicht genügten. Daß irgendwo sonst ein Widerspruch hätte zum Leben kommen sollen, daran wäre damals gar nicht zu denken gewesen. In Spanien war es unmöglich, denn der König war eben durch die Kirche zu stark; in England war der König zu staatsklug dazu; der König von Frankreich war nach außen zu eng mit dem Papste verbündet und durfte es nicht wagen, seine Kräfte gegen ihn zu gebrauchen. Einzig in Deutschland konnte das geschehen....

* * *

Wohin ging nun die Absicht Luthers? Sie umfaßte hauptsächlich zwei Punkte: 1. sie trat der Lehre entgegen, auf welcher die katholische Kirchenverfassung beruht, daß nämlich die Entwicklung der göttlichen Lehren unmittelbar in der Entscheidung der Päpste und in der Festsetzung der Kirchenversammlungen liege. Hiegegen behauptete Luther, die Kirchenverfassung sei von der heiligen Urkunde abgefallen. 2. wollte Luther alles bestehen lassen, was mit der Bibel vereinbar ist, setzte sich nicht einmal der mündlichen Ueberlieferung unbedingt entgegen; geschweige denn, daß er eine neue Religion hätte aufstellen wollen, die er kraft des eigenen Verstandes sich aus der göttlichen Urkunde selbst zusammengesetzt hätte. Luthers Wesen war überhaupt seiner Natur nach auf Erneuerung bedacht, er war weit entfernt, der ungebundenen Grundanschauung in der Kirche Geltung zu verschaffen; er wollte nicht die Bibel verwirklichen, sondern nur den Widerspruch gegen die Bibel vernichten.

Er und Melanchthon [15]) bildeten zusammen eine neue Lehre, welche so ziemlich an den Katholizismus sich anschloß. Der Augenblick, in welchem der Katholizismus und Protestantismus zusammentrafen, war die Abfassung des Augsburgischen Bekenntnisses (1530), in welchem sich die beiden Parteien so nahe kamen, wie niemals

später wieder; nur in bezug auf die Eucharistie[16]) war man verschiedener Meinung. Ja, Papst Klemens VII. (1523—1534) war im Jahre 1532 sogar sehr geneigt, das Augsburgische Bekenntnis anzunehmen; er legte es den römischen Gottesgelehrten vor, welche erklärten, einiges darin sei richtig, anderes sei zu verwerfen, wieder anderes stünde zwar im Widerspruch mit der katholischen Lehre, aber es lasse sich darüber reden. In dieser ursprünglichen Aufstellung lag also nicht die unbedingte Notwendigkeit eines Zwistes. Ich will nun gerade nicht behaupten, daß die Forderungen der Protestanten vollkommen gewesen wären; allein die Sache selbst, nämlich die Aufstellung eines entgegengesetzten Glaubenssatzes und einer entgegengesetzten tief christlichen frommen Ueberzeugung war höchst notwendig, und sie wurde auch so gemäßigt und vernünftig vorgetragen, daß von dieser Zeit an nichts so verständlich und dem Katholizismus so nahestehend war wie das Augsburgische Bekenntnis. Luthers Lehre war also, in Kürze zusammengefaßt: 1. ein Widerspruch gegen die Kirchenverfassungsordnung; 2. ein Widerspruch gegen alle in den letzten Jahrhunderten entwickelten Formen und Dienste, welche nach Luthers Meinung der Hl. Schrift widersprachen.

Es war ein ungeheueres Ereignis, daß diese Lehre nicht allein aufgestellt wurde, sondern auch mit der Grundauffassung der Staaten in Deutschland gleich in ihrem Entstehen sich so verschmolzen hat, daß eine Trennung nicht mehr möglich war. Sie setzte sich gleich anfangs den Mönchsgelübden entgegen; die kleineren Klöster wurden eingezogen, und die deutschen Landesfürsten erhielten eine gewisse Kraft, indem sie sich mit der deutschen Lehre vereinigten. Eine Ausartung der lutherischen Lehre, der weltlichen Gewalt feindlich, war die Wiedertäuferei. Dieser aber widersetzte sich Luther auf das kräftigste, und infolgedessen beruhte gewissermaßen der Staat auf ihm; denn bisher war noch kein Gelehrter erschienen, der den Begriff der Obrigkeit so scharf und so frei von jedem geistlichen Besitz aufgefaßt hat wie Luther. Dadurch gab er für die weltliche Entwickelung eine neue Grundlage.

Den ersten großen Kampf hatte die neue Lehre zu bestehen mit dem größten und geistvollsten Fürsten der damaligen Zeit, nämlich mit Kaiser Karl V., der übrigens auch den Gedanken hatte, von

seiten des Staates aus zu verbessern und mit Hülfe der Protestanten das Kaisertum zu erneuern. Aber weil der Protestantismus die ständische Grundauffassung verkörperte, so geriet Karl mit den Fürsten Deutschlands in Streit, und es kam zum Kampfe zwischen beiden, in welchem er zuletzt beinahe gefangen genommen worden wäre. Der Gedanke des Kaisers ging auf die Herstellung eines weltbeherrschenden kirchlichen Kaisertums, allein dazu war er nicht stark genug. Die neue Lehre, welche diesem Plane abhold war, hatte bereits zu tiefe Wurzeln gefaßt und eine zu starke Verbreitung, namentlich in Norddeutschland gefunden, als daß Karl der Bewegung hätte Herr werden können.

Dadurch, daß Karl Indien [17]) beherrschte und dessen Gold und Silber ihm zu Diensten war, vermochte er zwar vieles, allein er hatte auch einen mächtigen Widersacher an dem König Franz I. (1515—1547) von Frankreich und dessen Nachfolger Heinrich II. (1547—1559). Diese wollten nicht, daß der Kaiser Herr in Deutschland werde. Ebensowenig wollte das der Papst; denn dem graute vor einer Verknüpfung des kaiserlichen und kirchlichen Gedankens; ja der eifrige Papst Paul III. (1534—1549), der die allgemeine Kirchenversammlung von Trient vereinigte, war dafür, daß die Protestanten vom Kaiser Karl nicht unterdrückt würden; ebenso Papst Julius III. (1550—1555). Alle diese Dinge wirkten zusammen, um dem Protestantismus einen festeren Halt zu geben. Karl V. mußte aus Deutschland weichen, und sein Bruder Ferdinand bequemte sich dazu, mit den protestantischen Ständen einen Religionsfrieden zu schließen (1555). Dieser hatte den Sinn, daß nunmehr der Protestantismus, wie er war, als Glied des deutschen Reiches angenommen wurde und die protestantischen Fürsten mit denselben Rechten in das Reich eintraten wie die katholischen.

So kam es, daß gegen Ende des 16. Jahrhunderts ungefähr neun Zehntel von Deutschland protestantisch waren und der Protestantismus selbst in Bayern und Oesterreich Eingang fand. In Oesterreich war Maximilian II., einer der größten neueren deutschen Kaiser, ein Mann von scharfem Verstand und großer Milde, im Herzen protestantisch gesinnt, und die österreichischen Erblande waren völlig [?] protestantisch. Selbst in den Gebieten der geistlichen Fürsten waren

bei weitem die meisten dem lutherischen Bekenntnis zugetan. Der Adel hielt aber noch fest am Katholizismus; denn er war im Besitz der Kapitel und Stifter....

Wenn[18]) man fragt, warum der Protestantismus nicht zum vollständigen Siege gelangte, so ist zunächst darauf zu erwidern, daß schon in seiner Glaubenslehre ein Punkt liegt, der dies unmöglich machte; denn die Lehre trennte sich sogleich in verschiedene Parteien, welche einander widerstrebten. Dazu kommt, daß durch die vollkommene Beseitigung des gemütvollen Teiles des Gottesdienstes etwas aus dem äußeren Dienste fortgefallen war, was vielleicht der Erhaltung würdig war.... Wenn so schon in dem Protestantismus selbst Dinge lagen, die seinen vollständigen Sieg vielleicht unmöglich, ja nicht einmal ganz wünschenswert machten, trugen nicht doch auch äußere Umstände dazu bei, ihn nicht vollständig zur Herrschaft gelangen zu lassen? Diese Frage muß dahin entschieden werden, daß die äußeren Kräfte, die er zu bekämpfen hatte, so stark waren, daß sein Sieg fast unmöglich war: Spanien, Frankreich und die Wiedererstarkung der Kirche, die sich auf der allgemeinen Kirchenversammlung von Trient verjüngte und in den Jesuiten treffliche Vorkämpfer fand.

1. Innere Geschichte der religiösen Bewegung.

Nr. 2. Martin Luther (1483—1546).

a) Seine Jugend[1]).

„Ich bin eines Bauern Sohn," sagte er selbst, „mein Vater, Großvater, Ahn sind rechte Bauern gewesen; darauf ist mein Vater gen Mansfeld gezogen und ein Berghauer geworden; daher bin ich." Das Geschlecht, dem Luther angehört, ist in Möhra zu Hause, einem Dorfe unmittelbar an der Höhe des Thüringer Waldgebirges, unfern den Gegenden, an die sich das Andenken der ersten Verkündigung des Christentums durch Bonifatius knüpft. Da mögen die Vorfahren

Luthers Jahrhunderte lang auf ihrer Hofstätte gesessen haben, wie diese Thüringer Bauern pflegen, von denen immer ein Bruder das Gut behält, während die anderen ihr Fortkommen auf andere Weise suchen. Von diesem Los, sich irgend auf eigene Hand Heimat und Herd erwerben zu müssen, betroffen, wandte sich Hans Luther nach dem Bergwerk zu Mansfeld, wo er im Schweiße seines Angesichts sein Brot verdiente mit seiner Frau Margret, die gar oft das Holz auf ihrem Rücken hereinholte. Von diesen Eltern stammt Martin Luther. Er kam in Eisleben auf die Welt, wohin, wie eine alte Sage ist, seine rüstige Mutter eben gewandert war, um Einkäufe zu machen. Er wuchs auf in der Mansfelder Gebirgsluft.

Wie nun Leben und Sitte jener Zeit überhaupt streng und rauh, so war es auch die Erziehung. Luther erzählt, daß ihn die Mutter einst um einer armseligen Nuß willen blutig gestäupt, der Vater ihn so scharf gezüchtigt habe, daß er sein Kind nur mit Mühe wieder an sich habe gewöhnen können. In der Schule ist er eines Vormittags fünfzehnmal hintereinander mit Schlägen gestraft worden. Sein Brot mußte er dann mit Singen vor den Türen, mit Neujahrsingen auf den Dörfern verdienen. Sonderbar, daß man die Jugend glücklich preist und beneidet, auf welche doch aus der Dunkelheit der kommenden Jahre nur die strengen Notwendigkeiten des Lebens einwirken, in der das Dasein von fremder Hilfe abhängig ist und der Wille eines anderen mit eisernem Gebot Tag und Stunde beherrscht. Für Luther war diese Zeit schreckenvoll.

Von seinem 15. Jahre an ging es ihm etwas besser. In Eisenach, wo er eine höhere Schule besuchte, fand er Aufnahme bei den Verwandten seiner Mutter; in Erfurt, wohin er zur Hochschule ging, ließ ihm sein Vater, der indessen durch Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Gedeihen in bessere Umstände gekommen war, freigebige Unterstützung zufließen. Er dachte, sein Sohn solle ein Rechtsgelehrter werden, sich anständig verheiraten und ihm Ehre machen.

Auf die Beschränkungen der Kindheit folgen aber in dem mühseligen Leben der Menschen bald andere Bedrängnisse. Der Geist fühlt sich frei von den Banden der Schule, er ist noch nicht zerstreut durch die Bedürfnisse und Sorgen des täglichen Lebens; mutvoll wendet er

sich den höchsten Fragen zu, den Fragen über das Verhältnis des Menschen zu Gott, Gottes zur Welt. Indem er ihre Lösung gewaltsam zu erstürmen sucht, ergreifen ihn leicht die unseligsten Zweifel. Es scheint fast, als sei der ewige Ursprung alles Lebens dem jungen Luther nur als der strenge Richter und Rächer erschienen, der die Sündhaftigkeit mit der Qual der Höllenstrafen heimsuche und den man nur durch Buße, Abtötung und schweren Dienst versöhnen könne. Als er einst im Juli 1505 von dem väterlichen Hause zu Mansfeld wieder nach Erfurt zurückging, ereilte ihn auf dem Felde eines jener furchtbaren Gewitter, wie sie sich nicht selten hier im Gebirge lange ansammeln und endlich plötzlich über den ganzen Umkreis hin entladen. Luther war schon ohnedies durch den unerwarteten Tod seines vertrauten Freundes erschüttert. Wer kennt die Augenblicke nicht, in denen das stürmische verzagte Herz durch irgend ein überwältigendes Ereignis, wäre es auch nur eben der Natur, vollends zu Boden gedrückt wird. In dem Ungewitter erblickte er in seiner Einsamkeit auf dem Feldweg den Gott des Zornes und der Rache. Ein Blitz schlug neben ihm ein; in diesem Schrecken gelobt er der hl. Anna, wenn er gerettet werde, in ein Kloster zu gehen.

Noch einmal ergötzte er sich mit seinen Freunden eines Abends bei Wein, Saitenspiel und Gesang; es war das letzte Vergnügen, was er sich zugedacht. Hierauf eilte er, sein Gelübde zu vollziehen, und tat das Ordensgelübde in dem Augustinerkloster zu Erfurt. Wie hätte er aber hier Ruhe finden sollen, in all der aufstrebenden Kraft jugendlicher Jahre hinter die enge Klosterpforte verwiesen, in eine niedrige Zelle mit der Aussicht auf ein paar Fuß Gartenland, zwischen Kreuzgängen, und zunächst nur zu den niedrigsten Diensten verwandt. Anfangs widmete er sich den Pflichten eines angehenden Klosterbruders mit der Hingebung eines entschlossenen Willens. „Ist je ein Mönch in den Himmel gekommen", sagt er selbst, „durch Möncherei, so wollte ich auch hineingekommen sein." Aber dem schweren Dienst des Gehorsams zum Trotz ward er bald von peinvoller Unruhe ergriffen. Zuweilen arbeitete er Tag und Nacht und versäumte darüber seine geistlichen Stundengebete; dann holte er diese wieder mit reuigem Eifer nach, ebenfalls ganze Nächte lang. Zuweilen ging er, nicht ohne sein Mittagbrot mitzunehmen, auf ein Dorf

hinaus, predigte den Hirten und Bauern und erquickte sich dafür an ihrer ländlichen Tonkunst; dann kam er wieder und schloß sich tagelang in seine Zelle ein, ohne jemand sehen zu wollen. Alle früheren Zweifel und inneren Bedrängnisse kehrten von Zeit zu Zeit mit doppelter Schärfe zurück.

Wenn er die Schrift durcharbeitete, so stieß er auf Sprüche, die ihm ein Grauen erregten, z. B.: Errette mich in deiner Gerechtigkeit, deiner Wahrheit! „Ich gedachte," sagte er, „Gerechtigkeit wäre der grimmige Zorn Gottes, womit er die Sünder straft." In den Briefen Pauli traten ihm Stellen entgegen, die ihn tagelang verfolgten. Wohl blieben ihm die Lehren von der Gnade nicht unbekannt; allein die Behauptung, daß durch sie die Sünde auf einmal hinweggenommen würde, brachte auf ihn, der sich seiner Sünde nur allzuwohl bewußt blieb, eher einen abstoßenden, persönlich niederbeugenden Eindruck hervor. Sie machte ihm, wie er sagte, das Herz bluten, ihn an Gott verzweifeln. „O meine Sünde, Sünde, Sünde!" schrieb er an Staupitz [2]), der sich dann nicht wenig wunderte, wenn er kam, dem Mönche Beichte saß und dieser keine Tatsachen zu bekennen wußte. Es war die Sehnsucht des Geschöpfes nach der Reinheit seines Schöpfers, der es sich in dem Grunde seines Daseins verwandt, von der es sich doch wieder durch eine unermeßliche Kluft entfernt fühlt, ein Gefühl, das Luther durch unablässiges, einsames Grübeln nährte, und das ihn um so tiefer und schmerzhafter durchdrang, da es durch keine Bußübung beschwichtigt, von keiner Lehre innerlich und wirksam berührt wurde, kein Beichtvater darum wissen wollte. Es kamen Augenblicke, wo die angstvolle Schwermut sich aus den geheimen Tiefen der Seele gewaltig über ihn erhob, ihre dunkeln Fittiche um sein Haupt schwang, ihn ganz darniederwarf. Als er sich einst wieder ein paar Tage unsichtbar gemacht hatte, erbrachen einige Freunde seine Zelle und fanden ihn ohnmächtig, ohne Besinnung ausgestreckt. Sie erkannten ihren Freund; mit schonungsvoller Einsicht schlugen sie das Saitenspiel an, das sie mitgebracht. Unter der wohlbekannten Weise stellte die mit sich selbst hadernde Seele die Eintracht ihrer inneren Triebe wieder her und erwachte zu gesundem Bewußtsein.

Liegt es aber nicht in den Gesetzen der ewigen Weltordnung, daß ein so wahres Bedürfnis der Gott suchenden Seele dann auch wieder

durch die Fülle der Ueberzeugung befriedigt wird? Der erste, der Luthern in seinem verzweiflungsvollen Zustande, man kann nicht sagen Trost gab, aber einen Lichtstrahl in seine Nacht fallen ließ, war ein alter Augustinerbruder, der ihn in väterlichem Zuspruch auf die einfachste erste Wahrheit des Christentums hinwies, auf die Vergebung der Sünden durch den Glauben an den Erlöser, auf die Lehre Pauli Römer am dritten, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben: Lehren, die er wohl auch früher gehört haben mochte, die er aber in ihrer Verdunkelung durch Schulmeinungen und Kirchendienst nie recht verstanden, die erst jetzt einen vollen, durchgreifenden Eindruck auf ihn machten. Er ward inne, daß die ewige Gnade selbst, von welcher der Ursprung des Menschen stammt, die irrende Seele erbarmungsvoll wieder an sich zieht und sie mit der Fülle ihres Lichtes verklärt, daß uns davon in dem geschichtlichen Christus Vorbild und unwidersprechliche Gewißheit gegeben worden; er ward allmählich von dem Begriff der finsteren, nur durch Werke rauher Buße zu versöhnenden Gerechtigkeit frei. Er war wie ein Mensch, der nach langem Irren endlich den rechten Pfad gefunden hat und bei jedem Schritt sich mehr davon überzeugt; getrost schreitet er weiter. So stand es mit Luther, als er von seinem Provinzial im Jahre 1508 nach Wittenberg gezogen ward.

b) Luther auf dem Reichstage zu Worms (1521)[3].

Schon kam Luther den Weg von Wittenberg nach Worms daher gezogen. Er predigte einmal unterweges: des Abends schlug er in der Herberge wohl die Laute an: alle Staatshändel lagen außer seinem Gesichtskreise, über jede persönliche Rücksicht, sogar auf sich selbst, war er erhaben. Auf dem Wege vor ihm her war ein neuer kaiserlicher Erlaß angeschlagen worden, durch welchen seine Bücher verdammt wurden, so daß der Herold ihn schon zu Weimar fragte, ob er fortziehen wolle. Er antwortete, er wolle sich des kaiserlichen Geleites halten. Noch auf der letzten Station ließ ihm ein Rat seines Kurfürsten sagen: er möge doch lieber nicht kommen; leicht könne ihn

das Schicksal Husens treffen. „Hus," antwortete Luther, „ist verbrannt worden, aber nicht die Wahrheit mit ihm: ich will hinein, und wenn soviel Teufel auf mich zielten, als Ziegel auf den Dächern sind." So langte er in Worms an am 16. April 1521, eines Dienstages gegen Mittag, als man eben bei Tische war. Wie der Türmer vom Dom in die Trompete stieß, lief alles auf die Straße, den Mönch zu sehen. Er saß auf dem offenen Rollwagen, den ihm der Rat zu Wittenberg zur Reise gegeben, in seiner Augustinerkutte; vor ihm ritt her der Herold, den Wappenrock mit dem Reichsadler über den Arm. So zogen sie durch die verwunderte, mannigfaltig bewegte, gaffende, teilnehmende Menge. Indem Luther sie übersah, verwandelte sich in ihm der kühne Mut in feste Zuversicht; er sagte: „Gott wird mit mir sein"; so stieg er ab.

Und sogleich des folgenden Tages gegen Abend ward er in die Versammlung des Reiches geführt. Der junge Kaiser und unter den sechs Kurfürsten der eigene Landesherr, so viele andere weltliche und geistliche Fürsten, vor denen die Untertanen ihre Knie beugten, zahlreiche durch Taten im Krieg und Frieden berühmte Oberhäupter, würdige Abgeordnete der Städte, Freunde und Feinde, erwarteten den Mönch. Der Anblick einer so erhabenen, prächtigen Versammlung schien ihn doch einen Augenblick zu blenden. Er sprach mit ziemlich schwacher, unvernehmlicher Stimme; viele glaubten, er sei erschrocken. Auf die Frage, ob er seine Bücher, deren Aufschriften verlesen würden, sämtlich, wie sie seien, verteidigen oder sich zu einem Widerruf verstehen wolle, bat er sich Bedenkzeit aus; auch er nahm, wie wir sehen, die Förmlichkeiten des Reiches für sich in Anspruch.

Am folgenden Tage erschien er aufs neue in der Versammlung. Es wurde spät, ehe er vorgelassen ward; schon zündete man Fackeln an. Die Versammlung war vielleicht noch zahlreicher als gestern, das Gedränge des Volkes so stark, daß kaum die Fürsten zum Sitzen kamen, die Aufmerksamkeit auf den entscheidenden Augenblick noch gespannter. Jetzt aber war in Luther keine Spur von Befangenheit. Auf die ihm wiederholte frühere Frage antwortete er mit männlich fester, starker Stimme, mit dem Ausdruck freudiger Ruhe. Er teile seine Werke ein in Bücher der christlichen Lehre,

Schriften wider die Mißbräuche des Stuhles zu Rom und in Streitschriften. Die ersten widerrufen zu müssen, sagte er, würde unerhört sein, da selbst die päpstliche Bulle viel Gutes darin anerkenne; die zweiten — das würde den Romanisten ein Anlaß sein, Deutschland vollends zu unterdrücken; die dritten — dadurch würde seinen Gegnern nur neuer Mut gemacht, sich der Wahrheit entgegenzusetzen. Eine Antwort, die mehr der falsch gestellten Form der Frage entsprach als der Absicht, welche die Reichsstände mit dem Verhör verbanden. Der Offizial[4]) von Trier kam der Sache näher, indem er ihn erinnerte, den Widerruf nicht durchaus und gänzlich abzulehnen: hätte Arius[5]) einiges zurückgenommen, so würden nicht zugleich dessen gute Bücher vernichtet worden sein; auch in bezug auf ihn werde man Mittel finden, seine Bücher nicht alle zu verbrennen, wenn er nur das widerriefe, was von dem Konzilium zu Kostnitz (Konstanz 1414/18) verdammt worden sei und was er diesem Urteil zum Trotz wieder aufgenommen habe. Mehr auf die Unfehlbarkeit der allgemeinen Kirchenversammlungen als auf die des Papstes bezog er sich.

Aber Luther glaubte jetzt an die eine so wenig wie an die andere; er entgegnete, auch ein Konzilium könne irren. Der Offizial stellte das in Abrede; Luther wiederholte, er wolle beweisen, daß es geschehen könne und geschehen sei. Natürlich konnte der Offizial darauf nicht in dieser Umgebung eingehen; er fragte jetzt nochmals endgültig, ob Luther alle seine Sachen als rechtgläubig verteidigen oder ob er etwas davon widerrufen wolle. Er kündigte ihm an, wenn er jeden Widerruf verweigere, so werde das Reich wissen, wie es mit einem Ketzer zu verfahren habe. Aber auch in Luther, der in Worms Disputation oder Widerlegung, irgend eine Art von Bekehrung erwartet hatte, statt dessen sich aber ohne weiteres als Irrlehrer behandelt sah, hatte sich in dem Gespräch das volle Bewußtsein einer von keiner Willkür abhängigen, in Gottes Wort gegründeten, um allgemeine Kirchenversammlungen und Papst unbekümmerten Ueberzeugung erhoben: Drohungen schreckten ihn nicht; die allgemeine Teilnahme, deren Odem er um sich wehen fühlte, hatte ihn erst recht befestigt; sein Gefühl war, wie er im Hinausgehen sagte: hätte er tausend Köpfe, so wolle er sie sich eher abschlagen lassen, als einen Widerruf leisten. Er erwiderte nach wie vor, werde er nicht mit Sprüchen der Heiligen Schrift über-

wiesen, daß er irre, so könne und wolle er nicht widerrufen, weil sein Gewissen in Gottes Wort gefangen sei. „Hier stehe ich,“ rief er aus, „ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen [6]).“

Es ist auffallend, wie verschiedenartig die Erscheinung Luthers die Anwesenden berührte. Die vornehmeren Spanier, die schon immer auf ihn gescholten, die man wohl eine Schrift von Hutten oder Luther vor einer Bäckerbude zerreißen und in den Kot treten gesehen, fanden den Mönch aberwitzig. Ein übrigens ganz unparteiischer Venezianer bemerkt doch, Luther habe sich weder sehr gelehrt gezeigt, noch besonders klug, noch auch tadellos in seinem Leben; er habe der Erwartung nicht entsprochen, die man von ihm gehegt. Es läßt sich denken, wie Alexander [7]) ihn beurteilte. Aber auch der Kaiser hatte einen ähnlichen Eindruck bekommen. „Der,“ rief er aus, „soll mich nicht zum Ketzer machen!“ Gleich des nächsten Tages, am 19. April, tat er den Reichsständen in einer eigenhändigen, französisch abgefaßten Erklärung seinen Entschluß kund, den Glauben zu behaupten, den seine Vorfahren, rechtgläubige Kaiser und katholische Könige, gehalten. Dazu rechne er alles, was in den allgemeinen Kirchenversammlungen, namentlich auch in der Kostnitzer, festgesetzt worden sei. Seine ganze Macht, Leib und Leben, ja die Seele selbst, wolle er dafür verwenden. Nach den Aeußerungen der Hartnäckigkeit, die man gestern von Luther gehört, fühle er Reue, daß er ihn bisher geschont habe, und werde gegen ihn verfahren wie gegen einen offenbaren Ketzer. Er fordert die Fürsten auf, in demselben Sinne zu handeln, wie ihre Pflicht sei und sie ihm versprochen.

Seinen deutschen Landsleuten dagegen hatte Luther vollkommen Genüge getan. Die versuchten Kriegshauptleute hatten ihre Freude an seiner Unerschrockenheit: der alte Georg von Frundsberg klopfte ihm im Hineingehen ermutigend auf die Schulter; der tapfere Erich von Braunschweig schickte ihm in dem Gedränge der Versammlung einen Trunk Eimbecker Bieres in silberner Kanne. Beim Herausgehen will man eine Stimme gehört haben, welche die Mutter eines solchen Mannes selig pries. Auch der vorsichtige und bedachtsame Friedrich (von Sachsen) war mit seinem Professor zufrieden: „O,“ sagte er zu Spalatin abends in seiner Schlafkammer, „o wie gut hat Doktor Martinus vor Kaiser und Reich gesprochen!“ Es hatte ihn besonders

gefreut, daß Luther seine deutsche Erklärung so geschickt lateinisch zu wiederholen verstanden. Seitdem suchten ihn die Fürsten wetteifernd in seiner Wohnung auf. „Habt Ihr recht, Herr Doktor," sagte Landgraf Philipp von Hessen nach einigen Scherzworten, über die ihn dieser lächelnd zurechtgewiesen, „so helf Euch Gott!" Man hatte Luther wohl früher gesagt: ehe ihn die Gegner verbrennen sollten, müßten sie alle mitverbrennen. Die entschiedene Erklärung des Kaisers, so außerhalb aller Form des Reiches, brachte diese teilnehmende Gesinnung in Bewegung. In den kaiserlichen Gemächern fand man einen Zettel mit den Worten: „Weh' dem Lande, dessen König ein Kind ist!" Ein Anschlag an dem Rathause kündigte den Herren Romanisten und vor allem dem Erzbischof von Mainz die Feindschaft angeblich von vierhundert verbundenen Rittern an, weil man Ehre und göttliches Recht unterdrücke. Sie seien dagegen verschworen, den gerechten Luther nicht zu verlassen. „Schlecht schreib ich," schließt dieser Anschlag, „doch einen großen Schaden mein ich, mit 8000 Mann Kriegsvolk: Bundschuh, Bundschuh, Bundschuh!" — Eine Vereinigung der Ritterschaft und der Bauern schien man den Gegnern Luthers zu dessen Schutze anzukündigen. In der Tat ward zuweilen den Mitgliedern des Hofes nicht ganz wohl zumute, wenn sie sich so ohne Rüstung und Waffen in der Mitte eines gärenden, kriegslustigen, von feindlichen Absichten ergriffenen Volkes sahen. —

Ehe die Stände auf die Eröffnung des Kaisers eingingen, trugen sie noch auf einen Versuch an, Luther von einigen seiner schroffsten Meinungen abzubringen: es werde eine Empörung zu besorgen sein, wenn man mit so rücksichtsloser Raschheit gegen ihn verfahre. Der Kaiser gestattete zu dem Ende eine Frist von einigen Tagen.

Es ließ sich aber von vornherein nicht erwarten, daß man damit etwas ausrichten werde. Man machte Luthern Vorstellungen wegen seiner Meinung über die Kirchenversammlungen; er blieb dabei, Hus sei zu Kostnitz mit Unrecht verdammt worden. Man schlug ihm aufs neue vor, den Kaiser und die Stände als Richter über seine Lehre anzuerkennen; er erklärte, er wolle Menschen über Gottes Wort nicht richten lassen.

Aber indem Luther abreiste, ohne sich zu einer mindesten Beschränkung seiner Meinungen verstanden zu haben, kam nun der ältere Beschluß der Stände [8]) auch für seine Verdammung in Kraft.

Es war aber der Erlaß so scharf, so entschieden wie möglich. Luther wird darin als ein von der Kirche Gottes abgehauenes Glied mit allen seinen Anhängern, Gönnern und Freunden in die Acht und Aberacht erklärt. Seine und seiner Anhänger Schriften werden verboten und zum Feuer verurteilt. Dergestalt setzte sich die weltliche wie die geistliche Gewalt der religiösen Bewegung, die in dem Lande erwacht war, entgegen.

Nr. 3. Erasmus von Rotterdam (1466—1536[9]).

Ueberblicken wir die ersten dreißig Lebensjahre des Erasmus, so war er in unaufhörlichem inneren Widerspruch mit dem Kloster- und Studienwesen seiner Zeit aufgewachsen und geworden, was er war. Man könnte sagen: er war gezeugt und geboren in diesem Gegensatze; sein Vater hatte sich mit seiner Mutter nicht vermählen dürfen, weil er für das Kloster bestimmt war. Ihn selbst hatte man auf keine Hochschule ziehen lassen, wie er wünschte, sondern in einer unvollkommenen Klosteranstalt festgehalten, die ihm sehr bald nicht mehr genügte. Ja, man hatte ihn durch allerlei Künste mit der Zeit vermocht, selbst in ein Kloster zu treten und die Gelübde abzulegen. Erst dann aber fühlte er ihren ganzen Druck, als er sie auf sich genommen; er hielt es schon für eine Befreiung, daß es ihm gelang, eine Stelle in einer Anstalt in Paris zu erhalten; jedoch auch hier ward ihm nicht wohl. Er sah sich genötigt, scotistischen[10]) Vorlesungen und wissenschaftlichen Erörterungen beizuwohnen, und dabei klagt er, daß die verdorbene Nahrung, der kahmige Wein, von denen er dort leben mußte, seine Gesundheit vollends zugrunde gerichtet haben. Da war er aber auch schon zu dem Gefühle seiner selbst gelangt. So wie er noch als Knabe die erste Spur eines neuen Forschungsverfahrens bekommen, war er ihm mit geringen Hülfsmitteln, aber mit dem sicheren Triebe der echten Begabung nachgegangen; er hatte sich eine dem Muster der Alten nicht in jedem einzelnen Ausdruck, aber in innerer Richtigkeit und Formschönheit entsprechende, leicht dahinfließende Schreibart zu eigen gemacht, durch

die er alles, was es in Paris gab, weit übertraf. Jetzt riß er sich von den Banden, die ihn an Kloster und Scholastik[11]) fesselten, los; er wagte es, von der Kunst zu leben, die er verstand: er unterrichtete und kam dadurch in fördernde und seine Zukunft sichernde Verbindungen. Er machte einige Schriften bekannt, die ihm, wie sie denn mit ebensoviel Vorsicht als Festigkeit abgefaßt waren, Bewunderung und Gönner verschafften. Allmählich fühlte er, was der Leserkreis bedurfte und liebte: er warf sich ganz in das Schrifttum. Er verfaßte Lehrbücher über Lehrgang und Form, übersetzte aus dem Griechischen, das er dabei erst lernte, gab die alten Schriftsteller heraus, ahmte sie nach, bald Lucian[12]), bald Terenz[13]) — er zeigte allenthalben den Geist feiner Beobachtung, welcher zugleich belehrt und ergötzt; was ihm aber hauptsächlich seinen Leserkreis verschaffte, war der Zweck, den er verfolgte. Jene ganze Bitterkeit gegen die Formen der Frömmigkeit und Gottesgelahrtheit jener Zeit, die ihm durch den Gang und die Begegnisse seines Lebens zu einer geläufigen Stimmung geworden, ergoß er in seine Schriften; nicht daß er sie zu diesem Zwecke von vornherein angelegt hätte, sondern mittelbar da, wo man es nicht erwartete, zuweilen in der Mitte eines gelehrten Meinungsstreites, mit treffender, unerschöpflicher Laune. Unter anderem bemächtigte er sich der durch Brant[14]) und Geiler[15]) volkstümlich gewordenen Vorstellung von der Kraft der Narrheit, welche in alles menschliche Treiben und Tun eingedrungen sei: er führte sie selbstredend ein, Moria, Tochter des Plutus, geboren auf den glückseligen Inseln, genährt von Trunkenheit und Ungezogenheit, Herrscherin über ein gewaltiges Reich, das sie nun schildert, zu dem alle Stände der Welt gehören. Sie geht sie sämtlich durch; bei keinem aber verweilt sie länger und geflissentlicher als bei den Geistlichen, die ihre Wohltaten nicht anerkennen wollen, aber ihr nur desto mehr verpflichtet sind. Sie verspottet den Irrgarten der Streitkunst, in dem die Gottesgelehrten sich gefangen haben, die Trugschlüsse, mit denen sie die Kirche wie Atlas den Himmel zu stützen vermeinen, den Verdammungseifer, mit dem sie jede abweichende Meinung verfolgen; dann kommt sie auf die Unwissenheit, den Schmutz, die seltsamen und lächerlichen Bestrebungen der Mönche, ihre rohen und zänkischen Predigten; auch die Bischöfe greift sie hierauf an, die sich

jetzt mehr nach Gold umsehen als nach den Seelen, die schon genug zu tun glauben, wenn sie in geziertem Aufzug als die verehrungswürdigsten, heiligsten, seligsten Väter segnen oder fluchen; kühnlich tastet sie endlich auch den römischen Hof und den Papst selber an: er nehme für sich nur das Vergnügen, und für sein Amt lasse er die Apostel Peter und Paul sorgen. Mitten unter den seltsamen Holzschnitten, mit denen das Büchelchen nach den Randzeichnungen von Hans Holbein[16]) ausgestattet worden, erscheint auch der Papst mit seiner dreifachen Krone.

Ein Werkchen, das einen schon einige Zeit daher gang und gäbe gewordenen Stoff geistreich und gedrängt zusammenfaßte, ihm eine Form gab, die allen Ansprüchen der Bildung genügte und in seinem entschiedenen Zweck der Stimmung der Zeit zusagte. Eine unbeschreibliche Wirkung brachte es hervor: noch bei Lebzeiten des Erasmus sind 27 Auflagen davon erschienen; in alle Sprachen ist es übersetzt worden; es hat wesentlich dazu beigetragen, den Geist des Jahrhunderts in seiner kirchenfeindlichen Richtung zu befestigen.

Dem volkstümlichen Angriffe fügte Erasmus aber auch einen gelehrten, tieferen hinzu. Die Beschäftigung mit dem Griechischen war im 15. Jahrhundert in Italien erwacht, dem Latein zur Seite in Deutschland und Frankreich vorgedrungen und eröffnete nun allen lebendigen Geistern jenseits der beschränkten Gesichtskreise der abendländischen kirchlichen Wissenschaft neue glänzende Aussichten. Erasmus ging auf den Gedanken der Italiener ein, daß man die Wissenschaften aus den alten lernen müsse, Erdbeschreibung aus Strabo[17]), Naturgeschichte aus Plinius[18]), Götterlehre aus Ovid[19]), Heilwissenschaft aus Hippokrates[20]), Vernunftwissenschaft aus Plato[21]), nicht aus den seltsamen und unzureichenden Lehrbüchern, deren man sich jetzt bediene; aber er ging noch einen Schritt weiter, er forderte, daß die Gottesgelahrtheit nicht mehr aus Scotus und Thomas, sondern aus den griechischen Kirchenvätern und vor allem aus dem Neuen Testament geschöpft würde. Nach dem Vorgang des Laurentius Valla[22]), dessen Vorbild überhaupt auf Erasmus großen Einfluß gehabt hat, zeigt er, daß man sich hierbei nicht an die Vulgata[23]) halten müsse, der er eine ganze Anzahl Fehler nachwies; er selbst schritt zu dem großen Werke, den griechischen Wortlaut, der dem

Abendlande noch niemals bekannt geworden, herauszugeben. So dachte er, wie er sich ausdrückt, diese kalte Wortstreiterin Gottesgelahrtheit auf ihre Quellen zurückzuführen; der wunderbar aufgetürmten Anordnung zeigte er die Einfachheit des Ursprungs, von der sie ausgegangen war, zu der sie zurückkehren müsse. In alledem hatte er nur die Zustimmung des großen Leserkreis, für den er schrieb. Es mochte dazu beitragen, daß er hinter dem Mißbrauch, den er tadelte, nicht einen Abgrund erblicken ließ, vor dem man erschrocken wäre, sondern eine Verbesserung, die er sogar für leicht erklärte; daß er sich wohl hütete, gewisse Grundsätze, welche die gläubige Ueberzeugung festhielt, ernstlich zu verletzen. Die Hauptsache aber machte seine unvergleichliche schriftstellerische Anlage. Er arbeitete unaufhörlich, in mancherlei Zweigen, und wußte mit seinen Arbeiten bald zustande zu kommen: er hatte nicht die Geduld, sie aufs neue vorzunehmen, umzuschreiben, auszufeilen; die meisten wurden gedruckt, wie er sie hinwarf; aber eben dies verschaffte ihnen allgemeinen Eingang: sie zogen eben dadurch an, weil sie die ohne allen Rückblick sich fortentwickelnden Gedanken eines reichen, feinen, witzigen, kühnen und gebildeten Geistes mitteilten. Wer bemerkte gleich die Fehler, deren ihm genug entschlüpften? Die Art und Weise seines Vortrages, die den Leser noch heute fesselt, riß damals noch weit mehr jedermann mit sich fort. So ward er allmählich der berühmteste Mann in Europa: die öffentliche Meinung, der er den Weg bahnte vor ihr her, schmückte ihn mit ihren schönsten Kränzen; in sein Haus zu Basel strömten die Geschenke; von allen Seiten besuchte man ihn; nach allen Weltgegenden empfing er Einladungen. Ein kleiner blonder Mann, mit blauen, halbgeschlossenen Augen, voll Feinheit der Beobachtung, Laune um den Mund, von etwas furchtsamer Haltung: jeder Hauch schien ihn umzuwerfen, er erzitterte bei dem Worte Tod!

2. Aeußere Geschichte der Bewegung.

Nr. 4. Friedrich der Weise (1486—1515) [1].

Der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, war die friedfertigste Natur, welch dies kriegerische, fehdelustige Zeitalter hervorgebracht hat; nie griff er zu den Waffen. Man hat ihm unter anderem einst geraten, Erfurt anzugreifen, das er mit einem Verlust von fünf Mann erobern könne; er antwortete: schon einer wäre zu viel! In dem, was er unternahm, trug doch zuletzt immer seine stille, beobachtende, kluge und geistreiche Staatskunst den Sieg davon. Sein Vergnügen war, in seinem Lande, das er so schön fand wie irgend ein anderes auf Erden, seine Schlösser zu bauen, Lochau, Weimar, Altenburg, Koburg, seine Kirchen mit Gemälden zu schmücken, wozu er den trefflichen Meister Lukas Cranach an sich gezogen; seine Kapelle und seine Singerei, die eine der besten im Reiche war, imstande zu halten; die hohe Schule, die er gestiftet, emporzubringen. Obwohl er nicht sehr zugänglich war, so liebte er doch das gemeine Volk. Er zahlte einst den schon eingesammelten gemeinen Pfennig zurück, da es zu der Unternehmung nicht kam, wozu er bestimmt war: „Wahrlich," sagte er von einem, „es ist ein böser Mensch; denn er ist armen Leuten ungütig." Auf der Reise ließ er die Kinder beschenken, die am Wege spielten: „heut oder morgen werden sie dann sagen: es zog ein Herzog von Sachsen vorüber, der gab uns allen." Wir finden wohl, daß er einem kranken Professor seltene Südfrüchte zur Erquickung schickt.

Nunmehr war er zu Jahren gekommen; von den alten deutschen Fürsten, mit denen er zu seiner Zeit in engerer Vertraulichkeit gelebt, seinen guten Gesellen und Freunden, wie er sie nannte, waren die meisten gestorben, und gar manches Unangenehme mußte er er-

fahren. An der Gesinnung des jungen Kaisers war er irre geworden: „Selig der Mann," rief er aus, „der nichts am Hofe zu schaffen hätte!" Sein nächster Nachbar, sein stürmischer Vetter Georg[2]), trat in immer stärkeren Gegensatz mit ihm. „Ah, mein Vetter Georg," sagte er, „wahrlich, ich weiß keinen Freund als meinen Bruder[3])." Diesem überließ er denn auch allmählich großenteils die Regierung. Wenn er Luther beschützte, so war das im Laufe der Zeit wohl sehr natürlich so gekommen, anfangs nicht ohne Rücksichten der Staatskunst, dann als eine Pflicht der Gerechtigkeit. Aber überdies teilte er die unbedingte Verehrung für die Heilige Schrift, welche Luther geltend machte: er fand, alles andere, so scharfsinnig es auch laute, lasse sich am Ende widerlegen, nur das göttliche Wort sei heilig, erhaben und die Wahrheit selbst. Er sagte, dies Wort solle rein sein wie ein Auge; ihm entgegenzutreten, zu widerstehen hatte er eine tiefe, eine ehrwürdige Scheu. Es ist die Grundlage aller Religion, daß man das Heilige anerkennt, das sittliche Geheimnis der Schöpfung, und es nicht wagt, ihm mit den unreinen Trieben des Augenblickes zu nahe zu treten. Darin bestand vor allem die Religion dieses Fürsten; das hatte ihn abgehalten, in Luthers Sache selbsttätig und mit eigener Willkür einzugreifen. Eben dies aber bewirkte, daß er sich den Neuerungen in Wittenberg[4]), so wahrhaft ungern er sie auch sah, doch nicht mit aller Kraft entgegenstellte. Er wagte nicht, sie zu verdammen, so wenig wie Melanchthon. Als er einst in Prettin die Bedenken seiner Gelehrten und Räte in dieser Sache vernommen, zeigte er sich von der Möglichkeit, daß die Leute recht haben möchten, betroffen und erschüttert. Er sagte, er verstehe es nicht wie ein Laie; ehe er sich aber entschließe, gegen Gott zu handeln, wolle er lieber den Stab in die Hand nehmen und sein Land verlassen. —

Als sich die Stürme des Bauernkrieges am heftigsten erhoben, starb der Kurfürst Friedrich. Wie sticht mit der ungestümen Kampfeswut, welche Deutschland erfüllte, das stille Zimmer zu Lochau ab, wo Friedrich, gefaßt in seinen peinlichen Schmerzen, den Tod erwartete. „Ihr tut recht," sagte er zu seinem Prediger und Geheimschreiber Spalatin, der sich nach langem Bedenken das Herz gefaßt hatte, sich bei ihm melden zu lassen, „daß Ihr zu mir kommt; denn

Kranke soll man besuchen," ließ den niedrigen Sessel, auf dem er saß, an den Tisch rollen, legte seine Hand in die Hand dieses Vertrauten seiner letzten Jahre und sprach noch einmal mit ihm von den Dingen der Welt, von dem Bauernaufruhr, von Dr. Luther und von seinem nahen Heimgang. Er war seinen armen Leuten immer ein milder Herr gewesen; auch jetzt ermahnte er seinen Bruder, vorsichtig und nachgiebig zu Werke zu gehen. Vor der Gefahr, daß die Bauern Herr werden möchten, erschrak er nicht, so ernstlich er sie sich auch vorstellte: denn sei es nicht Gottes Wille, so werde es gewiß nicht geschehen. Diese Ueberzeugung, die ihn während der lutherischen Bewegungen geleitet und mutig erhalten hatte, erhob sich in ihm mit doppelter Zuversicht in seinen letzten Augenblicken. Er hatte keinen Blutsverwandten um sich, niemanden als seine Diener. Bis hierher war der Gegensatz nicht gedrungen, der sonst allenthalben Herrschende und Dienende entzweite. „Lieben Kindlein," sagte der Fürst, „habe ich einen von euch beleidigt, so bitte ich ihn, mir es um Gottes Willen zu vergeben; wir Fürsten tuen den armen Leuten mancherlei, was nicht taugt." Es war nur von Gott die Rede, von dem frommen Gott, der die Sterbenden tröstet. Zum letztenmal strengte Friedrich das erlöschende Licht seiner Augen an, um eine Tröstung seines Spalatin zu lesen; dann empfing er von einem Geistlichen, den er liebte, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. In ihm war die neue Lehre, die unter seinem vorsichtigen Schirme gediehen, schon nicht mehr jene Weltmacht, die sich im Kampfe zu behaupten hat und eine neue Zukunft ankündigt; ihm war sie nur das wahrhafte Evangelium, christliches Bewußtsein, Andacht und Trost der Seele. Der Mensch überläßt die Welt sich selber und zieht sich auf sein persönliches Verhältnis zu dem Unendlichen, zu Gott und Ewigkeit zurück. So starb er, am 5. Mai 1525. „Er war ein Kind des Friedens," sagt sein Arzt; „friedlich ist er verschieden."

Nr. 5. Der Bauernkrieg (1525)[5].

Die öffentliche Ordnung beruht immer auf zwei Dingen: einmal dem sicheren Bestehen der herrschenden Gewalten, sodann der Meinung,

die, wenn nicht in jeder Einzelheit — denn das wäre weder zu wünschen noch auch möglich —, doch im allgemeinen das Bestehende billigt, damit übereinstimmt. Zu jeder Zeit wird es Streitigkeiten über die Staatsverwaltung geben; solange dabei die Grundlage der allgemeinen Ueberzeugung unerschüttert bleibt, haben sie eine so große Gefahr nicht. Unaufhörlich schwanken die Meinungen, bilden sich weiter; solange ihnen eine starke öffentliche Macht zur Seite steht, die ja an der Entwicklung selber teilnehmen muß, ist keine gewaltsame Bewegung davon zu besorgen. Sobald aber in demselben Augenblicke die bestehenden Mächte irre werden, schwanken, sich anfeinden und Meinungen die Herrschaft erlangen, die sich dem Bestehenden in seinem Wesen entgegensetzen, dann treten die großen Gefahren ein.

Der erste Anblick zeigt, daß Deutschland jetzt in diesem Falle war. Zugleich mit dem Zerfall der herrschenden Gewalten erhob sich eine allem Bestehenden entgegengesetzte Meinung, welche unabsehbare Möglichkeiten einer neuen Gestaltung der Dinge in der Ferne zeigte. Da geschah denn das Unvermeidliche.

Wir erinnern uns, wie es seit mehr als dreißig Jahren in den Bauernschaften des Reiches gärte, wie manchen Versuch der Erhebung sie machten, welch ein mächtiger Widerwille gegen alle gesetzlichen Gewalten sich in ihnen regte. Ihre staatsbürgerlichen Bestrebungen waren aber von jeher, lange ehe man an die Kirchenverbesserung dachte, von einem religiösen Einschlag durchdrungen [6]).

Mit den Klagen über die Mißbräuche der Geistlichkeit vereinigte man die alten Beschwerden über Fürsten und Herren, ihr Kriegführen, die strenge und nicht immer rechtliche Verwaltung ihrer Beamten, den Druck, unter welchem der Arme seufze, und behauptete endlich, daß, wenn die geistliche Gewalt unchristlich sei, es mit der weltlichen nicht besser stehe: Des Heidentums und der Gewalttätigkeit klagte man sie an. „Es wird nicht mehr so gehen wie bisher," schließt eine dieser Schriften; „des Spieles ist zu viel; Bürger und Bauern sind dessen überdrüssig. Alles ändert sich: Omnium rerum vicissitudo [7])."

Die erste Bewegung trat in den nämlichen Gegenden ein, wo sich schon die meisten früheren Regungen gezeigt, dort, wo der Schwarzwald die Donauquellen von dem oberen Rheintale scheidet. Es kommen hier viele Umstände zusammen: die Nähe der Schweiz, mit der

man in den mannigfaltigsten Verbindungen stand; die besondere Strenge, mit der die österreichische Staatsleitung zu Ensisheim jenen Ausschuß zu Engen, auch die unbescholtenen Prediger der neuen Lehre verfolgte; der Anteil, den der Graf von Sulz, oberster Fürst zu Innsbruck, Erbhofrichter zu Rothweil, persönlich an diesen Maßregeln nahm — wie denn auch die Grafen von Lupfen und Fürstenberg als besondere Feinde der Lutherischen und der Bauern bezeichnet wurden —; die Anwesenheit des Herzogs Ulrich von Württemberg[8]) auf Hohentwiel, der in diesen österreichisch gesinnten Edelleuten seine vornehmsten Feinde sah und alles gegen sie in Bewegung setzte; endlich wohl auch die Folgen eines Hagelschlages, der im Sommer 1524 alle Hoffnungen der Ernte im Kletgau vernichtete. Der Aufruhr brach in der Stühlinger Landschaft, dem Gebiete des Grafen Sigismund von Lupfen, aus. Wenn es wahr ist, was die zeitgenössischen Geschichtsbücher versichern, daß der sonderbare Einfall der Gräfin von Lupfen, ihre Untertanen Schneckenhäuschen sammeln zu lassen, um Garn darauf zu winden, ihre Widersätzlichkeit zunächst hervorrief, so traf wohl nie ein geringfügigerer, grillenhafterer Anlaß mit gewaltigeren Regungen zusammen. Am 24. August 1524 zog ein Stühlinger Bauer und Kriegsmann, Hans Müller von Bulgenbach, an der Spitze einer ansehnlichen Schar empörter Landleute unter schwarz-rot-weißer Fahne zur Kirchweih in Waldshut ein; aber bei weitem zu gering wäre ihm der Widerstand gegen einen einzelnen Grafen gewesen; er gab die Absicht kund, eine evangelische Brüderschaft zu errichten, um die Bauerschaften im Reiche deutscher Nation insgesamt freizumachen. Ein kleiner Beitrag, den die Mitglieder zahlten, wurde für die Boten bestimmt, welche nach allen Seiten ausgehen und die Verbindung über die sämtlichen deutschen Gebiete verbreiten sollten. Nicht in ihm selbst werden diese Entwürfe entsprungen sein. Es waren die Gedanken des Thomas Münzer, der schon seit lange nach allen Seiten Verbindungen angeknüpft hatte und persönlich sich bald nach diesen Gegenden wandte. Ein paar Wochen hielt sich Münzer in Griesheim auf, dann durchzog er den Hegau, den Kletgau — denn einen festen Sitz konnte er nicht finden — und predigte überall von der Befreiung Israels und der Aufrichtung eines himmlischen Reiches auf Erden. Nach und nach traten die Unter-

tanen der Grafen von Werdenberg, Montfort, Sulz, des Abts von Reichenau, des Bischofs von Konstanz den Stühlingern bei. Die Sulzischen fragten vorher bei den Zürichern an, in deren Bürgerrechte ihr Herr stand, und obgleich diese, wie sie dem Grafen versicherten, den Aufruhr nicht billigten, so trugen sie doch kein Bedenken, die Duldung der evangelischen Predigt zur Bedingung des Gehorsams zu machen.

... Indem aber hatten sich schon in weiteren Kreisen verwandte Bewegungen erhoben. Nirgends mögen wohl die Beschwerden der Untertanen begründeter gewesen sein, als im Stifte Kempten. Unaufhörlich erwarben oder bauten oder reisten die Aebte; unaufhörlich mußten die Untertanen steuern. Schon 1492 war hierüber ein Aufruhr ausgebrochen; aber er hatte zu keiner Abhilfe geführt. Fortwährend wurden die freien Bauern, die noch sehr zahlreich in dem Stifte saßen, zum Stande der Zinser, die Zinser zur Leibeigenschaft herabgedrückt, die Leibeigenen zu Verschreibungen, die ihren Zustand noch verschlimmerten, genötigt. Lehenfreie Höfe wurden eingezogen, zehntfreie Güter dem Zehnten unterworfen, das Schirmgeld der Bauern auf das Zwanzigfache gesteigert; die Gerichte der Märkte, die Nutzungen der Landgemeinden zog man ein: zuweilen ist die geistliche Gewalt angewendet worden, um diese Anmaßungen durchzuführen. Kein Wunder, wenn im Jahre 1523, als ein neuer Abt, Sebastian von Breitenstein, eintrat, die Untertanen nur mit dem Vorbehalte huldigen wollten, daß er ihre Beschwerden abstelle. Und wirklich ließ er dies anfangs hoffen; aber die dreizehn Tagsatzungen, die darüber gehalten wurden, waren alle vergeblich. Der Abt rief zuletzt aus: er wolle es dabei lassen, wie er es gefunden; würden die Untertanen ihm nicht gehorchen, so solle Georg Frundsberg über sie kommen. Wahrhaftig, eine sehr unzeitige Uebertreibung der geistlichen Herrschaftsrechte, eben als niemand mehr an ihren Grund, die göttliche Gewalt dieser Geistlichkeit, glauben wollte. Hatte dergestalt der Abt auf Gewalt herausgefordert, so glaubten seine Untertanen auf Verteidigung denken zu dürfen. Am 23. Januar 1525 hielten die Gotteshausleute eine Zusammenkunft auf ihrer alten Malstätte zu der Luibas. Sie beschlossen, ihre Sache vor Richtern und Räten des Bundes rechtlich durchzusetzen, nötigenfalls aber auch die Sturmglocke anzuziehen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Schon sahen sie rings um sich her Verbündete. Aehnliche, wenn nicht gleiche Beschwerden, die Macht des Beispiels, die Aussicht auf Erfolg brachten über ganz Schwaben hin die Bauerschaften in Bewegung. Im Februar erhoben sich die Algäuer wider den Bischof von Augsburg unter dem Hauptmanne Dietrich Hurlewagen von Lindau und traten mit den Gemeinden von Kempten in engen Bund. Am 27. Februar versammelten sich die beiden Landschaften zu gemeinsamer Beratung an der Luibas. Wer in diesen Bezirken sich weigerte, ihnen beizutreten, dem ward ein Pfahl wie die Walliser Matze vor das Haus gesetzt zum Zeichen, daß er ein öffentlicher Feind sei. Auf ihre Aufforderung gesellten sich ihnen die Seebauern zu, weit und breit an dem Bodensee und über das Gebirg hin nach Pfullendorf, unter Eitelhans von Theuringen, den seine Anhänger „als einen guten Gotteshauptmann rühmen, der die Hand getreulich über sie gehalten". Nirgends durfte die Glocke zum Gottesdienst angezogen werden: wenn man sie hörte, bedeutete es Sturm, und alles Volk eilte auf den Sammelplatz bei Bermatingen. Ein dritter Haufe bildete sich um Ried aus den Untertanen des Abtes von Ochsenhausen, des Freiherrn von Waldburg und vieler anderer Herren und Städte; die Dörfer, die sich nicht anschließen wollten, wurden mit Verwüstung und Brand bedroht; das Volk an der Iller lief ihm zu. Er hatte seinen Mittelpunkt um Baldringen.

So vereinigt und zu einer furchtbaren Macht angewachsen, legten nun die Bauerschaften ihre Beschwerden dem schwäbischen Bund aufs neue vor..., der sie abwies.

Und nun erst, nachdem die letzten Unterhandlungen sich zerschlagen hatten, nahm der Aufruhr einen recht entschiedenen Charakter an. Die zwölf Artikel waren erschienen, und ein jeder erfuhr, was er zu erwarten, wofür er die Waffen zu ergreifen habe. Diese Artikel enthalten dreierlei Forderungen. Vor allem wird darin Freiheit der Jagd, des Fischfanges und der Holzung, Abstellung des Wildschadens in Anspruch genommen. Wie oft seit der Gründung des Lehnsstaates haben die Bauern Klagen über ihre Beschränkung in dieser Hinsicht ausgesprochen! Schon im Jahre 997 in der Normandie finden wir sie. Ferner dringen die Artikel auf Abschaffung einiger neu aufgelegten Lasten, neue Rechtssatzungen und Strafen,

Wiederherstellung der hier und da eingezogenen Gemeindegüter, wie wir denn das Weiterumsichgreifen der Herrschaften soeben bemerkten. Endlich aber treten auch hier die geistlich erneuernden Bestrebungen ein; die Bauern wollen nicht mehr leibeigen sein: denn Christus habe auch sie mit seinem kostbaren Blut erlöst; sie wollen den kleinen Zehent nicht mehr zahlen, sondern nur den großen: denn diesen habe Gott im Alten Testamente festgesetzt; hauptsächlich fordern sie das Recht, ihre Prediger selbst zu wählen, um von ihnen in dem wahren Glauben unterwiesen zu werden, „ohne den sie nichts sein würden als Fleisch und Blut und zu gar nichts nütze". Das Bezeichnende der Artikel ist eine Verminderung geistlicher und weltlicher Forderungen, eine Herleitung der letzten aus den ersten, die allerdings dem Sinne Luthers, den reinen Bestrebungen der Erneuerung widerspricht, allein doch auch von dem Gedanken einer allgemeinen Umwälzung weit entfernt ist, eigentlich über das dem gemeinen Menschenverstande Naheliegende nicht hinausgeht. Was die staatlichen Forderungen an sich betrifft, so ist darin das Oertliche und Besondere vor dem Gemeinsamen oder allgemein Gültigen zurückgetreten, wie das auch notwendig war, wenn verschiedene Haufen sich vereinigen sollten. Der Verfasser der Artikel, wer es auch sein mag, hat dabei Einsicht und Geschick gezeigt. Denn nur so war es möglich, daß sie allgemeinen Beifall fanden, als die Kundgebung der gesamten Bauerschaften betrachtet werden konnten. Dabei aber traten die weiter reichenden Forderungen keineswegs ganz zurück. Alles Volk des Schwarzwaldes, vom Wutachtale bis zum Dreisamtale, sammelte sich jetzt um jenen Hans Müller von Bulgenbach. Glänzend anzusehen, mit rotem Mantel und rotem Barett, an der Spitze seiner Anhänger, zog er von Flecken zu Flecken; auf einem mit Laub und Bändern geschmückten Wagen ward die Haupt- und Sturmfahne hinter ihm hergefahren. Ein Zierbold bot allenthalben die Gemeinden auf und verlas die zwölf Artikel. Aber schon blieb der Hauptmann dabei nicht stehen; er erklärte sie für das Wahrzeichen der evangelischen Verbrüderung, die er stiften wolle. Wer sie nicht annehme, den werde die Vereinigung in den weltlichen Bann erklären. Schon seien die Herren von den Schlössern, die Mönche und Pfaffen in Klöstern und Stiftern mit diesem Banne belegt. Auch diese aber wolle man in die allge-

meine Verbrüderung aufnehmen, wenn sie sich entschließen würden, in gewöhnlichen Häusern zu wohnen wie andere Leute; dann wolle man ihnen alles gewähren, was ihnen aus göttlichem Rechte gebühre. Seine erst noch unklare Vorstellung von der evangelischen Brüderschaft bekam hierdurch einen sehr bestimmten Inhalt. Auf eine grundstürzende Veränderung der Verhältnisse war es damit abgesehen.

Im Laufe des April 1525 ließ es sich an, als könne es wirklich am Ende zu einer solchen kommen. Es ist sehr merkwürdig, daß wie Münzer in Oberschwaben auf eine ähnliche Weise Dr. Karlstadt, ein geborener Franke, in Franken an dem Ausbruche der Bewegung Anteil hatte. Von Straßburg verwiesen und zur Rückreise genötigt, aber hier allenthalben verfolgt, und zwar mit doppeltem Abscheu, da seine Zweifel an dem Sakrament ruchbar geworden, fand er endlich einen Zufluchtsort in Rothenburg a. Tauber, wo die Zustände seinen Bestrebungen entsprachen. Zur Seite stand den Zünften hier eine besonders kräftige, kriegsfertige Bauerschaft in der Landwehre, welche ebenfalls mit nicht ganz rechtmäßigen Auflagen heimgesucht worden war und die Freiheit des Evangeliums verlangte. Wie wir Karlstadt kennen, so mußte er diese Bestrebungen billigen. Von dem Rate bereits verbannt, aber von einigen mächtigen seiner Mitglieder insgeheim zurückbehalten, erschien er plötzlich bei dem Marterbild am großen Gottesacker in seinem Bauernrock und weißen Filzhut und ermahnte die Landleute, von ihrem Vorhaben nicht abzulassen. Es versteht sich aber, daß die Bewegung bei den religiösen Neuerungen nicht stehen blieb. In der letzten Woche des März erhoben sich Unruhen zuerst auf dem Lande, dann in der Stadt, in welchem hier ein Ausschuß aus den Zünften die öffentliche Gewalt an sich riß, dort aber die Bauerngemeinden sich zu einer großen Genossenschaft verbanden, ihre Beschwerden, die zwar geistlich begründet, aber keineswegs rein geistlicher Natur waren, vortrugen und die Waffen ergriffen, um ihre Abstellung zu erzwingen.

Und noch rascher als in Schwaben entwickelte sich in Franken die schon insgeheim vorbereitete Bewegung, es sei nun, daß jene von Hans Müller ausgesendeten Boten hier wirkliche Verabredungen zustande gebracht oder daß das Beispiel der Nachbarn mißvergnügte Volkshäupter aufgereizt hatte. In einem Teile des Odenwaldes, genannt

der Schüpfergrund, versammelten sich ein paar tausend Bauern, aufgeregt durch die zwölf Artikel, die ihnen zu Händen gekommen, und wählten den Wirt von Ballenburg, Georg Metzler, in dessen Hause sie die ersten Vorbereitungen getroffen, einen verwegenen Menschen, der in Saus und Braus eines vielbesuchten Wirtshauses seine Tage zugebracht, zu ihrem obersten Hauptmann. In Bäckingen, in Mergentheim, an vielen anderen Orten wurden ähnliche Versammlungen gehalten. Man begann in der Regel damit, die Fasten zu brechen; ein Gelage ward veranstaltet, bei dem dann der Beredteste, der Unzufriedenste das Wort nahm; die zwölf Artikel wurden hervorgezogen, gelesen und gebilligt; ein Anführer ward ernannt, die Sturmglocke gezogen: so brach der Aufruhr los, der fast allenthalben damit anfing, daß man sich eines Mehlvorrates, eines Weinkellers bemächtigte oder einen herrschaftlichen Teich ausfischte. Auf den Pferdlein der Pfarrer sah man die neuen Häupter daherstolzieren. Wie leichtsinnig auch diese Anfänge aussahen: der Fortgang, den sie nahmen, war um so ernster. An den bestimmten Tagen vereinigten sich die Haufen von allen Seiten, nicht gerade an den Malstätten, sondern bei den Klöstern, die sie dem Verderben bestimmt, z. B. bei Schefterssheim, und schwuren einander zu, weder geistlichen noch weltlichen Fürsten fernerhin Steuer, Zins, Zoll oder Zehnt zu zahlen bis zum Austrag, in Zukunft wie einen Gott so nur einen Herrn zu haben.

Es ist, als führe eine geheime Leitung die Empörten nach einem bestimmten Ziel. Ihre Absicht war, sich zwar zunächst von den Herrschaften zu befreien, aber dann mit ihnen zu verbünden und eine gemeinschaftliche Richtung gegen die Geistlichkeit, vor allem gegen die geistlichen Fürsten, zu nehmen. Zwei Haufen begaben sich ins Feld, um diese Sache mit Gewalt durchzusetzen, der eine, genannt der schwarze, von Rothenburg her unter Hans Kolbenschlag, der andere, der sich vorzugsweise den hellen nannte, vom Odenwald unter Georg Metzler. Die Herrschaften wurden genötigt, die zwölf Artikel anzunehmen, von welchen der Odenwalder Haufe eine besondere Erklärung erließ, in der er vor allem auf Abschaffung des Todfalls [9]), des kleinen Zehnten und der Leibeigenschaft drang, — überhaupt nicht ohne die örtlichen Veränderungen, die man nötig erachtete, und mit

dem Vorbehalte weiterer Besserungen. Und diesem Haufen stellte sich nun kein Bundesheer entgegen wie in Schwaben: niemand konnte ihnen widerstehen. Die Grafen von Hohenlohe und Löwenstein, der Komtur des Deutschen Ordens zu Mergentheim, der Junker von Rosenberg, wurden nacheinander genötigt, die Bedingungen zu unterschreiben, die ihnen die Bauern machten, und sich der Besserung, die sie einführen würden, im voraus zu unterwerfen. Die Grafen Georg und Albrecht von Hohenlohe bequemten sich, auf dem Grünbühl vor dem Heere der Bauern zu erscheinen: „Bruder Georg und Bruder Albrecht," rief ihnen ein Keßler von Oehringen zu, „kommt her und gelobt den Bauern, bei ihnen als Brüder zu halten; denn auch ihr seid nun nicht mehr Herren, sondern Bauern." Wehe denen, die sich widersetzten, wie Graf Helfenstein in Weinsberg!

In den Bauern entzündete sich bei dem ersten Widerstande ihre angeborene Roheit zu dem wildesten, übermütigsten Blutdurste: sie schwuren, alles zu töten, was Sporen trage; als sie Helfensteins mächtig geworden, war es vergebens, daß sich seine Gemahlin, natürliche Tochter Kaiser Maximilians, ihren Knaben auf dem Arme, vor den Oberhäuptern niederwarf: man bildete eine Gasse, ein pfeifender Bauer schritt dem Schlachtopfer voran; unter Trompeten- und Schalmeienklang ward Helfenstein in die Spieße seiner Bauern gejagt. Da beugte sich jedermann: der ganze Adel vom Odenwald bis an die schwäbische Grenze nahm die Gesetze der Bauern an, die Winterstetten, Stettenfels, Zobel, Gemmingen, Frauenberg, die Grafen von Wertheim und Rheineck; die Hohenlohe gaben den Bauern jetzt auch ihr Geschütz. Um der Sache ein Ende zu machen, nahmen beide Haufen ihren Weg wider den mächtigsten Herrn im Frankenlande, der die Bezeichnung des Herzogs daselbst führte, wider den Bischof von Würzburg. Sie hatten sich auf dem Zuge nicht allein bereichert und verstärkt, sondern auch mit namhaften Hauptleuten aus dem Ritterstande versehen. Die Anführung des Odenwalder Haufens hatte Götz von Berlichingen übernommen — z. T. wohl, weil es gefährlich gewesen wäre, sich zu widersetzen, aber zugleich angezogen durch die kriegerische Tätigkeit, die sich ihm hier darbot, in der er nun einmal lebte und webte, zumal da sie gegen seine alten Feinde im schwäbischen Bunde gerichtet war —[10]); den Rothenburger führte Florian Geier. Am

6. und 7. Mai erschienen sie von verschiedenen Seiten her vor Würzburg, freudig empfangen von den Bürgern der Stadt, welche sich jetzt zu reichsstädtischen Freiheiten zu erheben gedachten, und schwuren, einander nicht zu verlassen, bis der Frauenberg erobert sei, wo die letzte Kraft der Ritterschaft und des Fürstentums in Franken, die sich jetzt vereinigt hatte, versammelt war.

Und in diesem Augenblicke, Ende April, Anfang Mai 1525, war bereits in ganz Oberdeutschland ein ähnlicher Zustand eingetreten. Allenthalben waren Bewegungen ausgebrochen und im Grunde auch überall siegreich geblieben. Der Bischof von Speyer hatte die Bedingungen der Bauern eingehen müssen; der Kurfürst von der Pfalz hatte sich in freiem Felde bei dem Dorfe Horst vor ihnen gestellt und ihnen Erledigung ihrer Beschwerden auf Grundlage der zwölf Artikel versprochen. Im Elsaß war selbst der Wohnsitz des Bischofs, Zabern, in die Hände der Bauern gefallen; die Einwohner der kleinen Städte erklärten, sie hätten keine Spieße, um die Bauern zu stechen: deren Hauptleute, der Schlemmerhans und der Deckerhans, hatten einen Augenblick die Herrschaft. Da Markgraf Ernst von Baden die Bedingungen der Bauern nicht eingehen wollte, wurden seine Schlösser eingenommen, und er mußte flüchtig werden. Die Ritterschaft des Hegau ward in der Stadt Zell am Untersee von den Bauern eingeschlossen und belagert. Auch der gewaltige Truchseß, an der Spitze der schwäbischen Bundesvölker, mußte sich endlich zum Vertrage mit den Bauern von Algäu, See und Ried bequemen und ihnen eine Erledigung ihrer Beschwerden unter Vermittelung der Städte vor der Unterwerfung versprechen. Ein Glück, wenn sich die Bauern noch auf die Zukunft verweisen ließen. In Württemberg wollten sie von keinem Landtage mehr hören, sondern alles augenblick ihrer christlichen Vereinigung unterwerfen, die sich bereits über den größten Teil des Landes verbreitete: jeder Ort stellte eine bestimmte Anzahl ins Feld. Der Bischof vom Bamberg, der Abt von Hersfeld, der Coadjutor [11]) von Fulda hatten sich zu geistlichen und weltlichen Zugeständnissen verstanden, der letztere mit besonders leichtem Sinne: schon ließ er sich als Fürst von der Buchen begrüßen; auch sein Bruder, der alte Graf Wilhelm von Henneberg, nahm den Bund der Bauern an und versprach, alles freizulassen, „was Gott der Allmächtige gefreiet in

Christo seinem Sohn". Vielleicht den kühnsten Versuch einer Umgestaltung aller Verhältnisse machten die Einwohner des Rheingaus. Noch einmal versammelten sie sich auf dem Grund und Boden ihrer uralten Malstatt, der Lützelaue, zu St. Bartholomä und vereinigten sich, vor allem ihre alte Verfassung zurückzufordern, das Haingericht[12]) nach dem alten Rechte, die Herstellung des Gebickes[13]), welches das Land in eine Art von Festung verwandelte, überdies aber eine gleichmäßige Herbeiziehung der weltlichen und geistlichen Herren zu den Lasten der Gemeinde, Verwendung der Klostergebäude zum Nutzen der Landschaft; gelagert auf dem Wacholder bei Erbach in offener Empörung, nötigten sie Statthalter, Dechant und Kapitel (von Mainz), ihre Forderung in der Tat zu bewilligen. Auch in Aschaffenburg mußte der Statthalter des Erzbischofs von Mainz die Bedingungen der Bauern eingehen.

Dergestalt war der ganze schwäbische und fränkische Stamm des deutschen Volkes in einer Bewegung begriffen, die sich zu einer vollständigen Umkehr aller Verhältnisse anließ: schon nahm neben den Bauernschaften auch eine ganze Anzahl von Städten daran teil....

Da ist nun überaus merkwürdig, welche Gedanken in diesem Augenblicke emporstiegen.

Die Bauern in Franken faßten Pläne zu einer Erneuerung des Reiches. So tief lag die Bestrebung, man möchte sagen, im Blute des Volkes. Was die Fürsten auf so vielen Reichstagen vergebens versucht, was auch Sickingen drei Jahre früher mit den Rittern auf seine Weise auszuführen beabsichtigt hatte, das glaubten jetzt die Bauern durchsetzen zu können, natürlich in einem Sinne, der ihrer Erhebung überhaupt entsprach[14])....

2.

Indessen war der Aufruhr auch in Thüringen ausgebrochen und da in eine neue Stufe der Entwickelung eingetreten.

Es sollte fast scheinen, als hätten in Thüringen und am Harz Ueberlieferungen des flagellantischen Spiritualismus[15]), dessen Spuren wir dort noch bis ans Ende des 15. Jahrhunderts begleiten, den

Boden für die bäuerischen Unruhen vorbereitet. Wenigstens waren die Beweggründe frommer Schwärmerei noch stärker als die staatsbürgerlichen. Jene Meinungen, welche Luther einst in Wittenberg besiegt[16]), gegen deren Festsetzung in Thüringen er seinen Fürsten gewarnt hatte, fanden jetzt Gehör bei einer großen aufgeregten Bevölkerung. Münzer war nach Thüringen zurückgekehrt; in Mülhausen, wo wie in Rothenburg durch das Einverständnis des Landvolkes und der geringeren Bürgerklasse eine Aenderung der Verfassung und des Rates herbeigeführt worden war, hatte er Aufnahme gefunden und die Gärung in weiten Kreisen um sich her verbreitet. Er verachtete das „gedichtete Evangelium", das Luther predigte, seinen „honigsüßen Christus", seine Lehre, daß der Widerchrist zerstört werden müsse durch das Wort allein, ohne Gewalt; er behauptete, das Unkraut müsse ausgerauft werden zur Zeit der Ernte; so habe Josua die Völker des gelobten Landes mit der Schärfe des Schwertes getroffen. Auch mit den Verträgen, welche die Bauern in Schwaben und Franken schlossen, war er unzufrieden. Viel weiter gingen seine Gedanken. Er fand es unmöglich, den Leuten die Wahrheit zu sagen, solange sie von den Fürsten regiert würden, unmöglich, zugleich Gott zu fürchten und die unvernünftigen Fürsten zu ehren. Der Auserwählte werde umschattet von dem Hl. Geist, in der Furcht Gottes; aber man habe in der Christenheit die Gnadenlosen aufgenommen, die keine Furcht Gottes kennen; diese, die Fürsten, bete man öffentlich an. Gott habe die Fürsten und Herren der Welt in seinem Grimm gegeben; er werde sie in seiner Erbitterung wieder wegtun. Doch selbst die Aufhebung des Fürstentums genügte ihm noch nicht. Er erklärte es für unerträglich, daß alles Geschaffene zum Eigentum gemacht worden sei, die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden; — auch das Geschaffene müsse frei werden, wenn das reine Wort Gottes aufgehen solle. Alle Begriffe, auf denen der Stadt beruht, stößt er um; nur die Offenbarung erkennt er an. „Aber ein neuer Daniel", sagt er, „muß sie auslegen und an der Spitze des Volkes einhergehen wie Moses."

In Mühlhausen gelangte er zu dem Ansehen eines Herrn und Propheten. Er saß mit zu Rate; er sprach Recht nach der Offenbarung; unter seiner Leitung wurden die Klöster eingezogen, Ge-

schütze gegossen von gewaltiger Abmessung, kriegerische Unternehmungen vollzogen. Erst wurden die Pfarren im Gebiete des Herzogs Georg[17]) überfallen; dann wurden mit Hülfe des empörten Volkes die Klöster gestürmt, wie am Harz Michelstein, Ilsenburg, Walkenried, so in der güldnen Aue Kelbra, Donndorf, Roßleben, Memleben, alle anderen in der großen Thüringer Ebene bis hinan an den Wald; in Reinhardsbrunn wurden die Denkmale der alten Landgrafen verwüstet, die Bücherei zerstört. Hierauf griff man wie im Eichsfelde so in Thüringen die Schlösser und Höfe der Herren an. Hier hören wir nicht von Bedingungen und Vertrag, von jener Aussicht auf eine künftige Erneuerung: es war auf das allgemeine erbarmungslose Verderben abgesehen. „Lieben Brüder," schrieb Münzer an die Bergleute von Mansfeld, „laßt euch nicht erbarmen, ob euch Esau gute Worte gebe; sehet nicht an den Jammer der Gottlosen. Lasset euer Schwert nicht kalt werden vom Blut; schmiedet Pinkepanke auf dem Amboß Nimrod, werft ihn, den Turm, zu Boden, weil ihr Tag habt." — „Daß du es wissest," schrieb er an Graf Ernst zu Heldrungen, „der allmächtige ewige Gott hat es geheißen, dich mit der Macht, die uns gegeben, vom Stuhle zu stoßen!" Als das Landvolk von Schwarzburg sich gegen den Grafen erhoben, auch hier einverstanden mit den kleinen Städten, und sich zu einem starken Haufen in Frankenhausen angesammelt, fürchtete Münzer nur den Abschluß eines Vertrages, Betrug, wie er sich ausdrückt, durch die Gerechtigkeit, und erhob sich in Person aus dem festen Mühlhausen, um das zu verhindern und das „Nest der Adler" anzugreifen. Aus der Geheimen Offenbarung bewies er, daß die Gewalt dem gemeinen Volke gegeben werden solle. „Macht euch mit uns an den Reigen," schrieb er an seine Freunde in Erfurt, „den wollen wir ja eben treten; wir wollen es den Gotteslästerern bezahlen, wie sie der armen Christenheit mitgespielt haben." Er unterzeichnete sich: „Thomas Münzer mit dem Schwert Gideonis."

Eine gewaltige Stellung hatte Thomas Münzer doch, so sehr er auch ein Schwärmer war. Die spiritualistischen Meinungen früherer Jahrhunderte durchdrangen sich in ihm mit Bestrebungen geistlicher und weltlicher Verbesserung, welche jetzt emporgekommen. Er bildete eine Meinung aus, welche sich an das gemeine Volk wandte, es zur

Vernichtung aller bestehenden Ordnung aufforderte und die unbedingte Herrschaft eines Propheten vorbereitete. Rings umher, auf allen Bergen von Thüringen und Meißen, sammelten sich Volkshaufen, begierig nach einem ersten entschiedenen Erfolg seines Unternehmens, dem sie sich anzuschließen gesonnen waren. Ueber ganz Deutschland hätten dann die Fluten in dieser Richtung hingewogt.

So kam es endlich zutage, was sich schon lange angekündigt: nachdem die Gewalten, welche den deutschen Staat begründeten, aneinander und unter sich selbst irre geworden, erhoben sich die urwüchsigen Kräfte, auf denen er beruhte. Aus dem Boden zuckten die Blitze auf; die Strömungen des öffentlichen Lebens wichen aus ihrem gewohnten Laufe; das Ungewitter der Tiefe, das man so lange brausen gehört, entlud sich gegen die oberen Bereiche; es schien sich alles zu einer vollkommenen Umkehr anzulassen....

Luther hatte sich von Sickingen und den Rittern zu keinem staatlichen Unternehmen fortreißen lassen; auch die Bewegung der Bauern konnte ihn nicht anfechten. Anfangs, als sie noch unschuldiger aussah, redete er zum Frieden: er hielt den Fürsten und Herren ihre Gewalttätigkeiten vor; zugleich aber verdammte er doch den Aufruhr, der wider göttliches und evangelisches Recht laufe, den beiden Reichen, dem weltlichen und dem geistlichen, des deutschen Volkes den Untergang drohe. Da sich nun aber diese Gefahr so rasch entwickelte, seine alten Gegner, „die Mordpropheten und Rottengeister“, in dem Aufruhr so mächtig hervortraten, da er wirklich fürchten mußte, die Bauern möchten obsiegen, was dann nichts als der Vorbote des Jüngsten Tages sein könne, brach sein voller Ingrimm los. Bei dem unermeßlichen Ansehen, das er genoß, was hätte es für Folgen haben müssen, wenn er sich zu ihnen geschlagen hätte! Aber er hielt fest an der Trennung des Geistlichen und Weltlichen, die einen der ersten Grundbegriffe all seines Denkens ausmacht, an der Lehre, daß das Evangelium die Seelen freimache, nicht Leib und Gut. Man hat in der Predigt den Ursprung des Aufruhrs sehen wollen; wir wissen, wie es darum stand; vielmehr bedachte sich Luther, wie drei Jahre früher, die allgemeine Zerstörung, die er mit deutlicher Voraussicht kommen sah, an seinem Teile zu verhüten. Hundertmal, sagte er, solle ein frommer Christ den Tod leiden, ehe er ein Haar breit in

die Sache der Bauern willige: die Obrigkeit solle kein Erbarmen haben; die Zeit des Zornes und des Schwertes sei gekommen; sie solle dareinschlagen, solange sie eine Ader regen könne, das sei die göttliche Pflicht, die ihr obliege. Wer in diesem Dienst umkomme, der sei ein Blutzeuge Christi. So kühn er die eine Seite der bestehenden Ordnungen, die geistliche, angegriffen, so gewaltig hielt er an der anderen, der weltlichen, fest.

Da ermannten sich auch schon die weltlichen Gewalten selbst in dieser größten Gefahr, die sie je bestanden. Zuerst erhob sich eben der, der gegen Sickingen das Beste getan, der junge Philipp von der Hessen[18]). Gegen Ausgang April versammelte er seine Ritter und Getreuen von den Städten in Alsfeld; er verabschiedete mit ihnen, daß den Bauern keine neuen Lasten aufgelegt werden sollten; sie dagegen beteuerten ihm auf seine Frage mit aufgeregten Fingern, bei ihm leben und sterben zu wollen. Vor allem suchte er nun seine eigenen Grenzen zu schützen; er beruhigte Hersfeld und Fulda, und zwar nicht ohne Gewalttat, obwohl sie die Sage unglaublich vergrößert hat. Dann stieg er über das Gebirge nach Thüringen, um hier seinen sächsischen Vettern, mit denen er in alter Erbeinigung stand, zu Hülfe zu kommen.

Vier Fürsten[19]) mit ihren Reisigen zogen dem Bauernhaufen entgegen. Münzer hatte an der Anhöhe über Frankenhausen eine Stellung genommen, wo man das lange Tal vor sich hin übersieht, gleich als wollte er ihnen predigen; aber zur Verteidigung bot sie ihm keinen Vorteil dar. Münzer zeigte eine völlige Unfähigkeit. Nicht einmal Pulver für seine mühsam gegossenen Stücke hatte er sich verschafft; seine Leute waren auf das elendste bewaffnet; eine armselige Wagenburg hatten sie um sich her aufgerichtet. Der Prophet, der soviel des Schwertes vertilgen wollte, sah sich genötigt, auf ein Wunder zu zählen, dessen Ankündigung er in einem um die Mittagsstunde sich zeigenden farbigen Ringe um die Sonne erblickte. Als das feindliche Geschütz zu spielen anfing, stimmten die Bauern ein geistliches Lied an. Sie wurden völlig geschlagen und zum größten Teile umgebracht. Hierauf ergriff der Schrecken, der eine halbvollbrachte Missetat begleitet, das ganze Land. Alle Bauernhaufen liefen auseinander; alle Städte ergaben sich; auch Mühlhausen fiel, ohne

eine rechte Verteidigung zu wagen. In dem Lager vor dieser Stadt, in der Münzer eine Zeitlang geherrscht, ward er nun hingerichtet. Es war, als hätte ihn bis in die letzte Stunde ein wilder böser Geist beherrscht. Als man ihn an die Unzähligen erinnerte, die er ins Verderben gebracht, in den Qualen der Marter, schlug er ein Gelächter auf und sagte: „Sie haben es nicht anders haben wollen!" Er besann sich nicht auf die Artikel des Glaubens, als er zum Tode geführt ward. (Bald wurde man auch in Oberdeutschland des Aufruhrs Herr.)

Nr. 6. Die Wiedertäufer in Münster (1534/1535)[20].

1.

Am Ende des Jahres 1533 und in den ersten Tagen des folgenden füllte sich Münster mit wiedertäuferischen Aposteln aus den Niederlanden. Ein angesehener Bürger der Stadt, Bernhard Knipperdolling, der, einst aus Münster verwiesen, in der Fremde, namentlich in Stockholm, mit den Wiedertäufern Verbindung geschlossen, nahm einen und den anderen in sein Haus auf. Die Fremdlinge nun, in ihrer abgesonderten Haltung, in der sie aber die tiefste innere Gemeinschaft unter sich selbst kundgaben, wie sie einander erkannten und begrüßten, überhaupt in ihrem verwegenen und doch die Landesart anmutenden Wesen, machten in Münster einen guten Eindruck....

Noch waren sie nicht die Herren; aber sie faßten Mut, es zu werden. Unter den angekommenen Fremden bei weitem der einflußreichste war Jan Matthys, derselbe, der im Gegensatze mit Hoffmann[21]) die Wiedertaufe ohne Verzug auszubreiten unternommen hatte — denn der Wahrheit gehe jede andere Rücksicht vor —, und vor allem die Lehre verkündigte, daß man widerstrebende Obrigkeiten mit dem Schwerte bekämpfen dürfe.

Am 8. Februar (1534) kam es in der Stadt zu einem Auflauf, in welchem die Wiedertäufer den Marktplatz einnahmen, sei es nun, daß eine wirkliche oder eine eingebildete Gefahr sie dazu veranlaßte,

der Rat und die Nichtwiedergetauften dagegen Mauern und Tore besetzten. Es zeigte sich wohl, daß die letzteren das Uebergewicht an Anzahl und Macht besaßen; sie fuhren Kanonen an den Zugängen zum Marktplatz auf, und viele meinten, daß man heute ein Ende machen, den Marktplatz einnehmen und die Wiedertäufer, von denen so viele ohnehin Fremde waren, vertreiben müsse. Ein paar Pforten wurden den Drosten des Bischofs und den herangezogenen Bauern geöffnet. Schon waren die Häuser der Nichtwiedergetauften mit Strohkränzen bezeichnet, um sie bei der bevorstehenden Plünderung schonen zu können. In den Wiedergetauften auf dem Marktplatze dagegen brachten Begeisterung und Befürchtung, Mut und Gefahr eine aufgeregte Stimmung hervor, in der sie wunderbare Erscheinungen zu erblicken meinten: feurige Wolken, die sich um die Stadt und über sie erhoben, gleich als stehe Dom und Stadt im Feuer; einen Mann mit goldener Krone, das Schwert in der einen, eine Rute in der anderen Hand; eine andere Männergestalt, die Faust voll herauströpfelnden Blutes, den Reiter mit dem Schwerte auf weißem Rosse aus der Geheimen Offenbarung. Sollte man nun aber so abenteuerliche Schwärmer mit Kanonen angreifen? Ein hessischer soeben verunglimpfter Prediger Namens Fabricius wandte allen seinen Einfluß an, dies zu verhüten; er ermahnte die zum Kampfe Bereiten, des verwandten Blutes zu schonen. Auch in einigen Mitgliedern des Rates regte sich Mitleiden, wenn nicht geheime Uebereinstimmung. Man bedachte doch, daß man auch Widerstand finden, daß vielleicht in dem allgemeinen Getümmel der Bischof sich zum Herrn der Stadt machen könne. Genug, statt zum Angriff zu schreiten, knüpfte man Unterhandlungen an. Bevollmächtigte wurden ernannt, Geiseln gegenseitig gegeben; endlich setzte man fest, daß ein jeder Glaubensfreiheit genießen, jedoch Frieden halten und in weltlichen Dingen der Obrigkeit Gehorsam leisten solle. Die Wiedergetauften hielten ihre Errettung nicht mit Unrecht für einen Sieg. In einer ihrer Schriften, der Restitution, heißt es: „Die Angesichter der Christen" — denn diesen Namen legten sie sich ausschließlich bei — „wurden schön von Farbe." Auf dem Markte weissagten selbst die Kinder von sieben Jahren: „Wir glauben nicht, daß jemals eine größere Freude auf Erden gewesen ist."

Und in Wahrheit war dies die Stunde, von welcher an sie Tag für Tag bis zur entschiedenen Uebermacht fortschritten. Sie waren jetzt in Münster zum ersten Male in der Welt zu einem gesetzlich anerkannten Dasein gelangt. Von allen Seiten strömten die Gleichgesinnten daselbst zusammen, Männer ohne ihre Frauen, Frauen ohne ihre Männer, auch ganze Familien. Rottmann[22]) hatte jedem, der sich einfinden würde, zehnfältigen Ersatz alles dessen, was er verlassen, versprochen. Bei dem Anblick verließen die reichen Bürger die Stadt, um ihre Barschaft zu retten; aber dadurch ward der Umschwung in ihr nur um so rascher. Als es am 21. Februar zu einer neuen Ratswahl kam, gewannen die Wiedertäufer die Oberhand. Schon die Wahlherren wurden nicht mehr nach dem Fleisch, sondern nach dem Geist gewählt; es waren lauter erleuchtete Handwerker; sie besetzten, wie sich versteht, alle öffentlichen Stellen mit ihren Glaubensgenossen. Knipperdolling ward zum Bürgermeister gewählt. Die ganze städtische Gewalt ging über in die Hände der Wiedertäufer.

Und diese waren nun nicht gemeint, die, welche von ihren Gegnern noch anwesend waren, zu schonen, zumal da man bereits einen Angriff der Geistlichen und des Bischofs erwartete; sie wollten die Verbündeten ihrer Feinde nicht neben sich dulden.

Am 27. Februar ward eine große Versammlung bewaffneter Wiedertäufer auf dem Rathause gehalten. Eine Zeitlang brachten sie im Gebet zu; der Prophet schien wie in Schlaf verfallen; plötzlich aber fuhr er auf und erklärte, man müsse die Ungläubigen, wofern sie sich nicht bekehrten, sofort verjagen, das sei der Wille Gottes. Er verbarg nicht, worauf es zunächst abgesehen war. „Hinweg mit den Kindern Esaus," rief er; „die Erbschaft gehört den Kindern Jakobs." Mit der Schwärmerei vereinigte sich die Habsucht. Hierauf erscholl das Geschrei: „Heraus, ihr Gottlosen" furchtbar durch die Straßen. Es war ein stürmischer Tag des späten Winters. Der Schnee, der noch sehr hoch lag, fing an zu schmelzen; ein heftiger Wind jagte Regen und Schnee durch die Luft. Die Häuser wurden mit Gewalt eröffnet und alle von ihrem Herde verjagt, die ihre Taufe nicht verleugnen wollten. Ein Augenzeuge[23]) hat den kläglichen Anblick geschildert, wie die Mütter, ihre halbnackten Kinder auf den Armen, nichts weiter mit sich nehmen durften als eben diese; wie die kleinen

Knaben neben ihren Eltern mit bloßen Füßen durch den Schnee wateten; wie man den alten Männern, die an ihrem Stabe die Stadt verließen, unter dem Tore noch den letzten Zehrpfennig abnahm, den elenden Rest von dem Erwerbe eines langen arbeitsamen Lebens. Die Wiedertäufer hielten es noch für eine Handlung der Gnade, daß sie ihre offenbaren Gegner, die doch nur gegen sie raten und helfen würden, davonziehen ließen.

So wurden die Wiedertäufer nicht allein Herren in der Stadt, sondern auch ihre alleinigen Inhaber. Was ihre Gegner an ihnen zu tun sich gescheut, vollzogen sie nun an diesen mit eifernder Begier. Die Partei der Prediger, der mit ihnen einverstandenen Bürger und der Fremdlinge behielt den Platz und teilte die Stadt unter sich aus. Die verschiedenen Landsmannschaften nahmen die geistlichen Gebäude ein. Die fahrende Habe der Vertriebenen ward auf die Kanzlei zusammengebracht. Matthys bezeichnete sieben Diakonen, welche sie den Gläubigen, einem jeden nach seinem Bedürfnis, nach und nach verteilen sollten.

Und nun würden wohl die Wiedertäufer sofort dazu geschritten sein, ihre Herrschaft auch nach außen auszubreiten, hätte sich nicht der Bischof, diesmal von den benachbarten Fürsten unterstützt, mit einer ganzen stattlichen Macht um sie her gelagert.

. . . Im April und Mai 1534 ward die Stadt auf allen Seiten eingeschlossen. Wenn man, da sie mit Kriegsbedürfnissen sehr gut versehen war, sich nicht schmeicheln durfte, sie sogleich zu erobern, so erreichte man doch, was schon kein geringer Vorteil war, daß die Bewegung, die sonst das Land ergriffen haben würde, in Münster eingeschlossen ward....

2.

Vor allem wollte die Sekte, sowie sie zur Herrschaft gekommen, durch den Sieg in ihrer natürlichen Beschränktheit verhärtet, nicht allein nichts um sich dulden, was ihr widersprochen hätte, sondern auch nichts, was ihr nur nicht selber eigen angehörte. Alle Bildwerke am Dom und auf dem Markte wurden zertrümmert. Wenn die Denkmale der westfälischen Malerschule, welche sonst einen Platz neben der kölnischen behaupten würde, für die Nachwelt beinahe ganz verschwunden

sind, so rührt dies ohne Zweifel von dem schnöden Uebermut her, mit dem sie in diesem Zeitraum vernichtet wurden. Rudolf von Langen[24]) hatte in Italien eine herrliche Sammlung alter Drucke und Handschriften zusammengebracht, an die sich das Andenken der großen schriftstellerischen Umwandlung knüpfte; sie wurden jetzt feierlich auf dem Markte verbrannt. Selbst Tonwerkzeuge zu vertilgen hielt man für nötig. Es sollte nichts übrig bleiben als höchstens die Bibel, unterworfen der Auslegung der Propheten.

Unter den Wiedergetauften selbst aber sollte jetzt alles gemein sein. Die Maßregel, die man in Hinsicht der Güter der Vertriebenen getroffen, ward gar bald auch auf die Habe der Gläubigen erstreckt. Bei Strafe des Todes wurden sie angehalten, ihr Gold und Silber, Schmuck und Barschaften, die sie besaßen, zum allgemeinen Gebrauch auf die Kanzlei zu liefern.... Der Begriff des Eigentums hörte auf; aber gleichwohl sollte ein jeder sein Geschäft treiben. Wir haben die Satzungen übrig, in welchen die Schuhknechte, die Schneider namentlich bezeichnet werden..., ebenso die Schmiede, die Schlosser; jedes Handwerk war zugleich als ein Auftrag, als ein Amt betrachtet. Von allen Geschäften das vornehmste war, wie sich versteht, die Verteidigung. Auch die Knaben wurden dabei angewandt, und im Pfeilschießen erwarben sie sich eine außerordentliche Fertigkeit. Diejenigen, welchen ein besonderes Amt übertragen war, wurden dafür von dem Dienst der Wachen freigesprochen. Es war alles eine einzige religiös-kriegerische Familie. Für Speise und Trank ward auf gemeinschaftliche Kosten gesorgt. Bei Gastmahlen saßen die beiden Geschlechter, „Brüder und Schwestern“, von einander abgesondert; schweigend aßen sie, während ein Abschnitt der Bibel verlesen wurde.

Es liegt am Tage, daß ein so höchst eigentümliches Gemeinwesen nicht mit den Formen einer Stadtverwaltung, selbst nicht einer solchen, bei der Bürgermeister und Ratsherren Erleuchtete waren, bestehen konnte. Der Prophet Jan Matthys gelangte auch sehr bald in Besitz einer höchsten Gewalt. Die Zeitgenossen schildern diese als wahrhaft königlich, unbedingt; er gab die Gesetze und war über den Gesetzen. Aber schon gegen Ostern 1534 kam Matthys um. Bei einem Ausfall, wo er voran war — denn seine Schwärmerei war wenigstens nicht feig —, wurde er getötet.

Mit ihm war Jan Bockelson nach Münster gekommen, geboren zu Leyden, Sohn eines Schulzen dort und einer leibeigenen Westfälin, die dann von ihrem Manne losgekauft worden war. Als Schneidergeselle war er in England und Flandern auf der Wanderschaft gewesen und hatte sich endlich zu Leyden niedergelassen, nahe am Tore, wo der Weg nach dem Haag führt. Da hatte er jedoch nicht lange Gefallen an seinem Handwerk gefunden, vielmehr es vorgezogen, mit seiner Frau, der Witwe eines Schiffers, eine muntere Herberge zu eröffnen und sich in kaufmännischen Geschäften zu versuchen, die ihn von Lissabon nach Lübeck führten, in denen er jedoch nur Verlust erlitt. Zu Hause war sein Ehrgeiz in dem dichtenden Verein, den Leyden so gut wie die meisten anderen niederländischen Städte besaß, der Kammer von Rhetoryke, zu glänzen. Seine Reime flossen am leichtesten; seine Schüler lernten am geschwindesten; in den Schauspielen, die er entwarf, spielte er wohl selbst eine Rolle, schon da mag er sich mit dem Geist der Auffässigkeit gegen die Kirche durchdrungen haben, der den rhetorischen Kammern überhaupt eigen war. So traf ihn die Bewegung der Wiedertäufer und riß ihn an sich. Er ward von Jan Matthys selbst getauft und las die Schriften von Hoffmann; er erwarb sich eine ziemliche Kunde der Heiligen Schrift, wobei er aber, wie diese durch Selbstunterricht sich bildenden Handwerksleute pflegten, völkische und religiöse Dinge vermischte, und, was er mit feuriger Einbildungskraft ergriffen, mit allen zufälligen Nebenbeziehungen auf die gegenwärtige Welt anwandte. Er besaß eine glückliche äußere Bildung, natürliche Wohlredenheit, Feuer und Jugend; bereits unter Matthys spielte er eine Rolle; als dieser gefallen (er behauptete, es vorhergesagt zu haben), trat er an seine Stelle. Und wenigstens an Kühnheit stand er seinem Vorgänger nicht nach. Schon erhob sich die Meinung, daß man auch in bürgerlichen Dingen nach keiner Menschensatzung, sondern bloß nach Gottes Wort sich halten dürfe; das zog nun der neue Prophet in Betracht. Nachdem er einige Tage geschwiegen, weil Gott ihm den Mund verschlossen habe, erklärte er endlich, daß man in dem neuen Israel zwölf Aelteste haben müsse wie in dem alten, die er sogleich bezeichnete. Rottmann versicherte auch seinerseits der Gemeinde, daß dies der Wille Gottes sei, und stellte ihr die Gewählten vor. Dahin war es

bereits gekommen, daß der Prediger und der Prophet die Vorsteher der Stadt ohne alle Wahl ernannten; jedermann fügte sich und nahm sie an. Sechs von ihnen sollten immer früh und nachmittags zu Gericht sitzen; was sie sprechen würden, das sollte der Prophet Jan Bockelson der ganzen israelitischen Gemeinde ankündigen; Knipperdolling sollte ihre Sprüche mit dem Schwerte vollziehen.

Es ward eine Gesetztafel verkündigt, die auf lauter Stellen der Schrift, besonders der Bücher Mosis, beruhte. Und sogleich sollte sich noch weiter zeigen, zu welch abenteuerlichem Mißbrauch diese Anwendung der Schrift führen könne.

Jan Matthys hatte seine schon ältere Frau verlassen, sich mit einem jungen, schönen Mädchen, genannt Divara, die er überredete, das sei der Wille des Himmels, verheiratet und diese mit nach Münster gebracht. Jan Bockelson trug Verlangen, wie nach dem Amte, so auch nach der Frau seines Vorgängers; da er aber bereits verheiratet war, stellte er die Behauptung auf, daß es einem Manne jetzt so gut wie in den Zeiten des Alten Bundes erlaubt sein müsse, mehrere Frauen zu nehmen. Anfangs war jedermann aus natürlichem Gefühl dagegen. Auch Rottmann predigte die neue Lehre ein paar Tage lang auf dem Domhof. Soweit aber war es noch nicht gekommen, daß eine so schreiende Verhöhnung der Sitte und des ehrbaren Herkommens nicht auch unter den obwaltenden Umständen Widerspruch gefunden hätte....

Die glaubenswütige Beschränktheit, mit der man nichts anerkannte, als die eigene Lehre, erhob sich auf eine neue Stufe, indem man jede Abweichung mit Tod und Verderben bestrafte. Aus der alles andere verneinenden Vorstellung erhebt sich notwendig und allemal der Schrecken. Bei der Bekanntmachung jener Gesetzestafel war einem jeden, der dawider verstoße, die Ausrottung aus dem Volke Gottes angedroht. Und wehe dem vollends, der die göttliche Berechtigung der Machthaber antastete! Schon Matthys ließ einen ehrlichen Schmied, Meister Truteling, der ihm ein geringschätziges Wort gesagt, dafür mit dem Tode bestrafen. Knipperdolling empfing die Gewalt, einen jeden, den er bei einer Uebertretung der neuen Gesetze betroffen, auf der Stelle, ohne alles Gericht, umzubringen: denn das Böse müsse ausgerottet werden auf der Erde. Von vier

Leibwächtern begleitet, das bloße Schwert in der Hand, Schrecken erregend, zog er durch die Straßen.

Wie nun aber auch das von der Regel Abweichende doch wieder dem Naturgesetze folgt und die Triebe seines Entstehens vollständig ans Licht zu bringen strebt, so trat auch diese Erscheinung, nachdem der Widerspruch in ihrer Nähe beseitigt worden war, in die letzten Stufen ihrer Entwickelung ein.

Der Anspruch der Prediger, im Kampfe mit der weltlichen Obrigkeit durch die Propheten verstärkt, hatte sich zuerst zum gewaltigen Widerspruch erhoben, aber eine Partei gebildet, die, zu den Waffen bereit, den Herrschenden die Spitze bot, diese durch Mehrheit stürzte, auch im weiteren Kampfe die Oberhand behielt, alle Gegner vertrieb oder vertilgte. Bei einer Herrschaft, die dadurch zustande kam, sollte es aber sein Bewenden nicht haben. Die geistliche Herrschaft wird meistens alleinherrschend sein; denn sie setzt immer eine persönliche Bevorzugung, Begnadigung voraus. Der vornehmste Prophet mochte sich nicht begnügen, bloß den Willen der Aeltesten, obwohl er auf ihre Ernennung den größten Einfluß gehabt, dem israelitischen Volke zu verkündigen; er faßte den Gedanken, König dieses Volkes zu sein.

Ein anderer Prophet, der neben ihm aufgestanden, Dusentschuer von Warendorf, früher ein Goldschmied, ersparte ihm die Mühe, dies selbst erklären zu müssen. Dusentschuer verkündigte eines Tages, Gott habe ihm offenbart, Johann von Leyden solle König sein. Dieser selbst schrie auf, daß auch ihm eine solche Offenbarung zuteil geworden sei, und daß er Gott um Vernunft und Weisheit bitte, das Volk zu beherrschen. Die Prediger, welche hier immer die übertriebensten Vorstellungen verfochten, sprachen sich sofort dafür aus; Johann selbst versichert, ohne ihre Hülfe würde er weder die Vielweiberei eingeführt, noch die Errichtung des Königtums durchgesetzt haben. Auch ließ er sie an seiner Gewalt teilnehmen. Als das Volk seine neue Würde gebilligt hatte, erklärte er, nicht allein könne er in dem Allerheiligsten verharren; die Gemeinde möge Gott mit ihm bitten um ein gutes Hausgesinde. Nachdem alles Volk gebetet, erschien Rottmann und las von einem Zettel die Namen derer, die durch göttliche Eingebungen zu den höheren Würden bestimmt worden. Einer der vornehmsten war er selber. Er war Worthalter wie jene worthaltenden Bürger-

meister in den freien Städten; Knipperdolling, der selbst oft prophetische Entzückungen hatte, wird Statthalter, Tilebecke, der in dem letzten Strauß das Beste getan, sein Haushofmeister; so war auch der Geheime Rat des Königs aus Predigern und den namhaftesten Schwarmgeistern zusammengesetzt. Der geistlich-schwarmgeisterige Grundsatz gewann nun erst in der Gestalt der alleinherrschenden geistlichen Herrschaft seinen volleren Ausdruck....

Die Wiedertäufer hielten dafür, daß der Augenblick der Welterneuerung vorhanden sei und ergriffen werden müsse, damit es nicht auch den Christen gehe wie einst den Juden, welche die Zeit ihrer Heimsuchung nicht wahrgenommen.

Die Einwendung, daß Christi Reich nicht von dieser Welt sei, wußten sie auf ihre Weise zu beseitigen. Sie unterschieden ein geistliches Reich, das in die Zeit des Leidens gehöre, und ein biblisches Reich des Glanzes und der Herrlichkeit, welches Christus mit den Seinen in dieser Welt haben solle, tausend Jahre lang. Sie waren überzeugt, daß ihr Reich in Münster bis zum Anbruch dieses tausendjährigen Reiches dauern und es indes im Bilde darstellen solle. Die Belagerung, die sie duldeten, fanden sie notwendig; denn das Opfer in Wüste müsse vollbracht werden, das Weib ihren Streit leiden, der Vorhof sich mit Toten füllen; Gott aber werde nicht allein die Gewalt abwehren, sondern ohne Verzug auch seinem Volke das Schwert in die Hand geben, zu vertilgen alles, was Bosheit treibe auf der ganzen Erde. Rottmann schließt eines seiner Bücher mit dem Gebet, daß der Herr der Heerscharen seine Hand ausstrecken, seinen David und dessen Volk streiten lehren und ihre Finger zum Kriege geschickt machen möge. In diesen Ansichten lag auch der wundersame Grund, weshalb sie sich einen König setzten. Die Prophezeiungen gedachten vorzüglich eines Königs, der dann Herr auf Erden werden solle. Dusentschuer rief den Bockelson zum Könige der ganzen Welt aus.

Dieser junge schwärmerische Handwerker glaubte nicht anders, als daß die Zukunft der Welt auf ihm beruhe. Er nannte sich „Johann den gerechten Konink in dem neuen Tempel"; in seinen Verordnungen sagte er, in ihm sei das von Christus verkündigte Reich unwidersprechlich vorhanden; er sitze auf dem Stuhl Davids. An seiner goldenen Kette trug er das Zeichen der Herrschaft am Halse,

eine goldene Weltkugel, durch die ein goldenes und ein silbernes Schwert ging; über deren Handgriff erschien ein Kreuz. Dasselbe Abzeichen trugen seine Diener auf grünem Aermel; denn grün war seine Farbe. Er liebte als ein Emporkömmling die Pracht. Dreimal in der Woche erschien er mit Krone und Kette auf dem Markt, saß nieder auf seinem Thron und hielt Gericht; eine Stufe tiefer stand Knipperdolling mit dem Schwerte. Wenn der König durch die Stadt ritt, gingen zwei Knaben neben ihm, der eine mit dem Alten Testament, der andere mit dem bloßen Schwerte; wer ihm begegnete, fiel auf die Kniee. Nicht immer hielt er sich in dieser stolzen Ferne. Mit seinen Schützen und Reitern schwang er den Rennspieß nach einem auf einer Stange aufgehängten Rosmarinkranze, in dem Dome hielt er Fechtübungen mit allen anderen; er trug den Preis im Laufen davon; einmal, soviel man weiß, erlaubte er auch einen Tanz auf dem Rathause und eröffnete ihn selbst mit seiner Königin; die Frauen konnten sich nicht sättigen an dem langentbehrten Vergnügen. In der Kirche gab es zuweilen Schauspiele, in denen die Messe verspottet oder auch ein Gleichnis der Heiligen Schrift dargestellt wurde. Die alten schönrednerischen Spiele waren noch nicht vergessen; aber dabei ließ er sich an seiner Würde nichts abbrechen. Einige seiner friesischen und holländischen Freunde hatten den Gedanken, daß man neben den weltlichen König noch einen geistlichen setzen müsse. Er ließ sie ins Gefängnis werfen; wären es Einheimische gewesen, so würden sie nicht mit dem Leben davongekommen sein. Er trotzte darauf, daß er nicht gewählt, sondern von Gott zum König gesetzt sei. Wohl gab es einige, die an seinem Prunk, an der Zahl seiner Weiber, deren er immer eine über die andere nahm, den goldenen und silbernen Ketten seiner Diener Mißfallen äußerten. „Pfui über euch!“ rief er aus; „aber ich will über euch herrschen und über die ganze Welt, euch zum Trotz!“ Knipperdolling sah die Sache nicht ohne feinen Spott an. Auf dem Marktplatze schwang er sich einmal über die dichtgescharte Menge empor, um einen jeden mit dem Geist anzublasen. Er führte vor dem Könige unanständige Tänze auf und setzte sich auf dessen Stuhl; denn er sei es ja, der ihn zum Könige gemacht habe. Es war ihnen, wie man von den Wahnsinnigen sagt: ein tieferes Bewußtsein von der Unwahrheit ihrer Einbildungen konn-

ten sie nicht übermeistern. Knipperdolling entzweite sich wohl einmal ernstlich mit dem Könige; dann aber versöhnten sie sich wieder. Knipperdolling tat Buße, und alles kehrte in das Geleise des einhelligen Glaubens und Gehorsams zurück.

Im Oktober 1534 feierte die ganze Stadt das Abendmahl in folgender Gestalt. Es waren Tische aufgerichtet für alle erwachsenen Frauen, deren bei weitem mehr als Männer waren, und für die Männer, welche nicht auf der Mauer Wacht hielten, 4200 Gedecke; Johann von Leyden und seine Gemahlin Divara erschienen mit ihrem Hofgesinde und dienten bei Tisch; ein förmliches Mahl ward gehalten. Hierauf nahmen sie Weizenkuchen, genossen zuerst davon und gaben ihn den anderen, der König das Brot, die Königin den Wein: „Bruder, Schwester, nimm hin; wie die Weizenkörnlein zusammengebacken und die Trauben zusammengedrückt, so sind auch wir eins." Darauf sangen sie das Lied: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr!" In der Tat, man konnte dies fromm, unschuldig finden. Aber man höre! Bei diesem Abendmahle nahm der König unter den Seinen einen Fremden wahr, „der kein hochzeitliches Kleid anhatte". Er bildete sich ein, das sei der Judas, ließ ihn hinausführen, ging selbst hin und enthauptete ihn; er glaubte einen Befehl Gottes dazu in sich empfunden zu haben; um so fröhlicher kam er zu dem Gelage zurück.

Von allen Erscheinungen einer so ungeheuren Verirrung ist diese Vermischung von Frömmigkeit, Genußsucht und Blutdurst die widerwärtigste. In dem zur Gewalt gelangten Schwärmer bringen geistlicher Hochmut und ungezähmte Genußsucht, wilder Wahn und halbverstandene geschmeidige Lehre, Roheit und Schwung eine seltsame, man möchte sagen verzerrte Seelenmischung hervor, die als seelischer Naturausfluß merkwürdig ist.

Es war zu Münster ein Weib, das sich gerühmt, kein Mann werde sie bändigen können; eben dies hatte den Jan von Leyden gereizt, sie unter die Zahl seiner Weiber aufzunehmen. Aber nach einiger Zeit war sie seines Umganges überdrüssig und gab ihm seine Geschenke zurück. Der wiedertäuferische König hielt dies für das äußerste aller Verbrechen, führte sie selbst auf den Markt, enthauptete sie da und stieß den Leichnam mit den Füßen von sich. Hierauf stimmten seine übrigen Weiber das Lied an: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!"

Eine Friesländerin von Sneek, Hille Feike, die nach Münster gegangen, um, wie sie sagte, ihrer Seele Seligkeit bei dem Worte Gottes zu suchen, fühlte sich durch die Geschichte der Judith, die sie einst bei Tisch vorlesen hörte, angetrieben, diesem Beispiel nachzufolgen. Sie ging in der Tat hinaus, so gut wie möglich herausgeputzt, mit Schmuck, den man ihr aus der Kanzlei mitgegeben, und mit einigem Gelde versehen. Aber eben schon ihr ungewohnter Aufzug erregte Verdacht. Sie ward nicht bis zu dem Bischof gelassen, den sie durch ihre Reize zu fesseln und dann zu töten im Sinne gehabt hatte. In dem Verhör bekannte sie ihr Vorhaben und starb dafür.

3.

Man hätte erwarten sollen, nachdem eine durch alle Reichsabschiede so streng verpönte Meinung in einer bedeutenden Stadt zur Herrschaft gelangt und dadurch auch an so vielen Stellen zu neuem Leben erwacht war, das gesamte Reich werde sich in seiner Kraft erheben, um sich dieser jeden Stand bedrohenden Gefahr zu entledigen. Die Sache wurde demnach lange Zeit dem Bischof von Münster und dessen fürstlichen Freunden überlassen. Wir sahen schon, wie vor allem die Eifersucht auf Hessen und dann die eigene Gefahr Köln und Kleve bewogen, dem Bischof zu Hilfe zu kommen. Aber mit Menschen allein konnte der Bischof den Krieg nicht führen; er brauchte Geldmittel, die er aus seinem Lande nicht aufbringen konnte; unaufhörlich drang er auf Darlehen „einer tapferen Summe Geldes“. Zuerst dachte man, ihm 10 000 Gulden durch Bürgschaft zu verschaffen. Da sich dies aber entweder als untunlich oder doch ungenügend erwies, so ward auf einer neuen Zusammenkunft der münsterischen Räte mit den kölnischen und klevischen zu Neuß am 20. Juni der Beschluß gefaßt, daß von jedem Teile 20 000, zusammen 60 000 Goldgulden aufgebracht werden sollten, wobei sich aber der Bischof verpflichtete, den anderen beiden nach der Eroberung von Münster ihr Darlehen wiederzuerstatten, um alles vorzubereiten, was zum Sturme notwendig sei.

Am 30. August 1534 wagten es die versammelten Truppen, die Stadt zu stürmen. Allein hier war man auf das beste vorbereitet, sie zu empfangen. Ein Kern von tapferen Mannschaften stand auf

dem Markt, um unter der Führung des Königs immer derjenigen Stelle, die am meisten bedroht sein würde, zu Hilfe zu kommen. Andere waren hinter den Mauern ringsher in den Baumgärten aufgestellt. Die Hauptmacht erwartete unmittelbar auf den Wällen den Feind; zwischen den Männern standen Knaben und Frauen, jene mit Bogen und Pfeil, diese mit großen Kesseln, um darin, wie sie sagten, das Morgenessen für die Feinde zu kochen. Früh um fünf Uhr gab in dem Lager die große hessische Kartaune, genannt der Teufel, das Zeichen; gegen sechs verschiedene Stellen auf einmal setzten sich die Landsknechte in Bewegung. Es gelang ihnen wirklich, über die Gräben und Zäune zu kommen; dann legten sie die Leitern an; schon pflanzte der eine und der andere Fahnenträger sein Zeichen auf den Wällen auf. Man hatte sie aber eben darum ruhig kommen lassen, um sie in der Nähe um so sicherer zu verderben. Jetzt erst schlug das Geschütz in die dichtgescharten herandrängenden Haufen ein. Die Weiber warfen den Heraufklimmenden brennende Pechkränze um den Hals, oder sie gossen den Kalk, den sie in den Kesseln gekocht, glühend über sie hin. Der Sturm ward vollständig abgeschlagen, ohne daß es der Teilnahme der weiter zurück Aufgestellten bedurft hätte; die Einwohner hatten eine Schlagfertigkeit bewiesen, welche den Landsknechten den Mut zu einer Wiederholung ihres Anfalles benahm.

Der Fürst und seine beiden Verbündeten mußten sich begnügen, die Stadt mit Blockhäusern zu umgeben: schon viel, wenn sie die dazu nötigen Kosten aufbrachten. Für den Bischof bedurfte es dazu einer neuen Steuer. Notwendig wuchs nun aber durch einen glänzenden Sieg der Mut der Wiedertäufer. Im Oktober, nach jenem Abendmahle, wurde einigen Gläubigen aufgegeben, sich in die nächsten Städte zu verfügen und die Wunder auszubreiten, die bei ihnen geschehen seien. In derselben Stunde, in der ihnen dieser Befehl angekündigt worden, machten sie sich auf, ihn auszuführen. Sie fielen großenteils den bischöflichen Leuten in die Hände und büßten ihr Vorhaben mit dem Tod. Aber auch auf die Landsknechte selbst hoffte man zu wirken. Man warf Ausgaben des Buches von der Restitution in das Lager oder steckte sie auf langen Stangen in der Nähe der Blockhäuser auf. Denn keinen Augenblick ließ Johann

von Leyden seine weltumfassenden Pläne fallen, und, obgleich umlagert, war er doch nicht ganz ohne Aussicht.... Wir wissen, Johann von Leyden nahm die ganze Welt als Besitztum in Anspruch. Die benachbarten Reichsfürsten behandelte er als seinesgleichen. In einem Brief an Landgraf Philipp von Hessen redet er ihn „Lieber Lips" an, wie dessen vertraute fürstliche Waffenbrüder wohl zu tun pflegten. Er ersuchte ihn, die Bibel zur Hand zu nehmen und besonders die kleinen Propheten zu studieren; da werde er finden, „ob wir uns", sagt er, „selbst zum König aufgeworfen oder ob dies von Gott zu etwas anderem angeordnet ist".

Seine vornehmste Hoffnung war auf die Landsleute und Gleichgesinnten in den Niederlanden gerichtet. Johann verkündigte, daß sie, gegen 100000 Mann stark, kommen würden, ihn zu entsetzen und mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. In der Stadt sonderte man bereits diejenigen, welche mit ausziehen, von denen, welche zu Hause bleiben, Mauern und Wälle behaupten sollten. Die Frauen sollten an der Verteidigung regelmäßigen Anteil nehmen; sie wurden nach den Pforten verteilt; zuweilen schlug man Lärm, um zu sehen, ob sie nach ihren Sammelplätzen kommen würden. Die anderen wurden in fünf Fähnlein, in einem gewaltigen und einem verlorenen Haufen geordnet und auf dem Domhofe kriegerisch eingeübt. Nur die Vollkommensten sollten an dem Auszuge teilnehmen. Auch gegen dreihundert Frauen hatten sich dazu gemeldet; man wählte fünfzig von ihnen aus, welche, mit Hellebarden bewehrt, auf dem Domhof erschienen. Die Absicht war, so wie man Luft habe, sich zuerst des Stiftes Münster zu bemächtigen, dann der Stifte Osnabrück und Köln, dann des Herzogtums Kleve; von hier aus sollte die Welteroberung vorgenommen werden....

Unaufhörlich hatte der Prophet das Volk auf die Hilfe seiner Landsleute vertröstet, welche kein Schwert noch Tod, weder Wasser noch Feuer abhalten werde, durchzudringen, um ihren König zu sehen. Es war die große Wendung seines Schicksals, daß sich seine Prophezeiungen nicht bewährten. Denn indessen nahm auch die Belagerung eine ernstere Gestalt an. Die drei verbündeten Fürsten beschlossen, sich an die nächstgesessenen Kreise zu wenden und diese herbeizuziehen. Zuerst in Mainz auf einer Versammlung des kur-

rheinischen Kreises kam die Sache zur Sprache. Köln und Kleve berechneten ihre Kosten und forderten, wie eine Entschädigung dafür, so eine unmittelbare Teilnahme der übrigen Kreisstände. Am 27. Oktober traten auch die Stände des niederrheinisch-westfälischen Kreises im Predigerkloster zu Köln zusammen. Da eine allgemeine Zusammenkunft bereits in Aussicht gestellt war, so ersparten sie sich, eine beharrliche Hilfe zu beschließen. Aber um für eine eilende in jedem Augenblicke gerüstet zu sein, kamen sie überein, sich mit so viel Geld zu versehen, als ein monatlicher Anschlag für den letzten Türkenkrieg betragen habe.

Mittlerweile waren auch entferntere Stände, wie Sachsen und Hessen, herbeigezogen worden. Sächsische Räte kamen im Anfange des November mit den kölnischen und klevischen zu Essen, die hessischen bald darauf mit den Räten von Pfalz, Mainz, Trier und Würzburg zu Oberwesel zusammen. Was ihren Beratungen Nachdruck gab, war die Furcht, daß der Bischof etwa das Haus Burgund zu Hilfe rufen und dieses bei dieser Gelegenheit sich Münsters bemächtigen möchte, wie denn Maria in den Niederlanden von ihren Landständen schon Hilfe für Münster forderte. Da verpflichtete sich Sachsen, doch lieber selbst an den Kosten der Blockade gleichmäßig Anteil zu nehmen. Ehrgeizige Pläne waren auch hier im Spiele; doch trieb die gegenseitige Eifersucht einen jeden immer wieder in die gesetzlichen Schranken. Im Dezember kam jene in Mainz beschlossene Zusammenkunft der drei Kreise in Koblenz zustande. Sie ließen sich bereit finden, die Kosten der ferneren Blockade gemeinschaftlich zu tragen. Es sollten 3000 Mann vor Münster gehalten und zu dem Ende 15 000 Gulden monatlich aufgebracht werden. Ein Feldhauptmann, Graf Wirich von Dhaun, ward ernannt; vier Kriegsräte, von Köln, Trier, Kleve und Hessen, sollten ihm zur Seite stehen; das Kriegsvolk sollte den Kreisständen schwören.

Der Gang dieser Sache gibt so recht eigentlich das Wesen des deutschen Gemeinwesens zu erkennen. Nicht das Kaisertum setzte sich in Bewegung, um eine in offenbarem Aufruhr begriffene Stadt zu bezwingen, sondern der Fürst, dem sie gehörte und dessen nächste Nachbarn mußten es lange Zeit allein versuchen, bis die wachsende Gefahr immer weitere Bezirke und endlich die Gesamtheit, wiewohl

nicht ohne Widerspruch, herbeizog. Es war eines der ersten Reichsgeschäfte König Ferdinands[25]) nach seiner Anerkennung, daß er auf die Bitte der drei Kreise einging und auf den 4. April eine allgemeine Versammlung nach Worms ausschrieb.

Zwar erklärte sich nicht jedermann damit einverstanden. Der Kurfürst von Brandenburg z. B. behauptete, die drei Kreise seien allein imstande, den Wiedertäufern ein Ende zu machen, und weigerte sich, an allgemeinen Vorkehrungen zu diesem Zwecke teilzunehmen. Allein bei weitem die meisten Stände schickten doch ihre Abgeordneten. Der Beschluß ward gefaßt, 1¼ Monat der letzten Reichshilfe auf alle Stände des Reiches auszuschreiben. Der Ertrag, der sich hiervon erwarten ließ, war wohl nicht so ansehnlich, um eine bedeutende Vermehrung der Streitmacht ins Feld zu stellen. Der Vorteil bestand nur darin, daß man nunmehr sicher wurde, die Blockade bis zu einem entscheidenden Erfolge fortsetzen zu können. Der zu Koblenz aufgestellte Feldoberst ward von Reichs wegen bestätigt; nur sollten ihm statt jener vier von jetzt an sechs Räte zur Seite stehen; nach der Eroberung der Stadt sollte von Kaiser und Ständen über ihre Einrichtung verfügt werden.

Es wäre nun sehr überflüssig, die Taten dieses kleinen Heeres ausführlich zu erörtern. Die Hauptsache ist, daß die Blockhäuser durch Schanzen ringsum verbunden wurden, an denen die Landsknechte bei Tag und Nacht gut Wache hielten, so daß es gelang, der Stadt alle Zufuhr abzuschneiden und sie auszuhungern. Hier traten alsdann die Dinge in eine neue Entwicklung ein, welche ihr Wesen noch recht eigen in das Licht stellt. Jener Gedanke einer wirklichen Gleichheit und Gütergemeinschaft war doch nicht vollkommen ausgeführt worden. So oft auch die Diakonen die Häuser nach den verborgen gehaltenen Lebensmitteln durchsuchten, so gab es noch immer Leute, welche noch insgeheim für sich mahlen und backen ließen. Der König hatte reiche Vorräte an Wein und Leckereien. So waren auch seine Räte und Prediger, Hauptleute und Doppelsöldner ziemlich gut versehen. Der König gab ihnen auch Schmausereien, z. B. als er es nötig gefunden, an jeder Pforte einen Befehlshaber aufzustellen, dem er den herzoglichen Titel erteilte; aber indem die Partei, welche die Gewalt in Besitz genommen, sich noch gütlich tat, verschmachtete das

Volk. Die Armen erhielten noch eine Zeitlang Brot aus der Gemeinheit; bald hörte auch dies auf, und der Mangel nahm allmählich auf unerträgliche Weise überhand. Die Glaubensschwächeren begannen an dieser Sache zu zweifeln und verließen die Stadt. Das Lager wies sie anfangs zurück; wir finden, daß Frauen mit ihren Kindern, die nicht aufgenommen werden, sich an den Graben an das Staket setzen, wo ihnen dann mitleidige Landsknechte etwas zu essen hinausreichen; unmöglich aber konnte man ganze Haufen wieder in die Stadt treiben. Sie boten einen Anblick dar, der die gelehrten Zeitgenossen an Sagunt und Numantia erinnerte. Ueber dem nackten Gebeine gerunzelte Haut, ein Hals, der den Kopf kaum tragen konnte, spitze Lippen, dünne, durchsichtige Wangen, alle voll Gram über den ausgestandenen Hunger; mit Mühe hielten sie sich aufrecht. Allein viele waren doch auch entschlossen, wie der König sich ausdrückte, „nicht wieder nach Aegyptenland zurückzufliehen". Die Aufforderung des Feldhauptmannes wiesen sie noch im Anfange des Juni mit einer Art rechtgläubiger Entrüstung von sich. Zwar verhehlten sie sich nicht, daß sie vielleicht auch noch von den Füßen des letzten Danielschen Ungeheuers zerstampft werden würden; aber sie hielten an der Hoffnung fest, bald werde dieses nichtsdestominder von dem Eckstein zertrümmert und das Reich den Heiligen des Allerhöchsten übergeben werden. Sie sollen die Absicht gehegt haben, wenn alles verloren sei, die Stadt anzuzünden und sich den feindlichen Geschützen entgegenzustürzen.

Und vielleicht wäre es in der Tat so weit gekommen, hätten sich nicht unter den Ausgetretenen ein paar wohlunterrichtete Leute gefunden, welche den Belagerern die Beschaffenheit der Verteidigung auf das genaueste angaben und ihnen Mut machten, einen Versuch der Ueberraschung zu wagen. Wenn man nur nicht mit Wall und Geschütz zu kämpfen hatte, so konnte der Erfolg nicht zweifelhaft sein. Bei den ersten vorläufigen Besichtigungen fand man die Befestigungen fast unbewacht. Als den Landsknechten der Plan eröffnet und das Versprechen gegeben wurde, der Oberst samt Adel und Hauptleuten werde voran sein, zeigten sie sich willig; denn die Zeit währte ihnen auf ihrem Stroh in den Bollwerken auch lange. Es ist kein erfreulicher Anblick, den diese abenteuerlichen, gewaltsamen, zu Ver-

brechen fortgerissenen, jetzt ausgehungerten, zur Verzweiflung gebrachten, noch immer entflammten Schwarmgeister und dagegen die mühsam zusammengehaltenen, langsam und ohne Tatkraft vorschreitenden, erst als an dem Erfolge kein Zweifel sein kann, zu der entscheidenden Unternehmung entschlossenen Landknechtshaufen darstellen. Sie wären auch dann nicht dazu gebracht worden, hätte ihnen der Bischof nicht die Hälfte der Beute zugesagt. Zu besonders ruhmwürdigen Taten konnte es da nicht kommen. In der bestimmten Stunde, in der Johannisnacht, gingen ein paar hundert Landsknechte unter der Führung jener Uebergetretenen und mit ihrer Hilfe über den äußeren Graben und erstiegen mit ihren Leitern die Wälle, wo sie am niedrigsten waren. Sie kannten die Losung der Wiedertäufer, täuschten damit die Schildwächter und stießen sie dann nieder: so nahmen sie ein Bollwerk am Zwinger ein und drangen bis auf den Domhof; dann, ohne erst lange ihrer Kameraden zu warten, schrien sie „Lerman“ und rührten die Trommel. Die Wiedertäufer sprangen aus ihren Betten und sammelten sich zur Gegenwehr. Es gelang ihnen, die bereits eröffnete Pforte wieder zuzuschlagen; nur mit den Eingedrungenen, etwa vierhundert an der Zahl, unter dem einen der beiden Führer, Henning von der Straßen, hatten sie zu kämpfen. Eine Weile jagte man sich die Gassen auf und ab und schlug sich auf den Plätzen. Die Wiedertäufer fochten mit großer Erbitterung; Rottmann soll sich, um dem Hohne der Gefangenschaft nicht ausgesetzt zu werden, in das dichteste Gewühl gestürzt und so den Tod gefunden haben. Die Landsknechte erlitten noch einmal bedeutende Verluste; aber endlich auf dem Domhofe bekamen sie die Oberhand. Die Wiedertäufer hielten sich nur noch hinter einer Wagenburg auf dem Markte, die aber dem Könige keine rechte Sicherheit darbot, so daß er sich mit einem Teile seiner Getreuen nach seinem festeren Bollwerk, einem der verschanzten Tore, zurückzog. In dieser Stellung konnte er selbst noch unterhandeln; die Hauptleute der Landsknechte bewilligten ihm und den Seinen Gefangenschaft; die Bürger sollten in ihre Häuser gehen, bis der Bischof zur Stadt käme. Indem aber — es war bereits gegen Morgen — ward ein Tor von innen her geöffnet, durch welches nun der große Haufe der Belagerung eindrang. Es scheint, als habe sich noch ein Teil der Bürger hinter jener Wagen-

burg gehalten, denen man das Leben unter der Bedingung augenblicklicher Räumung zusagte. Gewiß hat man denen, welche noch die Waffen in der Hand hatten, Versprechungen gemacht; aber sie sind nur schlecht gehalten worden. Die durch ihre Verluste erbitterten Landsknechte stürzten den Abziehenden in die Häuser nach, man konnte ihrer Metzelei nur mit Mühe Einhalt tun, und auch dann ward den Hinrichtungen lediglich etwas mehr Form gegeben.... Alsbald wurde über den gefangenen König und seine Räte, Knipperdolling und Krechting, Gericht gehalten. Sie wurden sämtlich verurteilt, auf dem Markte von Münster mit glühenden Zangen gezwickt, um so vom Leben zum Tode gebracht zu werden.

Nr. 7. Die Schlacht bei Mühlberg (1547)[26].

Niemals vielleicht waren Heere, deren Kampf über ein großes Weltbelangen entscheiden sollte, an Kräften so ungleich. Der Kaiser hatte 17 000 Mann zu Fuß, 10 000 Mann zu Pferde. Durch die Anstrengungen des Feldzuges, die mancherlei Besatzungen, die Unternehmung nach dem Erzgebirge und nach Böhmen war dagegen das Heer, das Johann Friedrich[27]) unmittelbar bei sich hatte, auf 4000 Mann zu Fuß, 2000 Mann zu Pferde herabgebracht worden.

Der Kaiser betrat die sächsische Grenze ungefähr eben da, wo vor einem Jahre die Böhmen und Hussiten eingedrungen waren, am 13. April. Sein erstes Nachtlager nahm er zu Aadorf, das zweite zu Plauen; aus dem Voigtlande rückte er nach dem Osterlande vor, nach Altenburg, Colditz. Nirgends fand er Widerstand; fünfzehn sächsische Fähnlein wurden unterwegs aufgehoben. „Wo der Kaiser hinzieht," schreibt Ulrich Zasius[28]) aus seinem Lager, „gibt sich alles; nie hat man ein solches Vorrücken gesehen." Durch die Linie, die er beschrieb, schnitt er den Gegner zugleich von dessen thüringischem Hauptlande ab und ging ihm selber zu Leibe. Denn noch immer wartete Johann Friedrich in der Gegend von Meißen der böhmischen Hülfe, die man ihn hatte hoffen lassen. Welch eine andere Heeresmacht, die jetzt von den böhmischen Grenzen her gegen ihn vordrang!

Endlich mußte er erkennen, daß ihm nun doch nichts übrig bleibe, als sich nach seiner Festung Wittenberg zurückzuziehen. Aber schon war er in dem Nachteil, daß, indem er an dem rechten Ufer der Elbe hinabzog, die Feinde in denselben Gegenden an dem linken erschienen und nur hauptsächlich durch den Fluß von ihm getrennt waren.

Am 23. April gönnte sich der Kaiser, nachdem er zehn Tage unausgesetzt fortgezogen, einen Rasttag zwischen Oschatz und Lommatzsch auf einem schleinitzschen Gute, genannt zum Hof, an der Jahna, in einer Gegend, die schon einmal durch den Kampf zwischen Heinrich I. und den von den ungarischen Bewegungen ergriffenen Daleminziern in der deutschen Geschichte namhaft geworden. Noch war er der Meinung, die Brücke bei Meißen, welche Johann Friedrich abgebrochen hatte, wiederherzustellen und ihn dort zu suchen oder ihm nachzueilen. An der Jahna aber vernahm er, daß sich das sächsische Lager nicht mehr dort befinde. Johann Friedrich hatte eine Stellung bei Mühlberg genommen, die man von allen Seiten für fester hielt, als sie war. Er erwartete nichts anderes, als daß der Kaiser bei Meißen über den Fluß gehen und ihm Zeit lassen werde, sich zurückzuziehen. Er führte eine Schiffbrücke bei sich, um mit dem jenseitigen Ufer in Verbindung zu bleiben und der unter Thumshirn nach Böhmen gegangenen Schar, wenn sie etwa erscheinen sollte, den Uebergang zu erleichtern. Der Kaiser konnte aber nicht gemeint sein, dies zu erwarten oder auch nur zuzusehen, daß der Gegner zu seinen festen Plätzen gelange, was den Krieg jahrelang hätte hinausziehen können. Als man ihm sagte, daß es zwar schwer, aber nicht unmöglich sein werde, im Angesicht des Feindes den Fluß zu überschreiten, war er auf der Stelle entschlossen, es zu versuchen, entweder mit Hilfe der Brückenkähne, die er auf einer langen Reihe von Wagen mit sich führte, oder durch die Furten, von denen man ihm sagte. Jetzt hatte er den Feind, an den sich ein so großer Teil der Weltbewegung knüpfte, schwächer als je vor sich. Er war entschlossen, ihn nicht entkommen zu lassen. Noch am Abend brachen die Wagen auf; gegen Morgen erhob sich das ganze Lager.

Die ersten, die das Ufer erreichten, waren Herzog Moritz und der Herzog von Alba. Von einem Bauer, den sie überredet, auf seinem Kahn hinübergefahren, vernahmen sie mit Sicherheit, daß Johann

Friedrich noch selbst zugegen sei. Sein Fußvolk war schon im Aufbrechen begriffen; er wollte noch seine Sonntagsandacht abwarten, um ihm dann mit der Reiterei nachzufolgen. An dem Ufer standen einige Hakenschützen, um die Schiffbrücke zu verteidigen. Glücklicher, einladender konnten die Dinge nicht stehen. Eine bessere Gelegenheit, die Sache mit einem Schlage zu Ende zu bringen, ließ sich niemals erwarten. „Eilends und übereilends“, sagt der Bericht eines Anwesenden, „zog der Kaiser herbei.“

Die spanischen Hakenschützen des Vortrabs eröffneten Kampf gegen die Mannschaften, welche die Schiffbrücke verteidigen sollten. Unter dem schützenden Feuer der Büchsen schwammen acht Spanier, rasch entkleidet, zwei von ihnen ihre Säbel im Munde, auf die Schiffbrücke zu, erstiegen sie und brachten sie in ihre Gewalt. Die Leute Johann Friedrichs, die eben beschäftigt gewesen, sie aufzulösen, machten einen vergeblichen Versuch, sie wenigstens in Brand zu stecken. Schon setzten auch einige Husaren durch den Fluß und zeigten sich auf dem jenseitigen Ufer. Die kurfürstlichen Reiter, bereits im Abzug begriffen, kehrten noch einmal um, und es schien, als würden sie sich zu einer andauernden Verteidigung des Ufers aufstellen. Das war jedoch nicht der Auftrag, den sie erhalten hatten. Ihr Herr war indessen, nachdem er die Predigt gehört und sein Frühmahl eingenommen, dem vorangegangenen Fußvolke nachgezogen. Das taten sie auch: sie sahen in den herübergekommenen Leuten die Begleitung des Herzogs Moritz, die ihnen nicht sehr gefährlich vorkamen. Sowie sie aber den Rücken wandten, erschien der Kaiser mit aller seiner Macht.

Der Kaiser, dessen Ehrgeiz es war, Raschheit und Bedachtsamkeit zu verbinden, trug Bedenken, den Uebergang unverzüglich zu befehlen; denn man werde, wenn der Kurfürst plötzlich umkehre, die Hinübergegangenen zurückwerfen, und der Schimpf würde auf ihn zurückfallen, da diese Unternehmung sein eigenstes Werk sei. Er ließ erst an der Schiffbrücke arbeiten, um Geschütze und Fußvolk an der Hand zu haben. Nach einiger Zeit aber überzeugte er sich, daß von den Abziehenden keine Umkehr zu befürchten sei und ein längerer Verzug dem Feinde zustatten kommen dürfte. Er gab daher den erforderlichen Befehl. Er hatte bereits über den dichten Nebel zu klagen angefangen, der an diesem Morgen Fluß und Feld bedeckte, der ihn hier-

her verfolge wie dort an der Donau. Jetzt aber hob er sich, und man erblickte die Elbe. Die klassisch gebildeten Italiener und Spanier begrüßten den Fluß, den die Römer nur nennen gehört und kaum jemals gesehen. Ihr Führer kam ihnen wie einer jener römischen Kaiser vor, die am tiefsten in Deutschland eingedrungen. Die Furt zeigte sich sehr brauchbar, von festem Boden: sieben Pferde nebeneinander konnten sie hindurchjagen; das Wasser reichte den Reitern bis an den Sattel. Zuerst setzten Alba und Moritz über den Fluß, dann die übrigen leichten Pferde, ungefähr 4000, mit 500 Hakenschützen, die den Reitern hinten aufstiegen; dann Ferdinand, endlich der Kaiser. Die Protestanten hatten den Kaiser, der in der Pein der Krankheit ins Feld gegangen war und noch in Nürnberg ungern jemanden vor sich ließ, beinahe als einen Verstorbenen betrachtet: wie ein einbalsamierter Leichnam, wie ein Gespenst rückte er gegen sie an; aber sie kannten diese kranke, schwächliche, scheinbar verkommende Natur nicht, die sich dann mit einem Male wieder in aller ursprünglichen Tatkraft erhob und das Ziel, das sie vor sich sah, unaufhaltsam verfolgte. Im Felde war der Kaiser gesund und munter: täglich stand er früh um vier Uhr auf; auch heute erschien er, noch einmal sehr ritterlich anzusehen, ganz in blanken Waffen, mit dem roten, goldgestreiften burgundischen Feldzeichen, begierig, sich zu rächen, und des Sieges im voraus gewiß.

Während nun unter seinen Augen die Schiffbrücke vollendet wurde und die schwere Reiterei sowie das Fußvolk in aller Ordnung über den Fluß ging, eilten Alba und Moritz dem sich zurückziehenden Feinde nach. Die leichten italienischen Pferde und die Husaren hatten ihn bald erreicht. Die Husaren mit ihren spitzen bunten Schilden und überaus langen Speeren, die sie beide mit großer Behendigkeit zu gebrauchen wußten, versetzten den Krieg, wie er an den türkischen Grenzen geführt ward, jetzt in das Elbtal. Sie rissen das Hofgesinde des Herzogs Moritz stürmisch mit sich fort. Wohl sehr möglich, daß ihnen Johann Friedrich mit seinen ausgerasteten Pferden und mit einem Geschütz, welches zahlreich genug gewesen wäre, um einen kleinen Anfall abzuwehren, entgehen, wenn es ihm ernst war, noch am Abend Wittenberg hätte erreichen können. Auch ward ihm das vorgeschlagen. Es ist so recht ein Zeichen seiner ehrlichen Gewissenhaftig-

keit, daß er es nicht tat. „Wo sollte", sagte er, „mein getreues Fußvolk bleiben?" Es schien ihm billig, diejenigen, die für ihn fochten, auch seinerseits nicht zu verlassen. Nachdem er schon ein paarmal sich umgekehrt und die Anfälle des Feindes zurückgewiesen hatte, sah er sich endlich genötigt, in der Nähe von Coßdorf haltzumachen. Seine Meinung war keineswegs, daß es zur Schlacht kommen würde. Er dachte nur, die beschwerlichen Truppen seines Vetters — denn nur von diesem glaubte er verfolgt zu sein — zurückzuweisen, wie an der Donau mancher ähnlicher Ueberfall bestanden worden, und dann in der Nacht ruhig weiterzuziehen.

Allein die Stunde war gekommen, die über sein Schicksal entscheiden sollte. Noch einmal ließ Alba, wie er nun sah, daß der Feind zum Stehen gebracht worden, bei dem Kaiser anfragen, ob er zu ernstlichem Angriff schreiten sollte. Der Kaiser antwortete, den günstigen Augenblick dafür dürfe man nie versäumen, und eilte, wie er dem Herzog Moritz am Morgen versprochen, mit seinem Gewalthaufen vorwärts, um womöglich selber dabei zu sein. Johann Friedrich hatte seine Mannschaften an einer Waldspitze aufgestellt, das Fußvolk mit einigem Feldgeschütz in der Mitte, die Reiterei in fünf verschiedenen kleinen Haufen vorwärts und rückwärts jenem auf beiden Seiten.

Es war am 24. April, eines Sonntagsnachmittags um vier Uhr, daß die kaiserlichen Reitergeschwader der Vorhut, ungefähr 2200 Mann stark, unter dem Feldgeschrei „Hispania und das Reich", das sie in verschiedenen Sprachen riefen, auf die Schlachtordnung losgingen, die Johann Friedrich umgab. Das Feuern der kurfürstlichen Truppen wirkte wenig; indessen würden sie wohl standgehalten haben, wäre nicht in diesem Augenblick in der Ferne der Gewalthaufen des Kaisers sichtbar geworden. Nun erst sahen sie, mit wem sie zu tun hatten, daß sie, wenn sie auch jetzt sich hielten, doch gegen die Nachkommenden verloren waren. Die neuere Kriegsgeschichte zeigt in verschiedenen Beispielen, wie gefährlich es ist, sich an eine Oertlichkeit zu lehnen, die man nicht beherrscht. Ohne Schwierigkeit drangen die Husaren in das Gehölz vor, das der Aufstellung zum Rückhalt hatte dienen sollen. Zuerst geriet die Reiterei in Verwirrung: vergebens war alles Zurufen Johann Friedrichs, sie sprengte in wilder

Flucht auseinander. Da warfen auch die Fußvölker die Gewehre weg und suchten ihr Heil in der Flucht. Es war keine Schlacht, sondern ein Ansprengen auf der einen, ein Auseinanderstieben auf der anderen Seite; in einem Augenblicke war alles vollendet. Johann Friedrich, ganz allein gelassen, sah sich plötzlich selbst im Holz mit einem Husaren gleichsam im Zweikampf. Er wehrte sich männlich, und schon meinte der Husar ihn entleiben zu müssen, als ein Edelmann vom Hofgesinde des Herzogs Moritz, Thilo von Trotha, herbeikam. Nur einem Deutschen wollte der Fürst seine Ehre verpfänden; dem Husaren überließ er seinen Dolch und sein Schwert, dem Deutschen gab er seinen Ring.

Während nun die Zersprengten verfolgt wurden — die Reiter setzten sich dann und wann noch zur Wehr; aber das Fußvolk ward ohne Erbarmen niedergemetzelt; bis jenseit der Heide sah man die Leichen —, ward der gefangene Fürst nach dem kaiserlichen Heerhaufen abgeführt. Vor einer Stunde hatte er sich noch als ein Oberhaupt des deutschen Protestantismus mit aller Hoffnung des Widerstandes, als eins der wichtigsten Glieder der großen europäischen Gegnerschaft betrachten können, und wenigstens als einen Vorfechter göttlichen Wortes hatte er sich gefühlt; jetzt war er gefangen! „Nun bin ich hier," sagte er, „nun erbarme Dich mein, Du getreuer Gott!"

Der Kaiser sah ihn von ferne kommen; er erkannte den friesischen Hengst, den Johann Friedrich vor drei Jahren in Speyer geritten, an jenem Reichstage, an welchem sich die Protestanten unter seiner Leitung die verhaßtesten Zugeständnisse[29]) erzwungen. Johann Friedrich wollte absteigen, der Kaiser winkte ihm, er möge sitzen bleiben. Es war ihm genug, daß er ihn sah, mit Blut bespritzt, den Kopf geneigt, mit dem Ausdruck der Demut. „Erkennt Ihr mich nun", rief er ihm entgegen, „für einen römischen Kaiser?" — „Ich bin", antwortete der Kurfürst, „auf diesen Tag ein armer Gefangener; Kaiserliche Majestät wolle sich gegen mich als einen geborenen Fürsten halten." — „Ich will mich so gegen euch halten," erwiderte der Kaiser, „wie ihr euch gegen mich gehalten." — „Ihr suchtet", fiel König Ferdinand ein, gleich als habe er erklären wollen, wie dies zu verstehen sei, „mich und meine Kinder von Land und Leuten zu verjagen. Ihr seid mir ein feiner Mann!" Wie weidete der Bischof von Hildesheim,

der in vollen Waffen durch die Elbe gegangen — im Namen der deutschen Bischöfe, wie er sagte, die von dem Ketzer in so große Gefahr gesetzt worden —, bei dem Anblick des gefangenen Ebers seine Augen! So bezeichnet er ihn selbst; er sagt, er wolle nicht ein paar hundert Dukaten dafür nehmen, nicht dabei gewesen zu sein. Am späten Abend erst kam Herzog Moritz zurück. Er hatte an diesem Tage mehr als zwanzig Stunden zu Pferde gesessen. Bei der Verfolgung hatte ein feindlicher Reiter, plötzlich umkehrend, eine Feuerbüchse gegen ihn abgedrückt, die zu seinem Glücke nicht losging. Noch mit einem anderen war er handgemein geworden, da hatte ihn ein Edelmann seiner Umgebung gerettet. Für alle diese Anstrengung und Gefahr fand er nun bei seiner Rückkehr den Stammesvetter gefangen; nun erst konnte er sich als Kurfürst betrachten. Der Hader der beiden Linien hatte einen Teil der großen Weltbewegungen gebildet; deren Erfolge entschieden ihn.

Nr. 8. Moritz von Sachsen (1541—1553)[30].

Seinen alten Vater[31]) hat Moritz durch eine allzufrühe, ohne dessen Einwilligung vollzogene Vermählung höchst unglücklich gemacht, so daß man fürchtete, dieser möchte „aus solch hohem gefaßten Harm an seinem Leben Schaden nehmen“. Und diese seine junge Gemahlin hat dann doch wohl auch die Klage geführt, er habe die Wildschweinjagd lieber als ihre Gesellschaft.

Wir kennen die Verdienste Johann Friedrichs um Heinrich den Frommen, und wie er dann bei dessen Tode dafür sorgte, daß die Lande ungeteilt an Moritz gelangten[32]). Dem zum Trotz, und zwar wohl deshalb, weil man es ihn ein wenig fühlen ließ, konnte ihn Moritz nicht leiden, wie er sich gröblich ausdrückte, „den dicken Hoffahrt“. Wie lange hätte es dauern können, besonders bei der Leibesbeschaffenheit Johann Friedrichs, die ihm kein langes Leben verhieß, so hätte Moritz mit seinem Schwiegervater die Leitung der evangelischen Angelegenheiten in die Hände bekommen. Allein ihn zogen beiweitem mehr die gegenwärtigen Vorteile an, die ihm der Kaiser

anbot; er gewann es über sich, von der ganzen staatlich-kirchlichen Gruppe abzufallen, der er angehörte[33]). Es hielt ihn nicht zurück, daß sein Schwiegervater in denselben Zusammenbruch gezogen ward, den er dem Vater bereitete. Von persönlicher Anhänglichkeit oder ehrlichem Gefühle ist bei ihm nicht die Rede. Im Jahre 1546 lagen die Dinge so, daß er von Johann Friedrich, von dem er sich persönlich betrogen fühlte, abfiel. Im Jahre 1550 war ihm die Machtfülle des Kaisers unerträglich geworden — er konnte ihm die Sache des Landgrafen nicht verzeihen —[34]); es lag in seiner Natur, lange zurückzuhalten, um zu verhehlen: plötzlich brach er los.

Ist es nun aber nicht der gewöhnliche Lauf der Dinge, daß derjenige, der einem Dritten zugunsten die Treue brach, sie auch diesem nicht hält? Zur Entschuldigung von Moritz ist von jeher viel gesagt worden und läßt sich wirklich mancherlei sagen. Gewiß aber hatte er durch sein bisheriges Verhalten nicht zu der Meinung berechtigt, als werde er sich durch Rücksicht auf empfangene Wohltaten abhalten lassen, dasjenige zu tun, wozu ein Vorteil ihn einlud. Hatte der Kaiser ihm die Kur gegeben, so hatte er sie sich durch Hilfe in entscheidendem gefährlichen Augenblicke verdient. Besonderen Dank meinte er ihm nicht schuldig zu sein. Wenn man sein tägliches Tun und Lassen ansah, so meinte man wohl, nur das Vergnügen des Tages habe Reiz für ihn: die Wildbahn in den dichten Gehölzen von Radeburg und Lohmen und in dem erweiterten Dresdener Forst oder die Freuden der Fastnacht, die Ritterspiele, in denen er — denn er war sehr stark und gewandt — gewöhnlich das Beste tat, oder das lustige Leben auf den Reichstagen und die sich daran anknüpfenden Besuche an fremden Höfen, wo er gern mit schönen Frauen Kundschaft machte, oder die Trinkgelage, bei denen er auch den meisten zuvortat. Kaiser Karl glaubte, der vermöge am meisten bei ihm, wer ihm darin Vorschub tue.

Allein hinter diesem leichtfertigen Wesen barg sich ein tiefer Ernst. Der männliche Mut, den er vor dem Feinde bewies und der ihm früh einen Namen machte, zeigte zuerst, daß er kein gewöhnlicher Mensch war. Dann aber muß man ihn in seinem Lande beobachten, wie er das ganze Regierungswesen umbildet und ihm in dem Mittelpunkt eine stärkere Haltung gibt, wie er die großen Lehnsleute, die Anspruch auf Reichsunmittelbarkeit machen, den Ordnungen des

„beraînten und bezirkten" Staatsgebietes, das keine Ausnahme zuläßt, unterwirft, dafür sorgt, daß die Untertanen Recht und Frieden und eine gewisse Gleichheit der Behandlung genießen, wie er ferner die Ordnung der Schulen gründet, die diesem Lande eine so eigentümliche, alle Klassen durchdringende Bildung verschafft hat. Er zeigt eine sehr bemerkenswürdige Gabe sowohl für das Ergreifen staatsbürgerlicher Gedanken als für ihre Ausführung. Er bekümmert sich um das Kleinste wie das Große. Aus dem Feldlager fragt er seine Gemahlin, wie es in ihrem Vorwerk stehe; er schilt darüber, daß man den Knaben in seiner neuen Landesschule zu Pforta brandiges, trübes Bier zu trinken gebe. In der Regel hielt er sich leutselig. Zwar geriet er leicht in Zorn, man bemerkte aber, daß er den Beleidigten dann wieder durch irgend einen Gnadenbeweis zu fesseln suche. Die geistliche Richtung seines Jahrhunderts hatte auf ihn, soviel ich sehe, weniger beherrschenden Einfluß als vielleicht auf irgend einen anderen fürstlichen Zeitgenossen. In seinen Briefen gedenkt er des allmächtigen Gottes, des gerechten Gottes, der alles wohl machen werde, tiefer geht er nicht. Er scherzt wohl selbst darüber, daß er wenig bete. Allgemeine große Gedanken von weltgestaltendem Inhalt, wie sie der Kaiser hegte, finde ich nicht in ihm. Desto schärfer aber faßte er das Näherliegende, bringe es nun Gefahr oder Vorteil, ins Auge; unaufhörlich arbeitet seine Seele an geheimen Plänen. Er ist dafür bekannt, daß er verschwiegen ist: er sagt einmal selbst, man wisse, daß ihm der Schnabel nicht lang gewachsen, es wäre denn, indem er dies schreibe. Geht er ja mit seinen Gedanken heraus, so fängt er wohl damit an, das Entgegengesetzte von dem, was er wünscht, vorzuschlagen, z. B. im Gespräch mit dem Markgrafen[35]) die Befreiung seines Vetters Johann Friedrich, an der ihm nichts liegt, nur damit dieser selbst die Befreiung des Landgrafen zur Sprache bringe, die er zu bewirken wünscht. Auf Briefe gibt er nicht viel: „ein Gespräch ist besser als viel beschriebenes Papier". Niemals hat er große Eile; ein paar Monate mehr kümmern ihn wenig, wenn die Sache nur gründlich vorbereitet wird und verborgen bleibt. Seine Räte beklagten sich nicht mit Unrecht, daß unter Johann Friedrich selbst im Felde die Kanzleien regelmäßiger besorgt, besser berücksichtigt worden seien als unter Moritz. Das machte: Johann Friedrich hatte in der Regelmäßigkeit

der Handlung wirklich den Inbegriff der Geschäfte gesehen. Moritz dagegen trieb das Wichtigste geheim, mit einem oder dem anderen vertrauten Schreiber, während die übrigen Räte, die auch in seinem Vertrauen zu sein glaubten und es bis auf einen gewissen Grad waren, in ihrem einmal eingeschlagenen Gange blieben, ohne eine Ahnung von den Dingen zu haben, die ihr Herr eigentlich im Schilde führte. Wichtige Briefschaften auch nur etwa durch Zufall in ihre Hände kommen zu lassen, hütete er sich sorgfältig. Er schickt sie an seine Gemahlin, die sie in ihrer Truhe wohlversiegelt aufbewahren soll; sie kannte ihn genug, um sich nicht daran zu vergreifen. Es gibt eine Art zweckdienlicher Zweizüngigkeit, in der er so weit als möglich ging. Im Februar 1551 hatte er sich verpflichtet, die allgemeine Kirchenversammlung nicht anzuerkennen, und war entschlossen dazu; im Februar 1552 war der gute Melanchthon noch unterwegs in keiner anderen Meinung, als er werde sich nach Trient verfügen müssen.

Damals nun hatte Moritz eine ganz entschiedene Richtung zum Bündnis mit den Franzosen und gegen den Kaiser genommen, er war nicht der Meinung, vor einer Forderung, die Frankreich machen konnte, zurückzuweichen, woferne sie nur nicht dem Zwecke selber entgegenlief.... Ein großer Schlag, gut vorbereitet und plötzlich mit aller Kraft geführt, das war seine Staatskunst. In seinen Briefen findet sich nicht der Schatten eines Bedenkens über die Rechtmäßigkeit seines Verfahrens. Eher blickt ein gewisses Vergnügen durch, daß er ihn angreifen wird und vielleicht niederwerfen, den alten Sieger, der sie alle im Zaum hält. Und so entschloß er sich, wozu man auch auf der Seite der Landgrafen sehr geneigt war, von jenen Forderungen des Königs von Frankreich [36]) die erste anzunehmen. Er willigte damit nicht in eine Losreißung der drei Städte vom Reiche, dessen Rechte er vielmehr ausdrücklich vorbehielt; der König sollte sie besetzen und innebehalten, aber nur als Reichsverweser, wozu man ihn befördern wolle. Das Unvaterländische dieses Zugeständnisses entschuldigt man damit, daß auch der Kaiser, der sich bereits Cambrais, Utrechts und Lüttichs bemächtigt habe, ähnliche Absichten auf die drei übrigen Städte hege, wodurch sie dann auch dem Reiche wenigstens nicht minder entfremdet würden. Dazu aber, dem König den Schutz über die geistlichen Fürstentümer anzuvertrauen, ließ Moritz sich nicht bewegen.

Seinerseits erkannte der König die Erwerbungen an, welche Moritz im letzten Kriege gemacht, und versprach nach einigem Hin- und Herhandeln über den Geldbetrag auf die Dauer des Krieges monatlich 60 000 Taler, für die drei Monate aber, die bis zu seinem Beginn verlaufen sein würden, 240 000 zu zahlen, die denn zur Vorbereitung des Unternehmens unentbehrlich waren.... Nachdem alle Schwierigkeiten vollends beseitigt, unterzeichnete und beschwor der König den Bund am 15. Januar auf dem Jagdschlosse Chambard in Gegenwart des Markgrafen (Albrecht von Brandenburg-Kulmbach). Der Markgraf beschwor ihn im Namen der deutschen Fürsten.

So geschah es nun doch, was zu verhüten Karl V. seit seiner Wahl so viele ängstliche Sorge getragen: deutsche Fürsten vereinigen sich mit dem Könige von Frankreich, und zwar in der entschiedensten Feindseligkeit gegen ihn, zu einem großen Kriege, zu offenem Angriff. ... Des Kurfürsten Moritz Tun und Lassen ist für das Schicksal des Protestantismus entscheidend gewesen. Sein Abfall von der ergriffenen Ordnung brachte es dem Verderben nahe; sein Abfall von dem Kaiser stellte die Freiheit wieder her [37]).

Nr. 9. Kriegszug des Kurfürsten Moritz von Sachsen gegen Karl V. 1552 [38]).

Indem diese Bewegungen [39]) sich erheben, suchen unsere Augen unwillkürlich den Kaiser, gegen den sie gerichtet sind. Er war noch in Innsbruck, mit seinem auf die Kirchenversammlung und die Zukunft seines Hauses gerichteten Entwürfen auf eine Weise beschäftigt, daß er für nichts anderes Sinn zu haben schien. Eben in dieser Zeit meinte er, der Kirchenversammlung zu Trient die Richtung zu geben, welche er ihr von jeher zu geben beabsichtigt hatte; er hoffte außer den drei Kurfürsten an der Kirchenversammlung auch die drei anderen in kurzem in seiner Nähe anlangen zu sehen, um die Erbfolgesache [40]) mit ihnen zu Ende zu bringen. Soeben war ein neuer Versuch auf König Maximilian gemacht worden. Indem er diese auf Kirche und Reich und auf die Zukunft seines Hauses gerichteten Absichten verfolgte und nur soviel, als unbedingt notwendig war, dafür tat, um

den Feindseligkeiten der Franzosen, die er in den Niederlanden und in Italien erwartete, daselbst zu begegnen, bemerkte er nicht, was in Deutschland gegen ihn vorbereitet ward. Es fehlte ihm nicht an Warnungen. Sogar der französische Gesandte hat dem Hof einmal von einer Verschwörung gesagt, von der er höre, wahrscheinlich nur, um ihn auf eine falsche Spur zu leiten, die dann Arras[41]) verfolgte, natürlich ohne etwas zu entdecken. Vielen anderen war die Verbindung der Franzosen mit Moritz kein Geheimnis mehr. In dem Bericht eines venezianischen Gesandten ist ihrer schon im Jahre 1550, unmittelbar nachdem sie begonnen hatte, und, wie wir aus den Eilberichten Marillacs[42]) sehen, auch ganz richtig gedacht worden. Gegen Ausgang 1551 war es ein ganz allgemeines Gerücht, das die kleinsten Höfe oder Landesverwaltungen kannten. Auf den Kaiser machte es keinen Eindruck; er antwortete, man müsse sich nicht von jedem Winde bewegen lassen. Gab ihm doch Schwendi[43]) fortwährend über die Stimmung und Absichten des Kurfürsten ganz günstigen Bericht: einer von dessen vornehmsten Räten, Franz Kram, erschien in Innsbruck und meldete, sein Herr werde unverzüglich nachkommen. Und hatte er nicht seine Geschäftsträger nach Trient, seine Gottesgelahrten auf den Weg dahin geschickt? In Rosenheim am Inn hielten sich zwei sächsische Räte auf in der festen Meinung, ihren Herrn, der auch wirklich eine Strecke in entsprechender Richtung vorwärts reiste, zu erwarten. Der Kaiser hielt für gewiß, der Kurfürst werde kommen; hätte er etwas anderes im Sinne, das wäre von einem deutschen Fürsten nie erhört. Noch am 28. Februar schrieb er dem Kurfürsten von Brandenburg, er versehe sich zu Moritz alles Gehorsams, guten und geneigten Willens. Aber einen größeren Meister in der Verstellung hat es wohl kaum je gegeben, als Moritz war. Keiner von seinen alten Räten, Carlowitz so wenig wie die anderen, hatten Kunde von seinen Entwürfen. Noch von Schweinfurt aus, am 27. März, hatte er die Bitte um die Loslassung des Landgrafen erneuert unter dem Vorgeben, daß er sich sonst in das Gefängnis der Kinder jenes einstellen müsse. Und doch vereinigte er in diesem Augenblicke schon sein Heer mit dem Kriegshaufen eben dieser jungen Landgrafen, durch alle denkbaren Verträge gebunden, dem Kaiser selber zu Leibe zu gehen!

Der Kaiser glaubte wohl, als die Sache ernster ward [44]), es sei auf nichts Anderes abgesehen als eben auf die Befreiung des Landgrafen. Er ließ ganz trotzig vernehmen, er werde dessen Leib in zwei Teile zerlegen und jeden davon einer der Parteien, die ihn zwingen wollten, entgegenschicken. Allein die Ausschreiben der verbündeten Fürsten [45]), die in einem Augenblick durch Deutschland flogen, belehrten ihn bald eines anderen. Nicht allein von dieser Befreiung war darin die Rede, sondern eine ganze Reihe von Beschwerden geistlicher und weltlicher Natur war darin namhaft gemacht: der Ueberdrang, der mit der allgemeinen Kirchenversammlung geschehe; die Art und Weise, wie man auf den Reichstagen eine künstliche Mehrheit hervorbringe, welche alles zugebe, unter anderem eine Schatzung nach der anderen, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande; die Anwesenheit fremder Truppen im Reiche, während den Deutschen selbst verboten werde, auswärtige Kriegsdienste zu nehmen; der Hohn, mit welchem nach dem Kriege Gehorsame und Ungehorsame behandelt worden; die Entfremdung des Reichssiegels; die eigenmächtige Aenderung städtischer Räte. Würden sie, die Zeitgenossen, das dulden, so würden sie dafür von den Nachkommen als Verräter der mit so vielem Blut erworbenen Freiheit unter die Erde verflucht werden. Albrecht von Brandenburg verwahrte sich dagegen, nicht der Person des Kaisers gelte sein Unternehmen, sondern er fechte nur gegen das, was dem heiligen Reiche zuwider geschehe. Was ihr Sinn war, drückte Moritz in einem seiner freien Briefe bündig unumwunden aus: sie wollen den Pfaffen und den Spaniern nicht unter dem Fuße liegen. Da leuchtete nun wohl ein, daß es auf einen Umsturz der ganzen kaiserlichen Herrschaft, wie es in und nach dem schmalkaldischen Kriege eingerichtet worden, abgesehen sei. Noch einmal erhob sich die ungebändigte Freiheit des alten Deutschland gegen die Ordnung und Gewalt, welche der Sieger gegründet hatte und zu gründen im Begriffe war. Und zwar standen diejenigen an der Spitze, die früher von ihren Glaubensgenossen abgefallen, deren Niederlage befördert, die Partei des Kaisers gehalten hatten, die Mächtigsten und Kriegsgeübtesten. Die kirchlichen Abneigungen, die durch alle die bisherigen offenen oder mittelbaren Angriffe und durch die Bedrohungen der allgemeinen Kirchenversammlung angeregt worden, gaben ihrem Unter-

nehmen eine feste fromme Grundlage und kamen ihnen auf das mächtigste zu Hülfe.

Und wenn nun der Kaiser gegen diese Erhebung des protestantischen Teiles Unterstützung von den Katholischen erwartete, so sah er sich auch darin getäuscht. Er wendete sich zunächst an die geistlichen Kurfürsten, die unter diesen Umständen Trient zu verlassen eilten. Der Kurfürst von Trier antwortete, er werde sich immer als ein gehorsamer Reichsfürst bewähren; um aber zu wissen, was er in diesem Falle tun solle, müsse er erst mit seinen Räten besprechen. So erklärte sich auch Köln; Mainz machte sogar auf Hülfeleistung Ansprüche. Und nicht bereitwilliger ließen sich die ältesten Verbündeten und nahen Verwandten vernehmen. Herzog Albrecht[46]) versicherte seine Ergebenheit auch aus diesem Grunde außer der allgemeinen Pflicht; allein er gab zu bedenken, welcher Gefahr er sich aussetze, wenn er sich jetzt ohne Verzug auf die Seite des Kaisers schlage. Schon früher hatte man sich am kaiserlichen Hofe beklagt, daß Ferdinand den Versuch, zur Abdankung des von Magdeburg abgezogenen Heeres eine Anleihe aufzubringen, nicht mit seinem Ansehen unterstützen wollte. Fast feierlich forderte ihn jetzt der Kaiser auf, ihm zu sagen, was er als sein Bruder und römischer König aus den Mitteln seiner Länder in dieser gemeinschaftlichen Gefahr bei ihm zu leisten gedenke. Der König antwortete, er brauche alle seine Kräfte wider die Türken in Ungarn. Statt der Unterstützung kam dem Kaiser vielmehr von dieser Seite eine Forderung zu. Seine Tochter Maria, Gemahlin Maximilians, ersuchte ihn in diesem Augenblick um 300 000 Dukaten ihrer Aussteuer, wovon sie sich eine guten Gewinn abwerfende Besitzung in Ungarn kaufen wolle. Der Kaiser war sehr geneigt, diese Bitte den Einflüsterungen ihres ihm im Herzen feindlichen Gemahls zuzuschreiben. Er meinte fast, es sei eine allgemeine Verschwörung gegen ihn im Werke. Die Weinkellerhäuser in Augsburg, an die er sich wandte, verweigerten ihm ihre Unterstützung, so günstig auch die Bedingungen waren, die er ihnen vorschlug.

Wie war dem alten Sieger und Herrscher da zumute, als sich in demselben Augenblicke alle Feinde erhoben und alle Mittel versagten! Einst hatte es in seiner Wahl gestanden, an der Spitze des deutschen Volkes, mit Begünstigung des reformatorischen Teils laut der Reichs-

schlüsse von 1544, seine Macht gegen die auswärtigen Feinde zu richten wie die Franzosen, welche besonders durch deutsche Unterstützung früher in Italien besiegt[47]) und damals in ihrer Heimat zum Frieden genötigt worden, so hauptsächlich gegen die Türken, was in jener Zeit den größten Belang hatte und der allgemeine Wunsch war. Dann hätte er das Kaisertum in dem Sinne, wie es ihm bei seinen Zügen nach Afrika vorschwebte[48]), entwickeln können. Freilich hätte er z. B. Philipp von Hessen nicht als Feind, sondern als Mitstreiter behandeln, die Einheit der abendländischen Christenheit nicht in die Gleichförmigkeit des Bekenntnisses setzen müssen. Dafür wäre es ihm aber, solange die Türken sich noch nicht in Ungarn befestigt hatten, vielleicht möglich gewesen, zugleich dieses Land zu befreien und den Trieb der Gesittung und Ausbreitung, der in den Deutschen lebte, nach der mittleren Donau, dem südöstlichen Europa hinzuleiten. Aber er schlug einen entgegengesetzten Weg ein. Er traf eine Abkunft mit den Türken, die ihnen Zeit ließ, sich in den eingenommenen Landschaften zu befestigen, mit dem Werke der Barbarisierung fortzuschreiten, und nahm sich vor, in den Streitigkeiten des Glaubens und des Gottesdienstes, welche die Jahrhunderte nicht haben beseitigen können, beiden Parteien Maß zu geben, er, von seinem staatsmännischen Standpunkte aus. Nun konnte aber die natürliche Feindseligkeit gegen die Türken doch nicht auf die Länge beseitigt werden; im Jahre 1551 brach sie wieder in volle Flammen aus. Ueberhaupt wurde die kaiserliche Staatskunst nach dem Tode des älteren Granvella (1550) nicht geschickt genug nach den friedlichen Gesichtspunkten hingeleitet. In demselben Augenblicke erhob sich die wetteifernde Macht von Frankreich, die man unbekümmert ihrer anderen Gegner hatte Herr werden lassen, zu den alten Bestrebungen. Und indes war doch das Ziel der inneren Staatskunst mit nichten erreicht, weder die Kirchenversammlung in die gewünschte Bahn geleitet noch die Erbfolge befestigt worden. Vielmehr erwachte infolge dieser Versuche ein allgemeiner Widerwille in beiden kirchlichen Parteien über Italien und Deutschland hin und strömte nun in plötzlichem Ausbruch mit den äußeren Feindseligkeiten zusammen. In Ungarn verjagte der Pascha von Ofen die Heiducken und Spanier Ferdinands aus Szegedin, noch ehe sie sich daselbst befestigt, und bezeichnete den Anfang des April mit der Er-

oberung von Vesprien. Zugleich näherten sich noch zwei weitere Heere unter dem Beglerbeg von Rumili und dem zweiten Wessir der Pforte den ungarischen Grenzen. In Wahrheit, Ferdinand hatte ganz recht, wenn er darin eine Gefahr erkannte, die alle seine Kräfte in Anspruch nehme. Auch zur See regten sich die Feinde: in den Gewässern von Malta erschien Sala Rais in denselben Tagen, in welchen der König von Frankreich durch Lothringen nach dem Elsaß und dem Oberrhein zog und die protestantischen Fürsten Augsburg bedrohten.

Der Kaiser selbst, ohne Truppen noch Geld, entfernt von den eigenen Landschaften, aus denen er beides hätte ziehen können, sah sich überrascht in dem wenig verwahrten Innsbruck und so gut wie hülflos. Bei der ersten Nachricht von Augsburg erkannte er die persönliche Gefahr, in der er sich befand. Er bangte, eines Tages in seinem Bette überfallen zu werden. Welche Schmach für ihn, in die Gefangenschaft der deutschen Fürsten zu geraten! Einen Augenblick dachte er daran, sich zu seinem Bruder zurückzuziehen; das konnte er aber in der verlegenen und schwierigen Lage, in der er sich persönlich befand, selber nicht wünschen und widerriet es ihm. Ein anderer Ausweg für Karl wäre es gewesen, sich nach Italien zu wenden und hier aufs neue zu rüsten. Allein auch da war der Krieg [49]) nicht eben glücklich gegangen; überall war das Landvolk durch die Truppenzüge in Aufregung gesetzt. Es schien dem Kaiser nicht ratsam, mit seiner geringen Umgebung auf den dortigen Landstraßen zu erscheinen; und wenn er einmal in Italien wäre, so würde er eine Reise nach Spanien nicht gut ablehnen können. Wie leicht, daß ihm dann bei der Ueberfahrt ein Unfall von den Franzosen oder gar den Türken begegne, noch zuletzt in seinen alten Tagen. Dagegen hielt er es für möglich, den Oberrhein zu erreichen und nach den Niederlanden durchzukommen. Allenfalls zwar würde man ihn für einen alten Toren halten, der damit etwas unternehme, was seine Leibeskräfte übersteige und wobei er umkommen könne; aber, sagte er, er habe nur zu wählen zwischen Schande und Gefahr, er wähle dann die Gefahr. Er entschloß sich wirklich zu dem Versuche. In tiefstem Geheimnis, mit Zurücklassung eines Briefes an Ferdinand, der aber erst abgegeben werden sollte, wenn die Sache gelungen sei, brach der Kaiser am 6. April nach Mitternacht von Innsbruck auf, begleitet von seinen beiden Kammer-

herren, Adelot und Rosenberg, einem eigenen und zwei Dienern Rosenbergs. Sie hofften die große Straße durch die Klause nach Ulm noch frei zu finden. Durch Gebirg und Wald reitend, kamen sie am 7. mittags nach Nassereith und nach kurzer Rast in die Nähe der Klause. Hier aber erfuhren sie, daß Moritz bereits auf dem Wege sei, um an demselben 7. April Füssen zu besetzen. Sie wären ihm in die Hände gegangen, wären sie fortgeritten, und eilten, nach Innsbruck umzukehren. Es war für den Kaiser keine Rettung, als daß er zuerst nur dieses nächsten und gefährlichsten Feindes durch irgend eine Abkunft, einen Stillstand sich zu entledigen suchte.

Und so durfte es noch als ein Glück erscheinen, daß sein Bruder immer mit Moritz in freundlicher Verbindung gewesen war und in dem Augenblicke seines Auszuges aus Sachsen eine Zusammenkunft mit ihm in Linz verabredet hatte. Diese fand am 18. April wirklich statt und führte nach einiger Unterhandlung — wir werden gleich davon mehr zu sagen haben — zu einem, wenn auch nur vorläufigen Stillstande, der hauptsächlich dazu dienen sollte, um eine zahlreichere Versammlung „zur Abstellung der Irrungen und Gebrechen deutscher Nation" in Passau möglich zu machen. Moritz hatte seinen Anfang wegen der Entfernung seiner Bundesgenossen und mit Vorbehalt ihrer Einwilligungen auf den 11. Mai festgesetzt. Sie genehmigten ihn aber erst vom 26. Mai an.

Nun hatte der Kaiser im Laufe des April doch einiges Geld zusammengebracht und begann, sich zu rüsten. In weiterer Ferne, bei Frankfurt, sowie in der Nähe, bei Ulm, sammelten sich Truppen auf seinen Namen. Nach allen Seiten hin waren Unterhandlungen angeknüpft. Karl V. faßte einen Gedanken, den bereits jedermann von ihm erwartete. Sollte er nicht gegen den Kurfürsten, der ihn angriff, die nämliche Waffe zücken, die ihm in dem vorigen Kriege so große Dienste geleistet hatte, sollte er nicht die Reichsacht über ihn aussprechen? Noch war der alte Geächtete, Johann Friedrich, in seinem Gewahrsam. Er dachte diesen selbst zum Vollzieher der Acht zu ernennen; dann würden, so meinte er, auch dessen alte Freunde, die Herzöge von Kleve und Pommern, sich gegen Moritz erklären. Soeben erschien auch König Ferdinand in Innsbruck; er ging, wiewohl nicht gerade gern, auf den Gedanken ein. Er übernahm es selbst, mit Johann Friedrich

zu reden, wie dieser zu seiner Sicherheit es wünschte. Wenn man sich verständige, sollte es sein Bewenden bei dem Vertrag von Wittenberg haben; sollte es aber zur Achtserklärung kommen, so sollte Johann Friedrich wieder in das Kurfürstentum eingesetzt werden. Man rechnete dann auf den Abfall seiner vorigen Untertanen, die dem alten Kurfürsten noch immer ergeben waren.

Sehr möglich, daß Moritz von diesen Verhandlungen Kunde erhielt; denn schon hatte Johann Friedrich einen seiner Räte nach Passau geschickt, um mit den Fürsten, die dort allmählich zusammenkamen, eine vorläufige Rücksprache zu nehmen. Und auf keinen Fall wollte Moritz dem Kaiser die dortigen Pässe, deren Besitz in dem vorigen Kriege entscheidend geworden war und die er auch jetzt verstärkte, in den Händen lassen. Einer der kaiserlichen Musterplätze war Reutte, unfern der Ehrenberger Klause, welche ebenfalls in Verteidigungszustand gesetzt werden sollte. Noch war der für den Waffenstillstand festgesetzte Zeitpunkt nicht eingetreten. Moritz behielt noch Zeit und trug kein Bedenken, sie zu benutzen, um dem Kaiser diese Stellung zu entreißen. Am 18. Mai griffen die verbündeten Fürsten das Lager von Reutte an und sprengten es auf der Stelle auseinander. Besonders in dem freudigen Georg von Mecklenburg erwachte hierüber eine Schlachtbegier und Siegeszuversicht, die alles mit sich fortriß. Da sich ein Teil der Truppen nach der Klause zurückzog, so ließen sie sich durch ihr gutes Verhältnis zu König Ferdinand nicht abhalten, unmittelbar auf diesen Platz loszugehen. Noch in der Nacht nahmen sie eine Höhe ein, welche die Befestigungen beherrschte. Von hier aus den anderen Morgen vordringend, fanden sie weder in den Schanzen an der Klause noch in dem verbollwerkten Passe noch in dem Schlosse selbst nachdrücklichen Widerstand; neun Fähnlein fielen in ihre Hand. Und wie nun, wenn sie in dem hierdurch eröffneten Lande vordrangen und den Kaiser in Innsbruck überfielen? Es ist als ein Irrtum anzunehmen, sie hätten das nicht gewollt. Am 20. Mai ist zwischen ihnen förmlich geratschlagt worden, ob sie, wie sie sich sehr unehrerbietig ausdrücken, „den Fuchs weiter in seiner Spelunke" suchen sollten; sie entschlossen sich hierzu. Gott weiß, was geschehen wäre, hätte nicht das lärmende Kriegsvolk, eben als es vorwärts gegen Aiterwang geführt werden sollte, nach dem Sturmsold

geschrieen, den es so eigentlich nicht verdient hatte und der ihm wirklich aberkannt worden ist, und darüber seine Waffen gegen Moritz selbst gerichtet, sodaß dieser ihm nur mit Mühe entkam!

Bei der ersten Nachricht von dem Falle der Klause beschloß der Kaiser, Innsbruck zu verlassen. Er empfand, daß die Gefahr, die er von Anfang an gefürchtet hatte, unmittelbar über ihm schwebe: er hätte durch eine Reitertruppe überrascht und aufgehoben werden können. Es war am 19. ziemlich spät, als die Nachricht eintraf. Karl und Ferdinand waren einig, daß kein Augenblick verloren werden dürfe, um in Sicherheit zu gelangen; denn wie bald konnte sich der vorrückende Feind der nächsten Pässe und Straßen bemächtigten und die nächste Entfernung unmöglich machen! Die wichtigsten Schriften und Kleinode wurden eilends nach dem festen Schloß Rodenegg gebracht. Nun erst sprach Ferdinand mit dem gefangenen Kurfürsten im Schloßgarten; er reichte ihm die Hand zum Zeichen der Versöhnung und kündigte ihm seine Befreiung an, wiewohl unter der Bedingung, daß er noch eine Zeitlang dem Hofe ungezwungen folgen möge. Man bedurfte der Mannschaft, die ihn bisher bewacht hatte, zur Bedeckung bei der Abreise. Diese erfolgte noch am 19. abends um neun Uhr beim Scheine brennender Windlichter; die Nacht war regnerisch und kalt, das Gebirge noch mit Schnee bedeckt; der Kaiser litt an einem Anfall seiner Krankheit. Sein erster Zufluchtsort ward Brunecken, nicht einmal ein eigenes Schloß, sondern dem Kardinal von Trient gehörig, der in den Verhandlungen über die Wahl [50]) nicht eben als Anhänger des Kaisers erschienen war. Den anderen Morgen folgte Johann Friedrich auf demselben Wege. Er erlebte nun, was er immer von seinem Gott erwartet hatte; zum ersten Male seit fünf Jahren sah er sich von keiner spanischen Bewachung umgeben; er stimmte auf seinem Wagen ein geistliches Danklied an.

Am 23. Mai rückte Moritz an der Spitze seiner Reiter und Fußvölker in Innsbruck ein. Die Landsknechte brüsteten sich in den prächtigen spanischen Kleidern; denn alles, was den Spaniern gehörte, ward ihnen von dem Kurfürsten als gute Beute überlassen. Auf ihren Hüten glänzten portugiesische Goldstücke; einer nannte den anderen Don; aber bei alledem wußte sie Moritz auf das beste in Zucht zu halten. Er tadelte Georg von Mecklenburg, der sich nur eine

Truhe auf dem Schloß hatte öffnen lassen; ihm war es genug, daß er so weit vorgedrungen; er begehrte nicht mehr. Noch in Brunecken erhielt König Ferdinand einen Brief von ihm, in welchem er eigentlich gegen dessen Erwartung dem, was vorgefallen, zum Trotz sich entschlossen erklärte, den Waffenstillstand von dem bestimmten Tage an eintreten zu lassen. Er fragte an, ob man auch auf der anderen Seite diese Gesinnung hege, ob ihm das sichere Geleit, das ihm zur Zusammenkunft in Passau gegeben worden war, gehalten werden solle, und ob auch der König daselbst erscheinen wolle. Die beiden Brüder hielten für gut, darauf einzugehen.

Unverweilt machte sich hierauf Moritz zu der angesetzten Versammlung nach Passau auf den Weg. Auch ohne noch die Verabredungen zu berücksichtigen, die daselbst getroffen worden sind, muß man anerkennen, daß ihm durch den Gang der Begebenheiten und ihre Entscheidung die größten Erfolge gelungen waren. Vor ihm her wich der mächtige Kaiser höher in das Gebirge, nach Villach; er ließ die Brücken hinter sich abwerfen und in den Pässen spanische Soldaten aufstellen, um ein etwaiges Nachdringen zu verwehren. Und indessen löste sich auf der anderen Seite des Gebirges die Kirchenversammlung von Trient auf. Gleich auf die erste Nachricht von den deutschen Ereignissen, am 15. April, sprach der Papst, der ohnehin nur einen zu bekennenden Grund dazu herbeigewünscht, die erneuerte Aussetzung der Kirchenversammlung aus. Die Kirchenversammlung, die man für gut hielt, selbständig handeln zu lassen, machte diesen Beschluß am 28. April zu dem ihren. Noch widersetzten sich jedoch die entschiedensten Anhänger des Kaisers, und bei weitem nicht alle waren abgereist, als die Nachricht von der Eroberung der Klause erscholl. Man glaubte in Trient, die protestantische Bewegung werde unmittelbar der Stadt der Kirchenversammlung gelten, und alles, Prälaten und Einwohner, Vornehme und Geringe, flüchtete in wilder Verwirrung auseinander, höher in die Berge hinauf oder hinab nach der See, in die dichtesten Wälder oder die festesten Städte. Der päpstliche Gesandte Crescentio ließ sich durch seine Krankheit nicht abhalten, dem allgemeinen Zuge zu folgen. Er starb, als er in Verona ankam.

Das konnte man wohl vorhersehen, daß eine Verbindung kaiserlicher und auf der Kirchenversammlung beruhender Macht, wie die, welche Karl V. ins Leben gerufen und mit der er die Christenheit zu beherrschen gedachte, sobald nicht wieder erscheinen würde. Was aber erfolgen würde, wer hätte darüber in der Verwirrung jener Tage auch nur eine Vermutung hegen können [51])?

Nr. 10. Der Religionsfriede zu Augsburg 1555 [52]).

Im Sturme des Krieges war die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer religiösen Aussöhnung entsprungen. Schon der Passauer Vertrag war seine Frucht; durch die beiden seitdem entstandenen Bündnisse, das heidelbergische und das fränkisch-braunschweigische, in welchen Stände des einen und des anderen Bekenntnisses einander zu Hülfe gekommen, hatte sie weiteren Grund und Boden gewonnen. Wie ganz anders als einst, da das Nürnberger und Schmalkaldische Bündnis [53]) die ausschließlich auf das Glaubensbekenntnis bezüglichen Gegensätze darstellten und gegeneinander in die Waffen zu bringen drohten! Allein mit alledem war doch noch nichts ausgemacht, noch befestigt. Nach mehr als zwei Jahren war es noch nicht zu dem Reichstage gekommen, dem der Passauer Vertrag die wichtigsten Festsetzungen vorbehalten hatte. Vielen deuchte es schon wieder gefährlich, daß ein so eifrig katholischer Fürst wie Herzog Heinrich [54]) zuletzt das Schwert in der Hand hielt und sich an allen seinen alten Feinden rächen durfte.

Als endlich König Ferdinand, dem der Kaiser volle Gewalt erteilt hatte, „abzuhandeln und zu beschließen, endgültig, ohne alles Hintersichbringen“, den versprochenen Reichstag eröffnete zu Augsburg den 5. Februar 1555, schien ihm an dem Religionsfrieden wenig zu liegen. Bei weitem größeren Nachdruck legte er in seinem Vorschlag auf die Erneuerung des Landfriedens und eine durchgreifende Vollstreckungsordnung. Einrichtungen zur Sicherstellung des Besitzstandes gegen Unternehmungen wie die letzten wurden wie von ihm, so von der Mehrheit der Fürsten, besonders den geistlichen, gefordert. Was der fränkische Bund vollbracht, die Stellung und Verfahrungs-

weise Herzog Heinrichs, hatte deren ganzen Beifall. Auf einem Kreistage zu Frankfurt gegen Ende 1554 war ein Entwurf in diesem Sinne vorgelegt worden, der die Macht in wenigen Händen vereinigt hätte, nach der Wahl der ständischen Mehrheit in den Kreisen. Die geistlichen Fürsten, welche zahlreich erschienen waren, wünschten, daß vor allem anderen dieser Entwurf auf dem Reichstag vorgenommen und durchgeführt würde. Unmöglich aber durften die Protestanten dies geschehen lassen oder auch nur überhaupt die Einrichtung einer starken vollziehenden Gewalt zugeben, ohne vorher über die wichtigste gesetzliche Frage, den religiösen Frieden, beruhigt zu sein. Unter den Umständen jener Zeit mochten die Gegner, da das Gedächtnis an die letzten Ereignisse noch frisch war, wohl nicht daran denken, die Protestanten zu bekriegen; aber wie leicht konnten die Dinge sich ändern: eine starke Reichsgewalt in katholischen Händen, gegen die sie nicht rechtsbeständig gesichert waren, konnte ihnen einmal so gefährlich werden, wie es der Kaiser geworden war.

Es sieht wie eine nichtsbedeutende Formfrage aus, wenn man vorläufige Beratungen darüber eröffnete, welcher Gegenstand zuerst vorgenommen werden solle, der Religionsfriede oder der Landfriede; aber es ist ein Streit, welcher den Inbegriff der Dinge berührt. Die Protestanten fürchteten, wenn über den Landfrieden beschlossen sei, werde man ihnen den Religionsfrieden erschweren, vielleicht, ehe er bewilligt worden, den Reichstag abbrechen. In dem Kurfürstenrate wurde auch diese Angelegenheit wie jetzt alle anderen zuerst vorgenommen, lange jedoch ohne Erfolg. Fünfmal ward Umfrage gehalten, ohne daß man zu einer Mehrheit hätte gelangen können; schon geschah der Vorschlag, daß man die verschiedenen Meinungen dem Fürstenrate mitteilen solle. Die weltlichen Stimmen, welche auf Vorrang des Religionsfriedens drangen, hatten jedoch den Vorteil, daß ihre Forderung den vorhergegangenen Beschlüssen besser entsprach. In dem Passauer Vertrage hieß es, daß der Reichstag die Religionssache bald a n f a n g s vornehmen solle. Sie erinnerten ihre geistlichen Amtsgenossen, daß auch sie jenes Abkommen „bei ihren fürstlichen Ehren, in guter rechter Treue und bei dem Worte der Wahrheit bekräftigt“: würde man von ihm auch nur in e i n e m Punkte abweichen, so würde alles, was darin bestimmt sei, zweifelhaft oder ungültig

werden. Dazu kam, daß die Körperschaft, wenn sie sich entzweite, an ihrem Ansehen verlor, was den geistlichen Mitgliedern so wenig erwünscht war wie den weltlichen.

Kurfürst Johann von Trier, ein geborener Isenburg, der auch sonst als ein gemäßigter und vaterländisch gesinnter Mann erscheint, wie wir denn wohl anführen dürfen, daß ihn Sebastian Münster [55]) wegen der Förderung rühmt, die er ihm vor den meisten anderen Fürsten zu seiner Kosmographie getan, erwarb sich das Verdienst, endlich bei der sechsten Umfrage auf die Seite der weltlichen Stimmen zu treten. Dadurch war die Mehrheit entschieden; doch hatte es auch dabei nicht sein Verbleiben: Köln und Mainz folgten dem Beispiele Triers nach. Ganz einhellig und in solchen Ausdrücken, in welchen alle Andeutung einer ursprünglichen Verschiedenheit der Ansichten vermieden war, faßten die Kurfürsten den Beschluß, daß am Reichstage zuerst über den beharrlichen Religionsfrieden beratschlagt werden solle. In dem Fürstenrate fehlte es nicht an Einwendungen dagegen. Besonders machte man geltend, daß der weltliche Friede zunächst bedroht sei und daher die nächste Fürsorge erfordere; kaiserliche Schreiben und neue Zeitungen wurden eingebracht, nach denen ein unmittelbarer Friedensbruch bevorstehen sollte. Auch meinten wohl einige, sei erst der Religionsfriede beschlossen, so werde man auf die Einrichtungen des Landfriedens nicht mehr Bedacht nehmen.

Und wenigstens diese letzte Besorgnis brachte auf die geistlichen Kurfürsten einen gewissen Eindruck hervor; aber die weltlichen gaben ihnen ihr Wort, daß nach der Festsetzung des Religionsfriedens die Beratung über den weltlichen Frieden unfehlbar folgen solle. Aller Widerrede zum Trotz mußten am Ende auch die Fürsten sich fügen. Es hat acht Tage lebhaften Kampfes gekostet, ehe man so weit kam. Sein Ausfall aber gab nun auch für die Hauptsache, zu der man nunmehr schritt, eine größere Sicherheit.

Erst am 25. September 1555 kam es zum Reichstagsabschiede von Augsburg. Man wird eingestehen müssen, daß die Bestimmungen über den geistlichen Vorbehalt und das religiöse Selbstbestimmungsrecht bischöflicher Untertanen [56]) künftige Zwistigkeiten wohl befürchten ließen; indes man konnte nun einmal nicht weiter kommen. Diese Bestimmungen drückten ungefähr das Verhältnis der Macht aus, welches

sich damals in den beiden Parteien entwickelt hatte; sie waren mehr eine Auskunft für den Augenblick als ein Gesetz für alle Folgezeit. Dagegen enthielt der Friede übrigens abschließende Festsetzungen von höchstem Werte. Wie wir öfter bemerkt, der Protestantismus ist nicht bekehrender Natur. Er wird sich jedes Beitrittes, der aus Ueberzeugung entspringt, als eines Fortganges seiner guten Sache freuen, sonst aber schon zufrieden sein, wenn ihm nur selber verstattet ist, sich, ungeirrt von fremder Einwirkung, zu entwickeln. Dies war es, wonach die evangelischen Fürsten vom ersten Augenblick an strebten. Unaufhörlich aber hatte man es ihnen streitig gemacht, und die gefährlichsten, allen Besitz umwälzenden Kriege hatten sie darüber bestanden. Jetzt endlich gelangten sie zum Ziele: es ward ihnen ein unbedingter Friede gewährt.

Es mag nur wie ein leichtes Wort erscheinen, wenn es heißt: der Friede soll bestehen, möge die Vergleichung erfolgen oder nicht; aber darin liegt der Inbegriff der Dinge, die große Aenderung der Verfassung. Fortan war nicht mehr so viel daran gelegen, ob eine päpstliche Kirchenversammlung die Protestanten verdammte oder nicht: kein Kaiser, keine Partei in den Reichsständen konnte ferner daran denken, die Beschlüsse der allgemeinen Kirchenversammlung gegen sie auszuführen, und Grund davon hernehmen, sie zu erdrücken. Auch waren es nicht einzelne Meinungen, die man duldete, wozu Karl V. sich wohl entschlossen hätte: es war ein Ganzes, Ordnung der Lehre und des Lebens, das zu eigener selbständiger Entwicklung gedieh.

Was Luther in dem ersten Augenblick seines Abfalles, bei dem Religionsgespräch in Leipzig, in Anspruch genommen, Unabhängigkeit von den Glaubensentscheidungen des Papstes wie der allgemeinen Kirchenversammlungen, das war nunmehr durchgesetzt. Die Vergleichung in der Glaubenssache, die man noch in Aussicht stellte und wohl auch versuchte, hatte zwar noch immer einen großen deutschen Belang, minder einen allgemeinen. Man möchte sagen: für die Welt war es wichtiger, daß sich die gesetzliche Trennung erhielt, die allein eine freie Bewegung nach dem nun einmal festgestellten Grundsatze möglich machte.

In Rom empfand man es nicht wenig, daß fortan kein deutscher Fürst wegen „ketzerischer Bosheit" verfolgt werden sollte. Aber von dem Begriff der Ketzerei sollte überhaupt nicht mehr die Rede sein.

Die Anhänger des Augsburgischen Bekenntnisses traten den Mitgliedern der alten Kirche vollkommen ebenbürtig gegenüber; sie wollten dieser selbst nicht die Bezeichnung „katholisch" zuerkennen, da auch ihr Bekenntnis eine heilige allgemeine Kirche voraussetzte. Eine Andeutung des Vorzuges der römischen Kirche würden sie in dem Reichsabschiede nicht geduldet haben. So sei es jetzt, sagt der päpstliche Gesandte Delfino, und nicht anders; er schreibe es mit Tränen in den Augen.

Und von der größten Bedeutung war es nun, daß die bischöfliche Gerichtsbarkeit in den Gebieten der protestantischen Fürsten aufgehoben wurde. Der Gedanke, die geistliche Gerichtsbarkeit wiederherzustellen, wurde aufgegeben, weil dann an keinen Frieden zu denken gewesen wäre. Die weltlichen Fürsten mit ihren Ständen wurden gleichsam Erben der Bischöfe. Und da ihnen nun auch die eingezogenen Stifter verblieben, so ward ihre Unabhängigkeit von der geistlichen Gewalt überhaupt auf haltbarer Grundlage befestigt. Zugleich wurden die Reichsordnungen nach der im 15. Jahrhundert angebahnten Richtung erst eigentlich durchgebildet. Die Feindseligkeiten des Kammergerichtes waren nicht allein beseitigt, sondern dieser Gerichtshof hatte durch den Anteil, der den Protestanten daran zu nehmen gestattet ward [57]), nunmehr erst die ständische Verfassung wahrhaft erlaubt, welche ursprünglich beabsichtigt worden. Daß auch die Abweichung im Glauben niemanden davon ausschließen sollte, darin lag die volle Durchführung des ursprünglichen, auf gleichen Anteil aller zielenden Gedankens. Die Kammergerichtsordnung von 1555 ist immer als ein Reichsgrundgesetz betrachtet worden. Im westfälischen Frieden hat man sich darauf bezogen; später ist nur der Entwurf einer Veränderung zustande gekommen.

Und dabei hatte man doch eine gewisse Einheit erreicht, eine Verfassung zum Widerstande gegen innere und äußere Feinde gegründet, die wenigstens alle diejenigen gesichert hat, die sich ihr anschlossen. Daß auch diese Einrichtung großenteils ständischer Natur war, gehörte zu dem Ganzen der neuen Ordnung der Dinge. Wie ganz anders nunmehr als zu jenen Zeiten, wo die Reichstage sich unter dem Vorsitz päpstlicher Gesandten versammelten, die einseitigen Berechtigungen des geistlichen und des weltlichen Oberherrn nichts als Verwirrung veranlaßten!

3. Kaiser und Reich.

Nr. 11. Kaiser Maximilian I. (1493—1519)[1].

Die Meinung, welche in Maximilian den schöpferischen Begründer der späteren Verfassung des Reiches erblickt, muß nun wohl aufgegeben werden. Haben wir früher gesehen, wie die neuordnenden Gedanken, welche in seinen ersten Jahren hervortraten[2]), von ihm viel mehr Widerstand erfuhren als Förderung, wie er dann mit seinen eigenen Entwürfen so wenig durchdrang, so nehmen wir nunmehr wahr, daß er auch die Fürsten des Reiches nicht zusammenzuhalten vermochte, daß gerade um ihn her sich alles in Parteien gruppierte. Notwendigerweise hatte man dann nach außen hin eher Verluste erlitten als Fortschritte gemacht. In Italien war nichts gewonnen, die Schweiz war zu größerer Selbständigkeit gelangt, Preußen eher noch mehr gefährdet als gewonnen[3]). Die Staatskunst von Frankreich hatte wieder Einfluß auf das innere Deutschland gewonnen, Geldern und jetzt auch Württemberg[4]) hielten sich offenbar zu dieser Macht. Wenn Maximilian dennoch, auch bei seinen Zeitgenossen, ein so rühmliches Andenken hinterlassen hat, so rührt das nicht von dem Erfolge seiner Unternehmungen, sondern von seinen persönlichen Eigenschaften her.

Alle guten Gaben der Natur waren ihm in hohem Grade zuteil geworden: Gesundheit bis in die späteren Jahre — wenn sie etwa erschüttert war, reichte eine starke Leibesübung, anhaltendes Wassertrinken hin, sie wiederherzustellen —; zwar nicht Schönheit, aber gute Gestalt, Kraft und Geschicklichkeit des Leibes, so daß er seine Umgebung in jeder ritterlichen Uebung in der Regel übertraf, bei jeder Anstrengung ermüdete; ein Gedächtnis, dem alles gegenwärtig blieb, was er jemals erlebt oder gehört oder in der Schule gelernt hatte; natürlich richtige scharfe Auffassung: er täuschte sich nicht in seinen

Leuten, er bediente sich ihrer zu den Dienstleistungen, die für sie selbst eben die angemessensten waren; eine Erfindungsgabe ohnegleichen: alles, was er berührte, ward neu unter seinen Händen; auch in den Geschäften ein das Notwendige mit sicherem Gefühle treffender Geist: wäre die Ausführung nur nicht so oft an andere Bedingungen einer Lage geknüpft gewesen! eine Persönlichkeit überhaupt, welche Bewunderung und Hingebung erweckte, welche dem Volke zu reden gab. Was erzählte man sich alles von seinen Jagden: wie er im Wald ob der Enns einen gewaltigen Bären in freiem Hag allein bestanden, wie er in Brabant in hohlem Weg einen Hirsch, der schon einen Anlauf wider ihn genommen, noch in demselben Augenblick erlegt, wie er, im Brüsseler Walde von einem wilden Schwein übereilt, ehe er von dem Pferde gestiegen, es zu seinen Füßen erstochen habe; besonders von den Gefährlichkeiten seiner Gemsenjagd in höchstem Gebirge, wo er zuweilen wohl den Jäger, der ihm beigegeben war, selber vor dem Sturze gerettet hat: er zeigt in allem behenden Mut, gleichsam eine geschmeidige Gegenwart des Geistes. So erscheint er dann auch vor dem Feinde. Im Bereiche feindlicher Geschütze setzt er ans Land, bildet seine Schlachtordnung und gewinnt den Sieg; im Scharmützel nimmt er es wohl mit vieren oder fünfen allein auf; in der Schlacht muß er sich oft eines gerade gegen ihn ausgeschickten Feindes in zweikampfartigem Zusammentreffen erwehren: denn immer voran findet man ihn, immer mitten im Getümmel der Gefahr. Proben von Tapferkeit, die nicht allein dienten, um in müßigen Stunden erzählt, im Theuerdank[5]) aufgezeichnet zu werden; der venezianische Gesandte weiß sogar nicht auszudrücken, welch ein Zutrauen er bei den deutschen Soldaten aller Art eben deshalb genoß, weil er sie in Gefahren niemals verließ. Als einen großen Feldherrn können wir ihn nicht betrachten; allein für die Einrichtung einer Truppe, die Ausbildung der verschiedenen Waffengattungen, die Bildung eines Heeres überhaupt wohnte ihm eine treffliche Gabe bei. Die Miliz der Landsknechte, von welcher der Ruf der deutschen Fußvölker wieder erneuert worden, verdankt ihm ihre Begründung, ihre erste Einrichtung. Das Geschützwesen hat er auf einen ganz anderen Fuß gebracht; eben hier bewährte sich sein erfinderischer Geist am glänzendsten; da übertraf er die Meister selbst: seine Lebensbeschreiber schreiben ihm eine ganze An=

zahl von glücklichen Verbesserungen zu; auch die Spanier, die unter ihm dienten, sagen sie, habe er zum Gebrauche des Handgeschützes angeleitet. Die Widersetzlichkeit, die sich in diesen Söldnern bei der Unregelmäßigkeit seiner Einnahmeerträge oftmals erhob, wußte er, wo er persönlich zugegen war, noch in der Regel zu beseitigen; man erinnert sich, daß er in hohen Nöten den Unmut der Leute durch die Possen eines Narren, den er rufen ließ, beschwichtigte. Ueberhaupt hatte er ein unvergleichliches Geschick, die Menschen zu behandeln. Die Fürsten, welche seine Staatskunst verletzte, wußte er doch in persönlichem Umgange zu befriedigen: „nie“, sagte der Kurfürst Friedrich von Sachsen[6]), „sei ihm ein höflicherer Mann vorgekommen.“ Die wilden Ritter, gegen die er Reich und Bund aufbietet, erfahren doch wieder solche Aeußerungen von ihm, daß er ihnen, wie Götz von Berlichingen sagt, eine Freude im Herzen ist und sie nie etwas gegen Kaiserliche Majestät oder das Haus Oesterreich getan hätten. An den Festlichkeiten der Bürger in den Städten, ihren Tänzen, ihren Schießübungen, nimmt er Anteil; nicht selten tut er selber den besten Schuß mit der Armbrust. Er setzt ihnen Preise aus, Damast für die Büchsenschützen, einige Ellen roten Samt für die Armbrustschützen. Gern ist er unter ihnen: damit unterbricht er die schwierigen und ermüdenden Geschäfte des Reichstages. In dem Lager von Padua ritt er geradezu auf eine Marketenderin los und ließ sich zu essen geben. Johann von Landau, der ihn begleitete, wollte die Speise erst vorsetzen; der Kaiser fragte nur, von wo die Frau sei; man sagte ihm: von Augsburg. „Ah,“ rief er aus, „dann ist die Speise schon dargereicht; denn die in Augsburg sind fromme Leute.“ In seinen Erblanden saß er noch oft in Person zu Gericht; nahm er einen Verschämten wahr, der dahinten stand, so rief er ihn zu sich heran. Von dem Glanze der höchsten Würde war er selber am wenigsten bestochen. „Lieber Gesell,“ sagte er zu einem bewundernden Dichter, „du kennst wohl mich und andere Fürsten nicht recht!“ Ein einfacher Mann, von mittlerer Gestalt, blaß von Gesicht, der auf jedermann einen guten Eindruck machte, immer bei seiner Sache war und allen Prunk vermied. Alles, was wir von ihm lesen, zeigt eine frische Unmittelbarkeit der geistigen Auffassung, Offenheit und Offenheit des Gemütes. Er war ein tapferer Soldat, ein gutmütiger Mensch: man liebte und fürchtete ihn.

Und auch in seinem öffentlichen Leben würden wir ihm unrecht tun, wenn wir bei den mißlungenen Versuchen, das Reich zu festigen, stehen bleiben wollten. Den Staatsformen, welche zwischen Oberhaupt und Ständen Befugnisse um die höchste Gewalt hervorriefen, hängt es als ein fast unvermeidlicher Mangel, daß dann auch das Oberhaupt seinen persönlichen Belang von dem der Gesamtheit trennt. Maximilian hat das Reich nicht verabsäumt. In Rom erinnerte man sich noch lange nach ihm, daß er der Kurie gegenüber seine Absichten ins Werk setzte und erst dann auf Genehmhaltung antrug. Er war der letzte König von Deutschland, der eben nur deutscher Fürst war. Aber dabei ist doch unleugbar, daß er bei seinem Tun und Lassen noch mehr die Zukunft des eigenen Hauses im Auge hatte, als den Vorteil des Reiches an sich. Als achtzehnjähriger Jüngling war er nach den Niederlanden gegangen und hatte durch die Verbindung von Burgund und Oesterreich[7]) eine neue europäische Macht gegründet. Es gibt überall, in dem Staate wie in den Wissenschaften, vermittelnde Tätigkeiten, die das Neue zwar noch nicht zustande bringen, aber aus allen Kräften vorbereiten. Die Macht, die sich bildete, kam unter Maximilian noch nicht zu voller Erscheinung. Aber dadurch, daß er die fürstlichen Gerechtsamen in den Niederlanden wie in Oesterreich aufrecht erhielt, von dort die Franzosen, von hier die Ungarn abwehrte, daß er die große spanische Erbschaft herbeiführte[8]), zu der ungarisch-böhmischen endgültig den Grund legte, ist seine Tätigkeit doch von dem größten Einfluß auf die folgenden Jahrhunderte gewesen. Wie ganz anders als damals, da sein Vater von Oesterreich verjagt, er selber in Brügge gefangen war, standen nun seine Enkel! Nie hatte ein Geschlecht großartigere, umfassendere Aussichten! Aus diesem Gesichtspunkte sah er auch die deutschen Verhältnisse an. Bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts war Oesterreich von Deutschland fast ausgeschlossen. Wie griff es dagegen jetzt in die Verhältnisse aller Landschaften so gewaltig ein, der weltlichen wie der geistlichen, der städtischen und der ritterschaftlichen Gebiete: es konnte sich nichts regen, mochte man sich ihm nun anschließen oder widersetzen, wovon es nicht unmittelbar berührt worden wäre. Wenn es unleugbar ist, daß das Reich, in seiner Gesamtheit betrachtet, Verluste erlitten hatte, so ist doch nicht minder wahr, daß gerade die

Vereinigung des Hauses Oesterreich mit der burgundischen Macht dazu gehörte, um die niederländischen Provinzen wieder in eine bewußte Verbindung mit Deutschland zu bringen, daß die ferneren Aussichten, welche sich an die ungarische und besonders an die spanische Verwandtschaft knüpften, auch dem Volkstum neue Kreise der Tätigkeit eröffneten[9]). In Maximilian wohnte ein höchst lebendiges Vorgefühl der kommenden Dinge, von dem sein Tun und Lassen beherrscht war und alle das scheinbar Unstete, Geheimnisvolle, Persönlich-Einseitige seiner Staatskunst herrührt. Er hat nichts zu vollbringen, zu stiften: er hat nur das Zukünftige vorzubereiten; unter den widerstrebenden Kräften der Welt hat er nur die Aussichten und Ansprüche seines Hauses aufrecht zu erhalten, zu erweitern.

Nr. 12. Kaiser Karl V. (1519—1556).

I.[10])

Wenn die alte Sage ihre Helden schildert, gedenkt sie zuweilen auch solcher, die erst eine lange Jugend hindurch untätig zu Hause sitzen, aber alsdann, nachdem sie sich einmal erhoben, nie wieder ruhen, sondern in unermüdlicher Freudigkeit von Unternehmung zu Unternehmung fortgehen. Erst die gesammelte Kraft findet die Laufbahn, die ihr angemessen ist. Man wird Karl V. mit einer solchen Natur vergleichen können. Bereits in seinem sechzehnten Jahre war er zur Staatsleitung[11]) berufen, doch fehlte viel, daß er in seiner Entwicklung dahin gewesen wäre, sie zu übernehmen. Lange war man versucht, einen Spottnamen, den sein Vater gehabt, weil er seinen Räten allzuviel glaubte, auch auf ihn zu übertragen. Sein Schild führte das Wort: „Noch nicht." Ein Herr von Croy leitete ihn und seinen Staat vollkommen. Während seine Heere Italien unterwarfen und wiederholt Siege über die tapfersten Feinde davontrugen, hielt man ihn, der indes ruhig in Spanien saß, für unteilnehmend, schwach und abhängig. Man hielt ihn so lange dafür, bis er im Jahre 1529, im dreißigsten seines Lebens, in Italien erschien.

Wieviel anders zeigte er sich da, als man erwartete! Wie zuerst so ganz sein eigen und vollkommen entschieden! Sein geheimer Rat

hatte nicht gewollt, daß er nach Italien ginge, hatte ihn vor Andrea Doria[12]) gewarnt und ihm Genua verdächtig gemacht. Man erstaunte, daß er dennoch nach Italien ging, daß er gerade auf Doria sein Vertrauen setzte, daß er dabei blieb, in Genua ans Land steigen zu wollen. So war er durchaus. Man nahm keinen überwiegenden Einfluß eines Ministers wahr; an ihm selbst fand man weder Leidenschaft noch Uebereilung, alle seine Entschlüsse waren gereift, es war alles überlegt; sein erstes Wort war sein letztes. Dies bemerkte man zuerst an ihm; darauf, wie selbsttätig, wie arbeitsam er war. Es erforderte einige Geduld, die langen Reden der italienischen Gesandten anzuhören; er bemühte sich, die verwickelten Verhältnisse ihrer Fürsten und Mächte genau zu fassen. Der venezianische Botschafter wunderte sich, ihn um nicht weniger zugänglicher und gesprächiger zu finden, als er drei Jahre zuvor in Spanien gewesen war. In Bologna hatte er ausdrücklich darum eine Wohnung genommen, aus welcher er den Papst unbemerkt besuchen konnte, um dies so oft zu tun wie möglich, um alle Streitpunkte selbst aufs reine zu bringen.

Von dem an begann er seine Unterhandlungen persönlich zu leiten, seine Heere selber anzuführen; er fing an, von Land zu Land und immer dahin zu eilen, wo das Bedürfnis und die Lage der Geschäfte seine Gegenwart erforderten. Wir sehen ihn bald in Rom sich bei den Kardinälen über die unversöhnliche Feindschaft Franz I. beklagen, bald in Paris die Gunst der Frau von Estampes[13]) suchen und gewinnen, bald in Deutschland dem Reichstage vorsitzen, um die religiöse Entzweiung beizulegen, bald in den kastilischen Cortes bemüht, sich die Auflage des Servicio[14]) stimmen zu lassen. Dies sind friedliche Bemühungen; öfter aber steht er an der Spitze seiner Heere. Er dringt über die Alpen in Frankreich vor und überschwemmt die Provence, er setzt Paris von der Marne aus in Schrecken. Dann kehrt er um nach Osten und Süden. Den Siegeslauf Solimans hält er ein an der Raab; er sucht den Halbmond bei Algier auf. Das Heer, das ihm in Afrika dient, folgt ihm an die Elbe, und auf der Lochauer Heide hört man das Feldgeschrei: „Hispania". So ist Karl das am meisten beschäftigte Haupt der Erde. Gar manchmal schifft er über das Mittelmeer, über den Ozean. Indessen sind seine Seeleute Entdecker in früher nie befahrenen Mee-

ren, seine Krieger Eroberer von früher nie betretenen Erden. In so weiter Ferne bleibt er, ihr Herrscher und Herr. Sein Wahlspruch: „Mehr, weiter“ hat eine herrliche Erfüllung.

So ist sein Leben, wenn wir es im ganzen betrachten: nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Tätigkeit. Es läßt sich bemerken, daß die nämliche Erscheinung, anfangs Ruhen, Warten, Zusehen, spät die Tat, auch während seines bewegtesten Lebens in den einzelnen Ereignissen immer wiederkehrt.

Obwohl in der allgemeinen Willensrichtung völlig entschieden, faßte er Fall für Fall doch nur langsame Entschlüsse. Auf jeden Vortrag antwortete er anfangs unbestimmt, und man mußte sich hüten, seine vieldeutigen Ausdrücke für eine Gewährung zu nehmen. Dann beriet er sich mit sich selbst. Er schrieb sich oft die Gründe für und wider auf; da brachte er alles in so guten Zusammenhang, daß, wer ihm den ersten Satz zugab, ihm den letzten zuzugeben gewiß genötigt war. Den Papst besuchte er zu Bologna, einen Zettel in der Hand, auf welchem er alle Punkte der Unterhandlung genau verzeichnet hatte. Nur Granvella[15]) pflegte er jeden Bericht, jeden Vortrag mitzuteilen; diesen fanden die Botschafter immer bis auf die einzelnen Worte, welche sie geäußert, unterrichtet. Zwischen beiden wurden alle Beschlüsse gefaßt; langsam geschah es, häufig hielt Karl den Eilboten noch ein paar Tage länger auf. War er aber einmal so weit, so war nichts auf der Welt vermögend, ihm eine andere Meinung beizubringen. Man wußte dies wohl; man sagte, er werde eher die Welt untergehen lassen, als eine erzwungene Sache tun. Es war kein Beispiel, daß er jemals durch Gewalt oder Gefahr zu irgendetwas genötigt worden. Er äußerte sich einst selbst mit einem unbefangenen Geständnis hierüber. Er sagte zu Contarini[16]): „Ich bestehe von Natur hartnäckig auf meinen Meinungen.“ — „Sire,“ entgegnete dieser, „auf guten Meinungen bestehen ist nicht Hartnäckigkeit, sondern Festigkeit.“ Karl fiel ihm ins Wort: „Ich bestehe zuweilen auch auf schlechten.“

Der Beschluß ist indes noch lange nicht die Ausführung. Karl hatte eine Scheu, die Dinge anzugreifen, auch wenn er sehr gut wußte, was zu tun war. Im Jahre 1538 sagt Tiepolo[17]) von ihm, er zögere so lange, bis seine Sachen gefährdet, bis sie ein wenig im Nachteil

seien. Eben das fühlte Papst Julius III.[18]). Karl räche sich wohl, doch müsse er erst einige Stöße fühlen, ehe er sich erhebe. Auch fehlte es dem Kaiser oft an Geld; die verwickelte Staatskunst gebot ihm tausend Rücksichten. Er beobachtete so genau, daß die Gesandten erstaunt waren, wie gut er ihre Regierungen kannte, wie treffend er zum voraus beurteilte, was sie tun würden. Endlich kam die Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde doch. Dann war er auf, dann führte er aus, was er vielleicht seit zwanzig Jahren im Sinne gehabt. Das ist die Staatskunst, die seinen Feinden verabscheuungswürdig, seinen Freunden ein Muster von Klugheit schien. Wenigstens darf man sie kaum als ein Werk der Wahl, der Willkür betrachten. So ruhen, sich unterrichten, harren, erst spät sich erheben und schlagen, eben das ist die Natur dieses Fürsten.

In wieviel anderen Dingen war es mit ihm nicht anders bestellt! Er bestrafte zwar, doch ließ er sich zuvor viel gefallen. Er belohnte wohl, aber freilich nicht sogleich. Mancher mußte jahrelang unbezahlt ausharren, dann aber bedachte er ihn mit einem jener Lehen, mit einer jener Pfründen, deren er so viele hatte, daß er reich machen konnte, wen er wollte, und ohne selbst etwas auszugeben. Hierdurch brachte er andere dahin, in seinem Dienst alle Mühseligkeiten der Welt zu erdulden. Wenn man ihm die Waffen anzog, so bemerkte man, daß er über und über zitterte. Erst wenn er gerüstet war, dann ward er mutig, so mutig, daß man glaubte, er trotze darauf, daß noch nie ein Kaiser erschossen worden.

Ein solcher Mensch, voll Ruhe und Mäßigung, leutselig genug, um sich verschiedenem zu bequemen, scharf genug, um viele zugleich in Unterwerfung zu halten, scheint wohl geeignet, mehreren Völkern zusammen vorzustehen. Man lobt Karl, daß er durch Herablassung die Niederländer, durch Klugheit die Italiener, durch Würde die Spanier an sich gezogen habe. Was besaß er aber, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, sich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche unser Volk an ausgezeichneten und hochgestellten Menschen zu allererst anerkennt, liebt und verehrt. Ob er wohl die Art und Weise, wie die alten Kaiser sich mit Fürsten und Herren gehalten, nachahmte; ob er sich wohl bemühte, deutsche Sitten anzunehmen, und sogar den Bart in Deutschland nach deutscher Art

trug, so erschien er den Deutschen doch immer als ein Fremder. Ein Vorspänner bei dem Geschütz, den er heftig antreibt, läßt ihn die Peitsche fühlen; vor Algier legt ein Landsknecht sogar auf ihn an; beide, weil sie ihn für einen Spanier halten. Besonders seit dem schmalkaldischen Kriege zerfiel er mit der Meinung des Volkes. Man nannte seine beiden Gegner die Großmütigen, er aber, Karl von Gent, wie man ihn hieß, habe hämisch gelacht, wie er den guten Kurfürsten gefangen genommen; mit welcher Hinterlist habe er sich in Halle des Landgrafen bemächtigt[19]). Während die Italiener seine Einfachheit priesen, wenn er unter einem glänzenden und reich gekleideten Gefolge selber in einem unscheinbaren Mantel in ihre Städte einritt, fanden die Deutschen auch an solchen Dingen etwas auszusetzen. Als er vor Naumburg von einem Regen überrascht ward, ließ er sich sein altes Barett aus der Stadt holen und nahm das neue, das er trug, indes unter den Arm. „Armer Kaiser, dachte ich," sagt Sastrow[20]), „der Tonnen Goldes verkriegt und um eines samtnen Käppchens willen im Regen hält." Genug, in Deutschland ward ihm nie recht wohl. Die Entzweiungen nahmen alle seine Tätigkeit hin, ohne ihm Ruhm zu gewähren; die Witterung war seiner Gesundheit nachteilig; er konnte die oberdeutsche Sprache nicht recht; die Mehrzahl des Volkes mißverstand ihn und war ihm abgeneigt.

II.[21])

Worin liegt das natürliche Bedürfnis der Menschen, einen Fürsten zu haben, als darin, daß die Mannigfaltigkeit ihrer Bestrebungen sich in einem einzelnen Bewußtsein vereinige und ausgleiche, ein Wille zugleich der allgemeine sei, das vielstimmige Begehren in einer Brust zu dem Entschlusse reife, der den Widerspruch ausschließt? Darin besteht auch das Geheimnis der Macht: sie wird erst dann zum Gebrauch ihrer gesamten Hülfsquellen gelangen, wenn alle Kräfte dem Gebote freiwillig Folge leisten.

Im Oktober 1520 zog Karl von den Niederlanden zu seiner Krönung nach Aachen. Ein junger Mensch von zwanzig Jahren, noch in seiner Entwicklung begriffen, der es jetzt so weit gebracht, daß er gut zu Pferde saß und seine Lanze so gut brach wie ein anderer, aber

noch von schwankender Gesundheit, schwermütig und blaß, ernsthaft, wiewohl mit dem Ausdrucke des Wohlwollens; noch gab er wenig Proben von Geist, die Geschäfte überließ er anderen. Am 23. Oktober empfing Karl die Krone. Er nahm die Bezeichnung eines erwählten römischen Kaisers an, den sein Vorfahr die letzten Jahre geführt. Schon im Dezember finden wir ihn in Worms, wohin er seinen ersten Reichstag berufen und wo nun die deutschen Fürsten und Stände zusammenströmten. Seine Seele war erfüllt von der Bedeutung der kaiserlichen Würde. Er eröffnete den Reichstag am 28. Januar 1521, dem Tage Karls des Großen. Die Vorlage, in der er das tat, war von der Vorstellung erfüllt, daß keine Einherrschaft dem römischen Reiche zu vergleichen sei, dem einst beinahe die ganze Welt gehorcht, welches „Gott selbst geehrt, gewürdigt und hinter sich verlassen haben". Leider sei es jetzt gegen früher kaum der Schatten mehr; er hoffe es aber mit Hülfe der Königreiche, großmächtigen Lande und Verbindungen, die ihm Gott verliehen, wieder zu der alten Herrlichkeit zu erheben. Das lautete fast ebenso, wie die Deutschen es wünschten; man mußte nun erwarten, wie er es verstehen, ins Werk zu setzen versuchen würde.

Denn wie hoch auch Karl V. die Würde des Kaisertums schätzte, so ist es doch sehr menschlich und natürlich, daß er den Mittelpunkt seiner Staatskunst nicht in den deutschen Belangen sah. Nur aus dem Gesamtumfang seiner Reiche und Verhältnisse konnte der Inbegriff seines Denkens hervorgehen. Er fühlte sich immer als der burgundische Prinz, der mit seinen anderen zahlreichen Kronen auch die höchste Würde der Christenheit verband. Insofern mußte er dabei stehen bleiben, die Rechte des Kaisertums als einen Teil seiner Macht zu betrachten, wie schon sein Großvater getan. Noch viel weniger als dieser konnte er sich den inneren Bedürfnissen von Deutschland mit voller Hingebung widmen. Von dem Treiben des deutschen Geistes hatte er ohnehin keinen Begriff; er verstand weder unsere Sprache noch unsere Gedanken.

Ein merkwürdiges Schicksal, daß das Volk in dem Augenblick seiner größten, eigensten inneren Bewegung sich ein Oberhaupt berufen hatte, das seinem Wesen fremd war, in dessen Staatskunst, die einen bei weitem größeren Kreis umfaßte, die Bedürfnisse und Bestrebungen der Deutschen nur als ein untergeordneter Umstand erscheinen konnten.

Nr. 13. Karls V. Abdankung und Tod[22]).

I.

Gegen Ende des September 1555 kündigte der Kaiser den vornehmen Herren und den Ständen der Provinzen[23]) an, nach seinen spanischen Königreichen zu gehen, und, weil sich seine Gesundheit den Mühseligkeiten und Reisen, wie die bisher unternommenen, zu unterziehen verbiete, so daß eine Rückkehr nicht in Aussicht stand, zugleich seinen Entschluß, die diesseitigen Provinzen an seinen Sohn abzutreten, welcher von ihnen schon als ihr künftiger Herr und Fürst anerkannt worden sei. Von einer Verzichtleistung auf die Gesamtstaatsleitung geschah dabei keine Andeutung; aber von weitester Aussicht war es doch, daß er den Entschluß aussprach, die Niederlande, die als die vornehmste Grundlage seiner persönlichen Weltstellung angesehen werden konnten, bei Lebzeiten an seinen Sohn zu überlassen. Er forderte die Provinzen auf, ihre Vertreter, mit den erforderlichen Vollmachten versehen, demnächst nach Brüssel zu schicken, um der Uebertragung beizuwohnen. Hie und da fand sich doch in einer und der anderen Landschaft einige Widerrede. Man meinte, wohl der Abdankung beiwohnen, aber den neuen Fürsten als solchen nicht anerkennen zu können, bevor er persönlich in ihrer Mitte erschienen sei. Nachdem die Sache einmal beschlossen war, gab sich Königin Maria[24]) alle Mühe, diesen Widerspruch zu beseitigen. Die Vollmachten wurden in der bestimmten Form, in der man sie brauchte, in die Provinzen geschickt und, als die Gesandten ankamen, dem Kaiser erst vorgelegt.

Auch die Ritter des goldenen Vließes waren einberufen; in deren Versammlung begann am 21. Oktober 1555 die feierliche Handlung der Abdankung. Der Kaiser zeigte sich weder kirchlich noch staatlich sehr friedfertig gestimmt. Er eröffnete der Ordens-Versammlung, daß er dem Könige Heinrich II. von Frankreich den Michaelsorden zurückzuschicken gedenke, nicht allein wegen der andauernden Feindseligkeit, die ihm jener beweise, sondern auch, weil er Ketzer und Verräter in seinen Orden aufgenommen habe. Die Frage ward erhoben, ob

Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der des Luthertums verdächtig sei, noch ferner zu der Ordens-Versammlung berufen werden könne. Die Hauptsache der Verhandlung war, daß der Kaiser den Versammelten seine Absicht ankündigte, wie die Staatsleitung der diesseitigen Länder samt Burgund, so auch die Würde eines Hauptes und Meisters des Ordens vom goldenen Vließ, die an jene sich knüpfe, auf seinen Sohn, den König von England[25]), zu übertragen. Philipp trat einen Augenblick ab, währenddessen die Ritter sich besprachen. Man kann denken, daß keine Stimme gegen den Vorschlag sich erhob; doch sollte keine Form unbeachtet bleiben. Als Philipp wieder eintrat, ward er als der neue Meister des Ordens beglückwünscht, und man faßte den Beschluß, demgemäß dessen Siegel zu verändern.

Hierauf, am 25., versammelten sich die Mitglieder der Stände im kaiserlichen Palast. Es war derselbe Saal, in welchem Karl vor 40 Jahren für mündig erklärt worden und damit die Regierung von Brabant angetreten hatte. Jetzt waren die Abordnungen aus den ganzen Provinzen beisammen; nach der unter ihnen hergebrachten Rangordnung nahmen die Abgeordneten, die von jeder aus den drei Ständen genommen waren, ihre Plätze auf den Bänken ein. Es war um 3 Uhr nachmittags — denn früher erlaubte der Zustand seiner Gesundheit dem Kaiser nicht auszugehen —, als er mit seinem Hof in die Versammlung eintrat. Jedermann erhob sich. Der Kaiser, der an einem Stab einherging, stützte sich überdies mit seiner Hand auf die Schulter des Prinzen von Oranien, indem er nach seinem erhöhten Sitze schritt; zu seiner Rechten nahm sein Sohn, zu seiner Linken seine Schwester Platz.

Nachdem einer seiner gelehrten Räte den Antrag der Uebertragung vorgetragen hatte, ergriff er selbst das Wort. Er hielt ein Papier in den Händen, auf dem er sich einige Bemerkungen verzeichnet hatte. Seine Stimme war noch laut genug, um allenthalben verstanden zu werden. Er erinnerte an seinen Eintritt in die Regierung, an den bald darauf erfolgten Tod seines Großvaters Ferdinands des Katholischen[26]), der ihn nach Spanien zu gehen genötigt, und an die Kaiserwahl in Deutschland, um die er sich hauptsächlich zum Vorteil der diesseitigen Landschaften bemüht habe. Er zählte die mancherlei Reisen auf, die er von einem Lande nach dem anderen zu Land und

zur See habe unternehmen, und gedachte der Kriege, die er notgedrungen habe führen müssen. Von diesen Mühseligkeiten leitete er den elenden Zustand her, in dem er sich befinde. Und schon längst habe er die Unzulänglichkeit seiner Kräfte für eine so große Last empfunden. Aber nachdem der Krieg wieder ausgebrochen, habe er sie auf keine andere Schulter wälzen wollen, zumal da auch sein Leben noch zu jung gewesen sei, um sie zu übernehmen. Er habe alles getan, was in seinen Kräften gestanden, er bedauere nur, daß es nicht mehr gewesen sei. Er erwähnte dann mit einem dankbaren Lobspruch des Eifers, mit dem sich seine Schwester der Regierung angenommen. Von ihr würden sie auch erfahren haben, wie so die letzten Unterhandlungen mit Frankreich gescheitert seien[27]); es tue ihm leid, doch anders sei es nicht: er könne ihnen den Frieden nicht verschaffen. Aber den Krieg zu führen, fühle er sich nunmehr vollkommen unfähig; dagegen sei sein Sohn zu männlichen Jahren gelangt. Es sei lediglich Besorgnis vor der Widerwärtigkeit, die aus seiner eigenen Unfähigkeit, seinem Berufe zu genügen, entspringe, wenn er seine Stelle und die Niederlande an ihn abtrete. Die Rede des Kaisers war darauf berechnet, seine Abdankung als eine Notwendigkeit, selbst als eine Pflicht zu begründen. Daran knüpfte er eine Ermahnung zum Gehorsam gegen den neuen Fürsten, zur Eintracht und zur streng katholischen Kirchlichkeit. Er bat die um Verzeihung, denen er wider seinen Willen unrecht getan haben möge. Nicht das etwa, fügte er noch hinzu, tue ihm leid, daß er die Herrschaft aufgebe, sondern es schmerze ihn, daß er das Vaterland, worin er geboren worden, und so viele treu ergebene Lehnsleute verlassen müsse; der Tod seiner Mutter[28]) rufe ihn nach Spanien. Die Anwesenden wurden von dem Gefühl ergriffen, welches sich beim Anblick der Vergänglichkeit menschlicher Größe und des irdischen Daseins der Gemüter unwiderstehlich bemächtigt; dem Kaiser selber stiegen die Tränen auf.

Auch Königin Maria legte in dieser Versammlung das Amt einer Statthalterin nieder. Sie bat wegen der Fehler, die sie begangen haben möge, um Verzeihung; mit frauenhafter Verbindlichkeit fügte sie hinzu, wenn deren nicht mehr vorgekommen seien, so verdanke sie das nur dem Beistand und guten Rate der Stände selbst. Dabei hatte sie jedoch ein sehr bestimmtes Gefühl von der Veränderung der

Gesinnungen der Menschen, in bezug auf den Fürsten sowohl, wie in der Religion. — So sprachen andere Besorgnis vor den unerfahrenen Leuten, die in die Verwaltung eintreten würden, und vor deren neue Maßregeln aus.

Ein Augenblick voll Schicksal und Zukunft! Da war der mächtige Kaiser, der bisher die großen Angelegenheiten der Welt verwaltet hatte; mit denen, die ihm zunächst standen, beinahe dem Zeitgeschlecht, das ihn umgab, nahm er Abschied. Neben ihm erschienen die Männer, denen die Zukunft gehörte, Philipp II. und der Prinz von Oranien, in denen sich die beiden entgegengesetzten Richtungen darstellten, die fortan um die Weltherrschaft kämpfen sollten. Unverzüglich empfing der neue Fürst von den Ständen den Eid der Treue; — sogleich zeigte sich, daß die begonnene Veränderung dabei nicht stehen bleiben würde.

Da widrige Winde und ein Krankheitsfall den Kaiser an sofortiger Abreise verhinderten, so wurden die wichtigsten Sachen, auch wenn sie z. B. Italien betrafen, wie denn der florentinische Gesandte den Auftrag hatte, den Kaiser von allem in Kenntnis zu setzen, nach wie vor an ihn gebracht. Er wies sie nicht von sich. Da er aber nicht gesund genug war, sie zu erledigen, und nur die Abneigungen und Reibungen der beiderseitigen Minister darüber erwachten, so führte dies zu einem Notstand, aus dem die vollständige Abdankung hervorging. An sich leuchtet ein, daß bei den engen Beziehungen, die sich zwischen den Ländern des Kaisers gebildet, deren Trennung in zwei Verwaltungen die größten Schwierigkeiten darbot. Ganz unübersteiglich zeigten sie sich in einem Augenblicke, wo ein neuer, großer Krieg bevorstand. Gegen Ende des Jahres liefen Nachrichten ein von einem zwischen Paul IV.[29]), dem Könige von Frankreich und dem Herzog von Ferrara zu einer neuen Verteilung der italienischen Länder getroffenen Bündnis. Man muß bekennen, die Minister Philipps II. hatten nicht unrecht, wenn sie erklärten, die burgundischen und die italienischen Länder ohne Beihülfe der spanischen nicht verteidigen zu können. Wir haben unverwerfliche Nachrichten, daß Philipp II., von einigen Italienern wie Tornabuoni noch besonders angefeuert, dies seinem Vater eines Tages sehr lebhaft und ernstlich dargestellt hat.

Und zugleich erhob sich in dem Kaiser, bei dem es für sein gesamtes Tun eines äußeren Anstoßes bedurfte, eine Sehnsucht nach Zurückgezogenheit und klösterlicher Büßung, mit der er sich schon lange getragen, zu vollem Bewußtsein. Noch als seine Gemahlin lebte[30]), hatten sie sich wohl geträumt, am Ende ihrer Tage nach abgelegter Herrlichkeit der Welt in ein paar benachbarten Klöstern zu leben, er in einem Mannskloster, sie unter Klosterfrauen, und dann unter dem Altar einer Kirche gemeinschaftlich begraben zu werden. Bei der Rückkehr von dem unglücklichen Unternehmen gegen Algier (1541) an die spanische Küste bemerkte man, welchen Eindruck der Friede, die Einsamkeit und die einfache Lebensweise des ersten Klosters, das er antraf, auf ihn machten. Im tiefsten Geheimnis vertraute er bald darauf, im Jahre 1542, zu Monzon dem Franzisco de Borja seine Absicht, sich einmal in ein Kloster zurückzuziehen, mit ausdrücklichen Worten an. Damals aber hatte ihn der Strom der Ereignisse noch einmal ergriffen. Im Grunde ist das meiste, was sein Andenken in der Welt unvergeßlich gemacht hat, erst nachher geschehen; er hatte noch einmal den kühnen und großartigen Versuch gemacht, seinen Begriff eines römisch-gläubigen Kaisertums zu verwirklichen. Damit aber war es nun auch vorbei. Was war ihm an der Macht gelegen, wenn sie ihm nicht mehr zur Ausführung seiner Gedanken dienen konnte? Als er sich in dem Falle sah, den unbedingten Frieden in Deutschland zwar nicht ausdrücklich bestätigen zu müssen — niemals hätte er das getan —, aber ihm doch auch nicht widerstreben zu können, meldete er seinem Bruder, daß er ihm die kaiserliche Würde überlasse. Nur in der besonderen Bedeutung, wie er das Kaisertum gefaßt, hatte es Wert für ihn.

Und dazu kam noch eine Gewissensbedrängnis sehr persönlicher Art, die jetzt erst hervortauchte. Er bekannte, er habe unrecht daran getan, daß er sich aus Liebe zu seinem Sohne nicht zum zweiten Male vermählt habe, und verhehlte nicht, daß er darüber in Sünden gefallen sei, die er jetzt büßen wolle, um sich vor seinem Ende mit seinem Gott zu vergleichen. Am 15. Januar 1556, in einer Versammlung der angesehensten Spanier, die sich in den Niederlanden befanden, in Anwesenheit der beiden Königinnen, seiner Schwestern,

übertrug der Kaiser auch die spanischen Königreiche an seinen Sohn. In allen spanischen Hauptstädten, auf der Halbinsel selbst und in den Unterkönigreichen auf einer anderen Erdhälfte wurden darauf die Fahnen für den König Philipp II. erhoben, nicht anders, als ob König Karl, für sie dieses Namens der erste, bereits gestorben sei.

II.

In Estremadura, in der Vera[31]) von Placencia, die einen alten Ruf gesunder Luft genießt, in der Mitte von Baumpflanzungen, die von frischen Quellen und Bächen vom Gebirge belebt sind, liegt das Hieronymitenkloster Juste, das damals aus zwei Klostergebäuden und einer Kirche bestand, an dem Abhang eines Hügels, der es vor den Nordwinden schützt, in vollkommener Einsamkeit. Dahin hatte sich der Kaiser bald nach seiner Ankunft in Spanien begeben. Man dürfte nicht glauben, daß er ein Klosterbruder geworden wäre. Er wohnte nicht in dem Kloster, sondern an der Kirche war ihm ein nicht etwa glänzendes und prachtvolles, aber nach seinen niederländischen Gewohnheiten und den Erfordernissen seines Gesundheitszustandes für Sommer und Winter eingerichtetes geräumiges Wohnhaus erbaut. Die zahlreiche Dienerschaft, die noch den Aufwand einer Hofhaltung darstellte, war bei ihm geblieben; sie wohnte zum Teil in benachbarten Ortschaften. Innerhalb der Klosterräume blieb das Bereich der Mönche und der fremden Gäste sorgfältig geschieden; der Haushofmeister liebte die Berührung mit den Mönchen nicht, er suchte sie von jedem kleinen Dienst auszuschließen. Dem Kaiser bekam das Landleben unter dem südlichen Himmel vortrefflich. Niemals hatte er sich besser befunden als im Sommer des Jahres 1557, dort in der Mitte der Orangegärten, zwischen denen sein Haus lag und in denen sein Gärtner Blumenpflanzungen nach seiner Anordnung anlegte. Seine Umgebung hatte Befehl, keine Besuche anzunehmen, und in dem Kloster war es so still, als wäre er nicht anwesend. Oder vielmehr es ward noch stiller durch ihn. Er bemerkte mit Mißfallen, daß zuweilen Frauen an die Pforte kamen und mit den Mönchen redeten. Auf seinen Wunsch ward es abgestellt. Man hatte dafür gesorgt, daß der Blick aus seinen Zimmern, der über die Klostergärten hinführte, durch nichts Fremdartiges gestört wurde. Sein

Vergnügen war, wenn er sich wohl befand, nach einer kleinen, ein paar Armbrustschüsse entfernten Einsiedelei zu lustwandeln unter dem Schatten dichtgepflanzter Kastanienbäume, welche vor der Sonne dieses Himmels schützten; zuweilen machte er diesen Weg auf einem Saumtier oder in seinem Tragsessel. Den gottesdienstlichen Handlungen beizuwohnen war ihm Glaubenspflicht und zugleich Vergnügen. Er besaß Geschmack und Unterscheidungsgabe für die Musik; die Oberen des Ordens hatten nicht versäumt, ihre besten Stimmen in dem Kloster zu vereinigen. Seine Wohnung war in eine solche Verbindung mit der Kirche gesetzt, daß er in den Tagen der Krankheit den Gesang und die Feier der Messe in seinem Schlafzimmer vernehmen konnte. Des Nachmittags wurden gelehrte Unterhaltungen gepflogen, Stellen aus den Kirchenvätern oder den paulinischen Briefen gelesen, Predigten gehört. Doch nahm sich der Kaiser nicht übel, auch wegzubleiben, wenn etwa eben Briefschaften von seinem Sohne oder von seiner Tochter, welche die Herrschaft in Spanien führte, eingelaufen waren. Es liegt ein lieblicher Reiz über dieser Verbindung von Landleben und Klostereinsamkeit, der Weltentsagung eines Fürsten, dessen Tun und Lassen beide Erdhälften erfüllt hatte. Aber seine Zurückgezogenheit war doch weit entfernt, eine vollständige zu sein; sie wurde unaufhörlich durch Geschäfte unterbrochen. Zuweilen sind es die Beziehungen der Familie, welche die Aufmerksamkeit des Kaisers beschäftigten. Wie hätte aber überhaupt ein Fürst in seiner Weltstellung und Vergangenheit den großen Angelegenheiten, aus deren Mitte er im Augenblick einer Bewegung geschieden war, der er nicht mehr gewachsen zu sein glaubte, fremd bleiben können? Im Jahre 1557 traten sie noch einmal in eine Entscheidung ein.

Zwischen dem Papst und dem Könige von Frankreich wurde ein Bündnis geschlossen, welches die Herrschaft des Hauses Oesterreich in seinen italienischen Provinzen und selbst diesseits der Pyrenäen, damit aber seine gesamte Macht bedrohte. In dieser Gefahr schickte Philipp II. seinen vertrautesten Minister, Ruy Gomez de Sylva, nach Juste und ließ seinen Vater auffordern, ihm nicht allein mit seinen Ratschlägen, sondern auch mit seiner persönlichen Tätigkeit beizustehen und das Kloster zu verlassen; denn es werde ja auch andere Orte geben, die seiner Gesundheit zuträglich seien: schon sein Wiedererscheinen

werde die Feinde in Furcht setzen. Der Kaiser antwortete: in dem Kloster gedenke er zu bleiben; aber auch von da aus werde er seinen Sohn mit Rat und Tat unterstützen können. Und wenn es im damaligen Augenblicke hauptsächlich darauf ankam, in Spanien die zur Fortsetzung des Krieges nötigen Geldmittel herbeizuschaffen, so hat der Kaiser, der den Minister bei diesem Geschäfte mit seinem alten Ansehen auf das nachdrücklichste und wirksamste auch vom Kloster aus unterstützte, einen großen Einfluß auf die allgemeinen Geschäfte ausgeübt. Er war doppelt glücklich, daß die spanisch-niederländischen Waffen noch einmal glänzende Siege erfochten und daß auch Paul IV. bezwungen wurde. Nur mit den Bedingungen war er unzufrieden, die der Herzog Alba dem Papste gewährte; er hatte gewünscht, dessen weltliche Gewalt noch viel enger eingeschränkt zu sehen.

Solange der Mensch atmet und lebt, kann er sich dem Kampfe der Dinge, welche die Welt bewegen, und seinen Wechselfällen nicht entziehen. Indem der weltliche Bestand des Papstes fester gegründet wurde, als der Kaiser gewünscht hatte, wurde er inne, daß die Gegner der geistlichen Gewalt, jener, in denen er seine eigenen Feinde sah, sich in seiner Nähe regten. Plötzlich entdeckte man kleine Gemeinden protestantischer Richtung in Valladolid und Sevilla. Augustin Cazalla, der während des schmalkaldischen Krieges um ihn gewesen und noch in Juste vor ihm gepredigt hatte, wies sich selbst als ein Lutherisch-Gläubiger aus. Der Kaiser war darüber betroffen, ja erschüttert. Am Ende seiner Tage mußte er erleben, daß ein Mann, der sein Gewissen eine Zeitlang geleitet, die Meinungen bekannte, mit denen er sein ganzes Leben gekämpft hatte. Seitdem sie durch ihre mächtige Wiedererhebung vor fünf Jahren sein Glück zerstört hatten, waren sie ihm vollends unerträglich geworden. Mit dem Gefühl, als sei das geistliche und weltliche Heil von Spanien in Gefahr, forderte er seine Tochter und die Inquisition [32]) auf, diese Regungen mit der Wurzel auszurotten, ohne Ansehen der Person und mit unerbittlicher Strenge, und zwar auf der Stelle, denn sonst würden sie unüberwindlich werden; ihn habe die Erfahrung belehrt, daß ohne Gleichförmigkeit des Bekenntnisses weder Ruhe noch Wohlfahrt möglich sei. Die Inquisition schritt zu ihren Verhaftungen. Der Kaiser sprach den Wunsch aus, die Ketzer verbrannt zu sehen.

Er soll in diesem Augenblick bereut haben, daß er an Martin Luther, trotz des sicheren Geleites, das er ihm gegeben, nicht die Strafe der Ketzer vollzogen habe. Es ist die weltgeschichtlich größte Handlung Karls V., daß er damals das gegebene Wort höher stellte als die kirchliche Satzung. Aber die Stimmung und Sinnesweise jener Zeit, die Verflechtung der Angelegenheiten in Deutschland und in Italien, welche damals die Schonung zu einer Art von Notwendigkeit machte, waren in Vergessenheit geraten. Man fühlte nur die widerwärtigen Folgen, die daraus für den ungeirrten Bestand der alten Kirche und die Machtstellung des Hauses Oesterreich-Burgund entsprungen waren; der Kaiser soll gemeint haben, er hätte das Geleit brechen sollen, da Luther einen höheren Herrn beleidigt habe, als er selber sei. So wäre er zu der Gleichsetzung der göttlichen Dinge mit den kirchlichen Anordnungen auf Erden zurückgekehrt. Dazu mag dann der Aufenthalt in dem ausschließlich rechtgläubigen Königreiche das Seine beigetragen haben; selbst in dem Arzt erwachten Bedenken, daß er eine französische Bibel bei sich hatte. Dahin führte auch die tägliche unmittelbare Berührung mit den Hieronymiten des Klosters. Diese können nicht genug rühmen, mit welchem Eifer der Kaiser, so oft es ihm möglich war, ihrem Gottesdienst beiwohnte; jeder Donnerstag war für ihn ein Festtag des Corpus Christi. Von dem Gefühl der Nichtigkeit des menschlichen Daseins zeigte er sich doppelt durchdrungen, als er auch das Kaisertum aufgegeben hatte: er war weder König noch Kaiser mehr; er wollte in der Messe nur noch mit seinem Taufnamen genannt sein. Die Beziehung des Ewigen und des Vergänglichen, des einzelnen Lebens zu Gott, wie sie die katholische Kirche faßt und in ihren Formen ausprägt, das Geheimnis des Jenseits beschäftigten sein Gemüt bis zu krankhafter Erregung. Er wurde nicht müde, die Totenämter seiner Eltern, seiner Gemahlin, einer der verstorbenen Schwestern feiern zu lassen und ihnen beizuwohnen. Nicht unerhört war es, daß man noch bei seinen Lebzeiten seine eigenen Totenämter beging; die Kirche hatte dafür eine Beschränkung der Feierlichkeit eingeführt. Aber das war ihm nicht genug. Die Hieronymiten berichten mit der größten Bestimmtheit, daß er selbst eine solche Feier veranstaltet und ihr in Person beigewohnt habe; er habe gesagt, er sehe es lieber, daß das

Licht vor ihm hergehe als ihm folge. Mag man es aber annehmen oder nicht, so erhellt aus anderen Zeugnissen unleugbar, daß der Kaiser mit diesem Gedanken umging. Und hauptsächlich auf die kirchliche Anschauung, in der er lebte, kommt es an.

Sehr bezeichnend ist es nun, daß er, in diese dunklen geistlich-schwärmerischen Gedanken vertieft, in denselben Tagen doch auch den Belangen seines Hauses, die noch immer sehr gefährdet waren, die eingehendste Aufmerksamkeit gewidmet hat. Da es die reichsländischen Geschäfte notwendig machten, forderte er seine Schwester Maria auf das dringendste auf, trotz alledem, was zwischen ihnen verabredet worden, noch einmal dahin zurückzugehen und die Staatsleitung zu übernehmen. Denn sie könne, sagte er ihr, dem allgemeinen Wohl aus ihrem Hause keinen größeren Dienst leisten. Dazu aber kam es doch nicht. Seine Schwester war nicht geneigt, mit der Welt noch einmal anzuknüpfen, und ihn selbst rief sein Geschick von hinnen. Die übermäßige Hitze des Sommers 1558, welche einer ganzen Anzahl seiner niederländischen Begleiter das Leben kostete, machte auch dem seinen ein Ende. Er starb am 21. September 1558.

Sein fürstlicher Ehrgeiz war immer zugleich ein kirchlicher gewesen. Am Ende seiner Tage hat er oft für die Einheit der Kirche gebetet: „In deine Hände, o Herr", hörte man ihn sagen, „habe ich deine Kirche übergeben." Er starb in dem Gedanken, der sein Leben ausgemacht hatte. Für eine Kirche von staatlich-religiöser Einheit, die ganze abendländische Welt umfassend, wie er sie gedacht, war kein Raum mehr in Europa. Der Gedanke selbst ist niemals wieder so lebendig in die Seele eines Menschen gekommen, wie Karl V. ihn hegte. Schon genug, wenn die südlichen Völker sich der vordringenden Bewegung nur selber erwehrten; von den nördlichen, einmal in der Abweichung begriffenen, war keine Rückkehr zu erwarten. Und beruht denn — so darf man fragen — die Einheit der Christenheit wirklich so ausschließend auf dem gleichen Glaubensbekenntnis? Sehen wir weiter um uns, so hat sie sich auch unter den Gegensätzen behauptet, welche die gemeinsame Grundlage nicht verleugnen können, sich unaufhörlich aufeinander beziehen, einer ohne den anderen nicht zu denken sind. Zuletzt ist der gleichartige Fortschritt der europäischen Gesittung und Macht an die Stelle der kirchlichen Einheit getreten.

Was diese verloren hatte, das Uebergewicht über die Welt, ist durch jene im Laufe der Jahrhunderte wiedererworben worden.

4. Franzosenkriege.

Nr. 14. Ursprung der deutsch-französischen Kriege [1]).

Im 10. Jahrh., als die abendländischen Völker, noch in den Anfängen ihrer Bildung begriffen, auf allen Seiten von den Einfällen überlegener feindlicher Weltkräfte heimgesucht wurden, waren es die Deutschen, welche die ersten großen Siege errangen. Indem sie sich selber verteidigten, leisteten sie auch allen anderen unschätzbare Dienste. Sie verschafften dem Abendlande wieder eine selbständige Haltung; mit ihren glücklichen Waffen erneuerten sie den Gedanken des abendländischen Reiches; zwei Drittel des großen karolingischen Erbes fielen ihnen anheim.

Im 11. und 12. Jahrh. erkannten noch alle umwohnenden Völker die Hoheit des Reiches an, wie im Norden und Osten, so im Süden und Westen: — Arles und Lyon so gut wie Mailand und Pisa gehörten zu ihm.

Am Ende des 12., in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. sehen wir unsere Kaiser eine starke Hausmacht in Italien gründen: mehr als einmal erhebt sich in ihnen der Gedanke, die Herbeibringung des morgenländischen Reiches zu unternehmen. Indessen werden im Norden und Osten weite Gebiete mit Ansiedelungen bedeckt und in der Ferne vor ihnen her die großen Ritterstaaten gegründet [2]), welche noch in dem folgenden Jahrh. ohne Zweifel die besteingerichtete und kräftigste Macht in dem Norden bildeten. Eine Weile gingen die Eroberungen auch dann noch fort, als die Reichsleitung schon nicht mehr die alte Tatkraft besaß; endlich aber mußte die Auflösung der inneren Ordnung, die Vernichtung eines wahrhaft selbständigen Kaisertums auch auf die Grenzen zurückwirken: das Reich vermochte seine Stellung nicht mehr zu behaupten.

Den Anfang der Beraubung hatte der Papst gemacht, der Rom, den Kirchenstaat und Avignon von ihm losriß. Mit ihm verbündet, bemächtigte sich ohne viel Geräusch, Stück für Stück, die französische Krone des arelatischen Reiches; bald darauf erfocht die emporkommende polnisch-litauische Macht entscheidende Siege über die nicht mehr hinreichend unterstützte Ritterschaft. Im 15. Jahrh. machte sich Böhmen unabhängig; die italienischen Staaten rechneten sich kaum dem Namen nach noch zum Reiche. Der Grundsatz der Absonderung wirkte endlich auch auf die deutschredenden Stämme in den Alpen und den Niederlanden zurück. Der Anblick so vieler Verluste erweckte jenen Unmut vaterländisch gesinnter Geister, dessen wir zuweilen gedachten. Noch hatte man sich jedoch zu keiner endgültigen Abtretung von seiten des Reiches verstanden, ausgenommen etwa zugunsten des Papstes, mit dem man gleichwohl über die Grenzen der beiderseitigen Befugnisse auch noch nicht sehr fest übereingekommen war; noch konnte alles wiedergewonnen werden.

Besonders war man nie der Meinung gewesen, das obere Italien aufzugeben. Noch im Anfange des 15. Jahrh. machte der römische König Ruprecht (1400—1410) einen entschlossenen Angriff auf Mailand; in seiner Mitte regte sich nach dem Aussterben der Visconti in Mailand (1447) selbst eine Partei, welche geneigt war, sich dem Kaiser zu unterwerfen. Wir sahen, in welch unaufhörlichen Versuchen sich Maximilian Zeit seines Lebens bewegte, die Lombardei zu erobern. Zwar glückte es ihm damit nicht. Nach allem Wechsel der Kriegsereignisse behaupteten die Franzosen doch zuletzt Mailand und Genua; allein die alten Ansprüche waren gleichwohl auf das lebendigste in Erinnerung gekommen, und in dem Reiche sah man Franz I., der überdies der Lehen entbehrte, mit nichten als einen rechtmäßigen Besitzer an.

Indem nun Karl V. den kaiserlichen Thron bestieg, eröffnete sich für das Reich noch einmal die großartige Aussicht, zu all seinen Rechten zu kommen. Wir müssen uns erinnern, daß man gleich bei der ersten Annäherung zwischen Burgund und Oesterreich diesen Gesichtspunkt ins Auge gefaßt hatte. Als Karl der Kühne Friedrich III. (1439—1493) seinen Bund antrug, sagte er ihm, er wolle ihn furchtbarer machen, als irgend ein Kaiser seit 300 Jahren gewesen; er

stellte ihm vor, welch eine unwiderstehliche Macht aus der Verbindung ihrer Besitztümer und Gerechtsamen hervorgehen müsse. Der junge Fürst, der jetzt (1519) den Thron bestiegen, war der Urenkel und Erbe sowohl des einen wie des anderen; noch viel weiter, als man damals hätte ahnen können, erstreckten sich seine Fürstentümer und Königreiche. Wie hätten Gedanken dieser Art nicht in ihm erwachen sollen!

Noch war das deutsche Volk von allen abendländischen ohne Zweifel am besten bewaffnet. Der Adel riß sich zuerst von den für die neuere Kriegskunst nicht mehr geeigneten Formen des ritterlichen Lanzenwesens los: Herren und Diener fochten in einem Glied. Aus den Bauern gingen die Landsknechte hervor, ein Fußvolk, das außer den Schweizern, die doch auch Deutsche waren, seines Gleichen nicht hatte. Die Bürger waren die Meister der Geschütze; mit einer Vereinigung der hanseatischen und der niederländischen Seemacht hätte sich keiner an dem Volk der Welt messen können.

Der Fehler hatte nur immer darin gelegen, daß der Kaiser zu schwach gewesen war, um die Kräfte des Volkstums zu nutzen. Jetzt aber schien das anders werden zu müssen. Die Landsknechte feierten das in einem Liede, daß sie einen Fürsten bekommen, der imstande sein werde, sie zu besolden, im Felde zu halten. Auf dem Reichstage zu Worms war auf das ernstlichste von der Wiedereroberung der abgekommenen Reichslande die Rede. Auch für diese Verhältnisse dürfen wir jedoch keinen Augenblick vergessen, daß es nicht eine eigentlich völkische Entwickelung war, woraus die Vermehrung der kaiserlichen Macht hervorging. Das Volkstum war nicht gemeint, Karl V. größere Rechte zu gewähren, als seinen Vorfahren, schloß sich nicht einmütiger an ihn an. Der Unterschied beruhte auf der Verbindung einer Hausmacht, wie sie noch niemals vorgekommen war, mit den Rechten des Kaisertums. Aber so fremdartige Bestandteile umfaßte sie, daß sie niemals mit der kaiserlichen Gewalt verschmelzen konnte. In der Stellung Karls V. lag eine Doppelseitigkeit, welche mit der Zeit eigentümliche Schwierigkeiten entwickeln mußte und für die Rechte des Reiches, inwiefern sie von denen des jedesmaligen Kaisers unterschieden waren, auch wieder gefährlich werden konnten.

Nr. 15. Die Schlacht bei Pavia (1525)[3].

Als Franz I. (1515—1547) es unternahm, von den Festungen in der Lombardei zunächst Pavia zu belegen, soll ihn dazu die Hoffnung erweckt haben, die Deutschen, welche daselbst die Besatzung bildeten, zum Abfall zu bewegen. Allein er sollte sie anders kennen lernen. Die beiden Obersten, Zollern und Lodran, waren dem Hause Oesterreich mannigfaltig verpflichtet; auch die Hauptleute — ihre Namen verdienen wohl genannt zu werden: es waren Martin Pfaff, Graf Christoph von Lupfen, Michael Alting, Eitelek von Reischach, Heinrich von Castelat, Konradin Glürns, Michael Mertel, Kaspar Schwegler — hatten sich nun schon eine Zeitlang unter den kaiserlichen Fahnen eingelebt. Ich will nicht sagen, was ein jeder getan haben würde, wenn er erst Dienste zu nehmen gehabt hätte; allein die genommenen, in denen er sich Ansprüche erworben, jetzt wieder zu verlassen, war gewiß keiner geneigt. Auch wäre das ghibellinische[4]) Pavia nicht geeignet gewesen, Gedanken dieser Art zu erwecken. Hier sah man vornehme Damen selber an der Arbeit des Schanzens teilnehmen; der reichste Bürger, Matteo Beccaria, hatte auf seine Kosten aus seinem Anhang in der Stadt ein Fähnlein gebildet: er gab wohl den Hauptleuten auch dann noch, als man übrigens schon Mangel spürte, ein prächtiges Gastmahl, und dem Gemeinen fehlte es wenigstens nie an „weißem Brot und kühlem Wein". Der kaiserliche Befehlshaber, Antonio Leiva, rühmt von dem jungen Kaspar Frundsberg, der sich hier zum Hauptmann aufschwang, daß er ihn selbst bei gutem Mute erhalten habe. Antonio Leiva war übrigens ganz für Fälle dieser Art gemacht, ebenso klug wie entschlossen, selber voll Aufopferung für die Sache des Kaisers; er zog eine goldene Kette vom Halse und ließ Dukaten daraus prägen. So hielt man sich auf das beste und schlug alle Stürme ab. Den Deutschen kamen zuweilen ihre bergmännischen Fertigkeiten zugute. Dem Könige dagegen setzte auch der Fluß unüberwindlichen Widerstand entgegen; der freilich verwegene Versuch, den Tessin abzuleiten, mißlang ihm vollständig. Im Januar 1525 sah er sich darauf beschränkt, die Stadt

umschlossen zu halten und womöglich auszuhungern. Einige tausend Mann sonderte er unter dem Herzoge von Albanien ab, um eine Ablenkung in dem mittleren und unteren Italien zu versuchen.

Indem aber kamen auch schon andere deutsche Scharen die Berge herab. Bourbon[5]) hatte die Juwelen verkauft, die er bei seiner Flucht gerettet, war dann selbst nach Innsbruck, nach Augsburg gegangen; von Erzherzog Ferdinand[6]) unterstützt, brachte er jetzt 18 Fähnlein Landsknechte unter Marx Sittich von Ems herüber; Graf Nikolaus von Salm begleitete sie mit 200 Pferden vom Hofgesinde. Indessen ließ der Unterkönig von Neapel alles veräußern, was einen Käufer fand; das Geld schickte er dann durch einen Abgeordneten unmittelbar an Georg Frundsberg[7]). Dem lag die italienische Macht des Kaisers, die er mit hatte gründen helfen, wie eine eigene Sache am Herzen; ein neuer Beweggrund für ihn war, daß er seinen Sohn zu entsetzen hatte. Am dritten Weihnachtsfeiertage musterte auch er elf Fähnlein zu Meran; 25 namhafte Hauptleute, viele Kriegsgefährten aus guten Häusern umgaben ihn: es waren die Junker, die kein Bleiben zu Hause hatten und denen die überzähligen Bauernsöhne folgten. Am 24. Januar vereinigten sich die beiden Haufen mit dem italienischen Heere in Lodi.

Sie sahen sich in der Notwendigkeit, unmittelbar ins Feld zu gehen. Trotz aller jener Anstrengungen war doch nicht Geld genug vorhanden, um die Truppen lange zufriedenzustellen. Die meisten hatten nichts weiter als das Laufgeld empfangen; sie versprachen nur auf eine bestimmte Zeit ohne Sold zu dienen. Auch mußte Pavia gerettet werden. Schon am 4. Februar langte das Heer in der Nähe dieser Stadt an, warf einige Leute mit Schießvorrat hinein und tat alles, um den König zu reizen, aus seinem festen Lager herauszukommen. Dies waren jedoch vergebliche Bemühungen. Der König wollte die starke Stellung, die er im Parke vor Pavia genommen, nicht verlassen: da hatte man sich auf das beste befestigt; man lebte bereits ziemlich bequem, man hatte Lebensmittel in Fülle. Er hielt es für vorteilhafter, angegriffen zu werden wie schon einst bei Marignano[8]), als anzugreifen, was den Seinen vor kurzem bei Bicocca so übel ausgeschlagen war. Zum Angriff mußten sich auch endlich die Kaiserlichen entschließen, aus Mangel an Geld wie an Lebens-

mitteln. Sie urteilten, es sei ebenso schlimm, wenn man sich im Angesichte des Feindes auflöse, wie wenn man eine Niederlage erleide. „Gott gebe mir", sagte Pescara[9]), „hundert Jahre Krieg und nicht einen Schlachttag; aber heute ist kein Ausweg." Er begab sich in die Mitte seiner Spanier und stellte ihnen vor, daß kein Fuß breit Landes ihnen angehöre, kein Stück Brot da sei, um davon morgen zu leben. „Aber vor euch", rief er, „ist das Lager, wo man Brot vollauf hat, Fleisch und Wein, Karpfen vom Gardasee. Wir müssen es haben, wir müssen den Feind hinausjagen. Wir wollen den Tag des hl. Matthias berühmt machen." Schon hatte auch Georg Frundsberg auf ähnliche Weise seine Deutschen angeredet. Mit erhobenen Händen hatten sie ihm versprochen, es mit dem prächtigen Feinde aufzunehmen, ihre Brüder in Pavia zu erledigen.

Es war nicht eine jener glänzenden Feldschlachten zu erwarten, in denen wohl sonst zwei Ritterschaften sich um den Preis der Ehre schlugen. Eine geldbedürftige, Mangel leidende Söldnerschar, die ihren Dienst nur noch auf eine bestimmte Anzahl Tage zugesagt, mußte unverzüglich an den Feind geführt werden, weil sie sich sonst aufgelöst hätte. Sie wollte das reiche Lager des Feindes erbeuten, ihre Waffenbrüder entsetzen, das so oft eroberte Land endlich einmal sichern. Dazu schritt sie auch unter den ungünstigsten Umständen. „Entweder", schreibt Pescara an den Kaiser, „mußte Ew. Majestät den erwünschten Sieg erlangen, oder wir erfüllten mit unserem Tode die Pflicht, Ihnen zu dienen."

Der Plan Pescaras ging eigentlich auf einen nächtlichen Ueberfall. Mitten in dem Parke lag die Meierei Mirabella, wo der Markt des Lagers gehalten zu werden pflegte und ein Teil der Reiterei aufgestellt war. Dort wollte er sich womöglich mit der Besatzung von Pavia vereinigen. Um Mitternacht fing man an, die Mauer des Parks einzureißen. 2000 Deutsche, aus dem Frundsbergischen wie dem Emsischen Regiment, 1000 Spanier, weiße Hemde über ihre Panzer, sollten den Ueberfall ausführen. Allein die Mauer war fester, als man dachte; es wurde Tag, ehe eine hinreichende Lücke gerissen war. Als jetzt (an dem Morgen des 24. Februar) jene Truppen eindrangen, waren die Franzosen schon in voller Bewegung. Soviel war allerdings erreicht worden, daß sie ihre feste Stellung

verließen und auf der Heide des Parkes in das freie Feld kamen; dadurch gerieten aber nun zunächst die kaiserlichen Truppen in Gefahr. Das bei weitem überlegene französische Geschütz erreichte die heranrückenden Landsknechte und brachte ihnen nicht geringe Verluste bei; auch die leichte Reiterei geriet in Nachteil. König Franz, der sich hier selber in das erste Handgemenge stürzte und einen tapferen Ritter mit eigener Hand erlegte, war sehr glücklich, als er ein paar Fähnlein zersprengt vor sich her fliehen sah: „Heute", sagte er zu einem seiner Begleiter, „nenne ich mich Herrn von Mailand"; er hielt inne, um die Pferde ein wenig verschnaufen zu lassen. Sein Heer rückte in der besten Ordnung vor; unaufhörlich spielte sein Geschütz.

Allein in diesem Augenblick sollte die Schlacht erst eigentlich beginnen. Pescara hatte jene Dreitausend, die nun nichts mehr ausrichten konnten, zumal da auch die Freunde aus Pavia nicht erschienen, wieder an sich gezogen. Unerschüttert rückten die beiden großen Scharen der Landsknechte heran, Frundsberg mit seinen Gefährten, den Grafen von Ostenburg, Hag, Virneburg, den Herren von Losenstein und Fleckenstein und ihm zur Seite weiter zur Linken Marx Sittich von Ems. Dann erschienen auch die kaiserlichen Lanzen unter dem Unterkönige von Neapel und dem Herzoge von Bourbon. Der Unterkönig war ungeduldig, seine Reiterei dem feindlichen Geschütz ausgesetzt zu sehen. Er wäre lieber in das alte Lager zurückgewichen; aber Pescara bemerkte ihm, noch sehe er keinen Grund dazu, und bewegte sich weiter vorwärts. Der Unterkönig, der noch immer geglaubt hatte, man könne sich dem Feinde gegenüber im Parke verschanzen, sah endlich ein, daß das nicht mehr möglich war. „Es ist keine Hilfe als bei Gott," sagte er; „ihr Herren, macht es wie ich," bezeichnete sich mit dem Kreuze und gab seinem Pferde die Sporen zum Angriff.

Bei dem ersten Zusammentreffen seiner Panzerreiter mit den französischen, welche die Blüte der französischen Ritterschaft bildeten, blieb kein Zweifel, daß diese die Oberhand besaßen. Der Unterkönig behauptete sich nur dadurch, daß ihm Pescara eine Schar tapferer spanischer Hakenschützen zu Hilfe schickte. Die Schützen mischten sich diesmal in das Gefecht der Reiterei. Sie nahmen die weißen Kreuze der Herren und Ritter zum Augenmerk oder legten auf ihre

Pferde an. Kein Harnisch war stark genug, um vor dem Blei der Handrohre zu schützen; die tapfersten, schlachtenberühmtesten Führer erlagen. Die Hakenschützen waren angewiesen, kein Leben zu schonen. Indem stießen auch die Fußvölker aufeinander: von der einen Seite her die Schweizer und die schwarzen Fähnlein, jene Deutschen von Geldern und Lothringen, die unter den Franzosen fochten; auf der anderen die beiden großen Landsknechthaufen, die dem Kaiser dienten. Die französischen und kaiserlichen Deutschen haßten einander am entschiedensten. Aus den Reihen der ersteren trat ein Augsburger, Hans Langenmantel, hervor und forderte die beiden deutschen Obersten zum Zweikampfe heraus. Aber er ward dessen, da er den Franzosen diente, gleichsam nicht mehr für würdig gehalten; auf der Stelle war er zu Boden gestreckt und getötet; ein Knecht erhob die ihm abgehauene Hand mit ihren goldenen Ringen wie ein Siegeszeichen. Hierauf wurde man um so ernstlicher handgemein. Marx Sittich von Ems warf sich durch eine rasche Wendung den Schwarzen in die Flanke. Sie wehrten sich auf das tapferste, sie kamen fast sämtlich um. Ihr Geschütz geriet den Kaiserlichen in die Hände.

Neben der guten Führung der deutschen Haufen hatte die Geschicklichkeit der spanischen Hakenschützen auch an diesem Erfolge den größten Anteil. Sie rückten mit glimmenden Lunten, einige von ihnen mit kleinen Kugeln im Munde, heran; auf das behendeste wußten sie die Zögerungen, die mit dem Gebrauche des Luntenschlosses verbunden waren, zu überwinden: sie zielten, indem sie schossen, und feuerten mit einer Gleichmäßigkeit und Raschheit, die man sonst nicht kannte. Dagegen halfen den Vordermännern des Fußvolkes ihre Bruststücke so wenig, wie den Reitern ihre Harnische; sie brachen mit ihren Hellebarden zusammen wie das Röhricht vor einem kräftigen Windstoße. Und nicht allein die unmittelbare Wirkung war in diesem Augenblick entscheidend, sondern noch mehr die Entmutigung des Feindes. Die Schweizer, in denen die französischen Heere noch immer ihre Stärke sahen, rückten nur ungern heran; die Verbindung der spanischen Hakenbüchsen mit dem nachhaltigen Anlaufe der deutschen Landsknechtgeschwader setzte sie in Schrecken. Es kam alles zusammen: der Ungestüm dieses Anfalles, den Pescara selbst ausführte, der Anblick der Niederlage der schwarzen Fähnlein, wie die soeben erfolgende Ent=

scheidung in der Reiterschlacht zum Nachteil der Franzosen. Von den Panzerreitern warf sich zuerst Alençon in die Flucht; die Schweizer wurden zum Teil mit fortgerissen, zum Teil durchbrochen. In diesem Augenblick erschien auch die Besatzung von Pavia im Rücken der Weichenden: eine allgemeine Flucht erfolgte.

Noch immer tummelte der tapfere König, obwohl auch um ihn her die Hakenschützen gewaltig wirkten, sein Streitroß auf dem rechten Flügel, als er um sich sah und seine Leute in voller Flucht erblickte. „Mein Gott, was ist das?" rief er aus. Er dachte wenigstens die Schweizer zum Stehen zu bringen, allein dies war bei der nunmehr entschiedenen Ueberlegenheit des Feindes unmöglich; auch er selber ward vielmehr in die rückgängige Bewegung fortgezogen. Er trug eine Stickerei an seinem Aermel, die ihm in guten Tagen die Dame in Frankreich, die er liebte, gegeben, da er dagegen gelobt hatte, unter keinen Umständen vor dem Feinde zurückzuweichen. Ritterlich gesinnt, wie er war, wich er wenigstens so langsam wie möglich, nicht ohne sich noch unaufhörlich zur Wehr zu setzen; da erreichten ihn die nacheilenden Deutschen. Nikolaus von Salm erstach ihm das Pferd unter dem Leibe; der König stürzte und mußte sich ergeben. In diesem Augenblicke kam der Unterkönig herbei, der ihn erkannte, ihm ehrfurchtsvoll die Hand reichte und ihn als Gefangener annahm.

Binnen anderthalb Stunden war das prächtigste Heer, das man sehen konnte, vernichtet. Man rechnet 10 000, die geblieben oder auf der Flucht im Tessin ertrunken waren, viele Schweizer darunter, deren alter Ruhm, der sich noch von den burgundischen Kriegen herschrieb, hier zugrunde ging. Die Anführer der Franzosen, mit wenigen Ausnahmen, waren getötet oder gefangen; und was von allem das wichtigste, man hatte den mächtigen König selber in seiner Gewalt, nie war ein Sieg vollständiger. Die Sieger befriedigten ihre nächsten Bedürfnisse in dem Lager an der Beute. Jetzt waren sie endlich in dem Staate von Mailand die Herren und Meister und brauchten keinen neuen Anfall zu fürchten. Die italienischen Mächte, die, solange die Dinge schwankend standen, eine sehr zweifelhafte Stellung eingenommen hatten, erinnerten sich wieder an ihre alten Versprechungen und bequemten sich, die rückständigen Hilfsgelder zu zahlen, so daß dem Heere sein wohlverdienter Sold allmählich abgetragen werden konnte.

Aller Augen aber, alle Befürchtungen der einen, alle Hoffnungen der anderen wandten sich nun auf den jungen Kaiser, für den diese Siege erfochten worden, während er sich in tiefem Frieden in Kastilien von dem Quartenfieber[10]), das ihn geplagt hatte, allmählich wieder erholte. Karl V. stand in einem Zimmer des Schlosses von Madrid und sprach mit seiner Umgebung von dem Gange der Dinge in Italien, von der Lage seines Heeres, die er noch für sehr gefährlich hielt, als ein Eilbote jenes ankam. Ohne etwas von seinem Auftrage zu sagen, trat er ein; dem Kaiser zuerst wollte er die Nachricht verkündigen. „Sire," hub er an, „bei Pavia ist es zur Schlacht gekommen. Ew. Majestät Truppen", fuhr er fort, „haben den Sieg davongetragen. Das französische Heer ist vernichtet, der König selbst ist gefangen und befindet sich in der Gewalt Ew. Majestät." Ein entscheidendes, nicht gehofftes Glück muß wohl im ersten Augenblick eine ähnliche Wirkung hervorbringen wie ein plötzlicher Unfall. Indem Karl diese Botschaft vernahm, schien das Blut in seinen Adern zu erstarren, und ein paar Augenblicke sagte er kein Wort. Dann wiederholte er nur: „Der König von Frankreich ist gefangen und in meiner Gewalt, die Schlacht ist für mich gewonnen!" Hierauf entfernte er sich in das Nebenzimmer, wo sein Bett stand. Vor einem Marienbilde kniete er nieder, um seine Gedanken zu Gott und zu der Größe seines Berufes zu erheben. Er ließ fromme Umzüge veranstalten und Gott bitten, ihm dereinst noch andere, höhere Gnaden zu verleihen im Kampfe gegen die Ungläubigen. Er sprach von einer Unternehmung gegen Konstantinopel und Jerusalem....

Es ging ein Gefühl durch Europa, als sei der Kaiser der vom Schicksal bestimmte Herrscher. Eine neapolitanische Beschreibung der Schlacht schließt mit den Worten: „Seinen Füßen hast du die Welt unterworfen." — „Jetzt", sagte Wolsey[11]) einem Gesandten Karls, „wird Euer Herr Kaiser sein, nicht mehr dem Titel, sondern der Tat nach." — „Die Ratschlüsse Gottes", ruft ein päpstlicher Minister aus, „sind ein tiefer Abgrund"[12]).

Nr. 16. Die Erstürmung Roms (Sacco di Roma) 1527[13]).

... Sowohl der Kaiser als der Papst waren entschlossen, das Kriegsglück wider einander zu versuchen.

Hätten sich die Kaiserlichen durch den früheren Stillstand[14]) gebunden gefühlt, so hätten sie nun doch wieder freie Hand gehabt. Bourbon zögerte keinen Augenblick, diesen Vorteil zu benutzen. Nach einigen Scheinzügen gegen Florenz und Arezzo — von Siena unterstützt — schlug er am 28. April die große Römerstraße ein, welche die Kriegsheere und die Pilgerscharen aus dem Norden Jahrhunderte daher so oft abwechselnd gezogen waren. Die Reiterei der Liga war ihm auf den Fersen; vor sich aber fand er keinen Widerstand. Am 2. Mai war er in Viterbo, wo er von den deutschen Heeren bewillkommnet wurde; am 4. jagte er die ersten päpstlichen Truppen, die ihm begegneten unter Ranuccio Farnese, aus Ronciglione; am 5. durchzog er die Campagna und erschien gegen Abend von dem Monte Mario her vor den Mauern des Vatikans.

So kam das deutsche Heer, wie es von Tirol und Schwaben ausgezogen, ohne irgendwo Widerstand gefunden zu haben, nachdem alles nach beiden Seiten vor ihm zurückgewichen war, vor Rom an, durch die hinzugekommenen Spanier und Italiener, die auch in Rom Sold und Rache suchten, in seinem Ingrimm bestärkt, von einem Feldherrn geführt, der, schon von den gewohnten Bahnen des europäischen Lebens abgewichen, in dem Papste den vornehmsten Gegner aller seiner Ansprüche und Aussichten haßte. Es würde unbegreiflich sein, wie der umsichtige Klemens nicht alle Möglichkeiten benutzte, um das Unwetter zu beschwören, hätte er sich nicht im Grunde immer für den Stärkeren gehalten. In Neapel hatte er Fortschritte gemacht, in der Lombardei nichts verloren; daß der Feind so ungehindert vorrücke, davon maß er die Schuld sich selbst bei, dem Stillstande, den er geschlossen und der seine Verbündeten irregemacht habe. Jetzt, nachdem er diesen zurückgenommen, die Liga erneuert hatte, zweifelte er nicht, daß ihr Heer, das schon in Toscana stand, ihm noch zur rechten Zeit zu Hülfe kommen würde; bis dahin, meinte er, sollte

auch für Rom keine Gefahr sein, die Mauern waren mit Kanonen besetzt, 5000 Hakenschützen geworben. Dem nämlichen Hauptmann, der vor drei Jahren den nämlichen Anführer so glücklich von Marseille abgewehrt hatte [15]), war die Verteidigung Roms übertragen. Ob es ihm auch jetzt gelingen werde, mußte sich eben zeigen.

Bourbon forderte den Papst auf, dem Kaiser die Stadt zu eröffnen, die ihm, als dem Haupte des römischen Reiches, von alters her gehöre und auf die dem Bischof kein Recht zustehe. Der Papst ließ dem Trompeter antworten, er möge sich hinwegbegeben, oder man werde ihm eine Kugel durch den Leib schießen. Hierauf wurden die Hauptleute zu einem Kriegsrate versammelt, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte. Sie sahen sehr wohl, daß sie sich vor dem gut geführten Feinde, der hinter ihnen herzog, vor diesen Mauern nicht durften treffen lassen. Sie beschlossen, sich Gott zu befehlen und ohne Verzug Rom „aus dem Stegreife“ zu stürmen, wenn auch der Sieg herbe werden sollte. In der Nacht versäumte man nicht, durch unaufhörlichen Lärm den Feind in Atem zu halten. Indessen bereitete sich alles zum Sturme.

Bourbon gab seinem Beichtvater einen Auftrag, der uns ungefähr den Gedankenkreis zeigt, in dem er lebte. Er ließ den Kaiser erinnern: erstens in Zukunft seine Truppen zu befriedigen, vor allem die Deutschen, ohne welche er Italien nicht im Zaume halten könne, sodann sich in Rom krönen zu lassen, was ihm zum Frieden mit dem Papst und zur Unterwerfung der Fürsten sehr nützlich sein werde. Von sich selbst versicherte er, seine Absicht sei nur, den Papst zu einem Darlehn für die Besoldung der Truppen zu nötigen und die Krönung des Kaisers vorzubereiten. Man sieht, er fühlte sich ganz als ein Soldat des Kaisers. Mit dem siegreichen und befriedigten Heere dachte er Rom besetzt zu halten und seinem Herrn das Ansehen eines alten Kaisers zu verschaffen. Merkwürdigerweise neigte auch die Meinung eines Teiles der Bevölkerung innerhalb der Mauern dahin. Rom hatte keine feste, durch ererbte Rechte zusammengehaltene Bürgerschaft wie damals vielleicht alle anderen Städte in Europa: die Einwohner waren großenteils erst in den letzten Jahren eingewandert. Sie lebten von den Geschäften am Hofe. Da dessen Ansehen und Einkommen Schlag auf Schlag abnahm, so hätten sie es so übel nicht

gefunden, wenn die Herrschaft der Priester durch die Hofhaltung eines mächtigen Kaisers verdrängt worden wäre, die ihnen dieselben Vorteile gewährt hätte.

In der Frühe des 6. Mai, eines Montages, schritten die Kaiserlichen zum Angriff wider die Mauern, welche den Vatikan umgaben. Sie hatten eine Anzahl von Leitern aus den Gattern der Gärten, die man mit Weidenruten aneinanderband, zustandegebracht. Auf der rechten Seite, nach der Porta Santo Spirito zu, übernahmen die Deutschen, auf der linken, nach der Porta Partusa hin, unmittelbar hinter der Peterskirche, die Spanier, den Sturm auszuführen. Ein dichter Nebel hinderte den Feind, sie mit seinem Geschütz aus der Ferne, etwa von der Engelsburg her, zu erreichen, ja auch nur ihre Annäherung zu bemerken. Wo sie angriffen, waren die Mauern nur niedrig, die Verschanzungen in der Eile aufgeworfen. Indessen wirkte doch das Feuer der Kartaunen, Schlangen und Falkonen, mit denen die Basteien und Bollwerke besetzt waren, so gut, daß der erste Anlauf des einen und des anderen Haufens zurückgewiesen ward. Auf der Stelle aber schickten sie sich zu einem zweiten an. Die Deutschen wurden von Philipp Stumpf angefeuert und nach einer noch bequemeren Stelle geführt. Unter den Spaniern, auf welche der erste Verlust einen gewissen Eindruck gemacht, sah man Bourbon selbst vorangehen und mit eigener Hand eine Leiter ergreifen. Und da gelang es nun zuerst dem verlorenen Haufen der Deutschen, obwohl er von einem Kugelregen empfangen ward, den Wall und die Schanzen zu erobern. Hierauf fanden sie keinen Widerstand weiter. Unter den ersten erstieg Klaus Seidenflicker, ein alter versuchter Hauptmann, sein großes Schlachtschwert in der Hand, die Mauern; dann sprang Michael Hartmann mit einigen Gefährten hinab: sie hatten zuletzt so wenig nachhaltigen Widerstand gefunden, daß sie selbst kaum wußten, wie sie hinübergekommen; in ihrem evangelischen Eifer [16]) meinten sie, Gott sei ihnen im Nebel vorangegangen. Nicht so leicht ward es den Spaniern. Der Oberanführer, Bourbon, ward in dem Augenblick, in welchem er die Leiter hinaufstieg, von einer Kugel getroffen, ungewiß, ob sie von dem Feinde oder gar aus einem befreundeten Handrohr kam. Er war nur bestimmt gewesen, das Ereignis bis auf den Punkt zu führen, wo es seinem eigenen inneren Antrieb über-

lassen werden konnte; über ihn dahin ging es seinen Lauf weiter. Gerade durch den Verlust des Anführers aber wurden die Spanier zu einem Ingrimm entflammt, dem nichts mehr Widerstand leistete. Unter dem Geschrei „España“ überstiegen auch sie die Mauer. Leicht waren nun die päpstlichen Geschütze genommen, die Tore und Pforten für die nachdrängenden Haufen eröffnet. Ein paar hundert Schweizer, die sich auch hier den Landsknechten gegenüber finden ließen, wurden ohne Mühe zurückgeworfen; der Borgo[17]) war erobert, ehe der Papst recht wußte, daß der Angriff begonnen: er hatte nur eben noch soviel Zeit, um nach der Engelsburg zu flüchten. Der ursprüngliche Wortlaut einer der ältesten Nachrichten meldet, Bourbon sei noch lebend vor die Peterskirche getragen worden — das volle Gefühl des Sieges würde er dann noch empfangen haben — dort, auf dem Platze, sei er verschieden. Man trug die Leiche in die Sixtinische Kapelle.

Das Heer war gut genug an Zucht gewöhnt, um auch nach seinem Tode in Ordnung zu bleiben, sich fürs erste der Plünderung zu enthalten und dem Papste noch einmal Vorschläge zu machen. Wie Lannoy vor einigen Monaten 200 000, Bourbon vor ein paar Tagen 240 000 Scudi[18]), so forderten jetzt die Obersten unter den Augen des Papstes 300 000 Sc und als Sicherheit die Ueberlieferung der transtiberinischen Stadt. Der Papst, welcher der Hoffnung lebte, jeden Augenblick müsse das Heer der Liga anlangen — denn schon wollte man seine ersten Reiter in der Ferne entdeckt haben — und bis dahin werde sich die eigentliche Stadt zu halten vermögen, wies auch in diesem letzten Augenblick alle Vorschläge zurück. Nach vierstündigem Zögern setzten sich die Truppen aufs neue in Bewegung, um ihr Unternehmen zu Ende zu führen. Sie nahmen Trastevere[19]) ohne Schwertschlag ein. Das Feuer der Handrohre reichte hin, die Zinnen der Mauer zu säubern, und ein paar als Kriegswidder dienende Blöcke genügten, die Tore aus den Angeln zu stoßen; auch die Brücken, die zur eigentlichen Stadt führen, wurden wenig verteidigt. Ungehindert rückten die Sieger in den leeren Straßen — denn schon war alles in die Häuser geflüchtet — vorwärts. Eine Stunde nach Sonnenuntergang war die ganze Stadt in ihren Händen. Bis Mitternacht standen sie noch in ihrer Ordnung: die Masse der Spanier hielt

auf der Piazza Navona, die der Deutschen auf Campofiore, in welcher Gegend damals der meiste Verkehr war. Endlich, da weder in der Stadt noch in der Nähe ein Feind sich zeigte, stürzten sie fort nach den Häusern zur Plünderung.

Was für Schätze waren in den letzten 70—80 Jahren nach Rom geflossen! So viele geistliche Gefälle aus allen Ländern der Erde, Geschenke der Pilger, Erträge von Jubiläen, Einkünfte von den Pfründen, welche den Prälaten gehörten — alle diese Reichtümer fielen nun den entblößten, bedürftigen, beutegierigen Truppen in die Hände, die seit solange auf diese Stunde vertröstet worden waren. An 20000 Menschen zahlten in den nächsten Tagen die Schatzung; die kaiserlich Gesinnten, Ghibellinen, wurden so wenig geschont wie die Guelfen, die Kirchen so wenig wie die Privathäuser. Die großen Basiliken vor den Toren San Lorenzo, San Paolo, wurden geplündert; das Grab des hl. Peter wurde durchwühlt, der Leiche Julius II. († 1513) der goldene Ring vom Finger gezogen: man rechnete, daß dem Heere gegen zehn Millionen Goldes an Wert in die Hände gefallen seien. Hierbei machten die Spanier die reichste Beute: sie hatten, man möchte sagen, Witterung von Gold, spürten das Verborgenste auf und wußten es herauszupeinigen. Die Neapolitaner zeigten sich persönlich noch gewaltsamer, bösartiger. Ein Glück, daß nach einigen Tagen Pompeo Colonna eintraf, der sich Mühe gab, den römischen Adel wenigstens gegen die wildesten Ausschweifungen zu sichern und eine Art von Freistatt in seinem Hause eröffnete. Die Deutschen waren zufrieden, daß sie endlich wieder zu essen und zu trinken hatten; wenn sie keinen Widerstand fanden, erschienen sie eher gutmütig. Sie ließen die Juden ohne Neid ihren Vorteil machen. In Campofiore ward viel gespielt; die Leute waren plötzlich so reich geworden, daß sie ein paar hundert Gulden auf e i n e n Wurf setzten. Man sah manchen mit goldenen Gefäßen beladen ankommen, und, nachdem er alles verspielt, wieder leer nach Hause gehen. Oder sie gaben dem Simon Battista zu essen, den die päpstliche Staatsleitung eingesperrt hatte, weil er die Plünderung der Stadt geweissagt: denn Soldatenreichtum und Pfaffengut gehe alles denselben Weg. „Nehmt nur," rief er aus, „raubt nur, ihr müßt doch alles wieder fahren lassen!" Ihre evangelische Meinung entlud sich in

Scherzen. Knechte, als Kardinäle verkleidet, einen Doppelsöldner als Papst mit der dreifachen Krone in der Mitte, so ritten sie in festlichem Zuge durch die Stadt, von Leibwächtern umgeben. Vor dem Kastell von San Angelo hielten sie still: der vermeinte Papst gab den Kardinälen, ein großes Baßglas schwingend, seinen Segen — dann hielten sie Konsistorium ab und gelobten, sich in Zukunft besser zum römischen Reiche zu halten; Luther, dem wollten sie das Papsttum schenken. Zuweilen brach Zwietracht zwischen den Völkern aus; dann ward ein Ausschuß von drei spanischen und drei deutschen Hauptleuten gemacht, welche nachts durch die Straßen ritten und die Ordnung handhabten.

Die Anführer lagen im Vatikan. Der Prinz von Oranien hatte die Zimmer des Papstes inne. Ein jeder hatte seine Pferde so nahe wie möglich bei sich, damit sie ihm nicht gestohlen würden. Auch der Unterkönig war nach Rom gekommen und hatte die alten Unterhandlungen wieder angeknüpft. Eine Zeitlang hoffte der Papst auf Entsatz: der Herzog von Urbino zeigte sich in der Nähe, und alle Nächte gab man ihm dreimal vom Kastell das Zeichen, daß man sich noch halte. Aber er schien zu fürchten, die Deutschen möchten sich besser verteidigen, als ihnen Widerstand geleistet worden. Und sollte er wohl für den Papst etwas zu wagen geneigt sein? War er nicht vor wenigen Jahren von dem Hause Medici auf Leben und Tod bekämpft, aus seinem eigenen Lande verjagt worden? Er entfernte sich wieder, ohne das mindeste getan zu haben. Hierauf mußte der Papst doch endlich die Bedingungen eingehen, die er so oft zurückgewiesen und die ihm jetzt, aber noch um vieles gesteigert, vorgelegt wurden. Er versprach, in verschiedenen Fristen 400 000 Scudi zu zahlen; zum Unterpfande ließ er einige der festesten Plätze, die sich noch hielten, in der Lombardei Modena, Parma und Piacenza, in der Nähe Ostia und Civitavecchia, von den Kaiserlichen besetzen. Am 5. Juni ward der Vertrag geschlossen; den Tag darauf zogen Spanier und Deutsche in dem Kastell San Angelo auf die Wache. Zweihundert der schönsten und stärksten Landsknechte wurden ausgewählt, um bei dem Papste den Dienst zu tun.

Der Kaiser glaubte nunmehr, mit Italien bald am Ziele zu sein. Er zweifelte nicht, daß es seinem Heere gelingen werde, mit den

Florentinern, die in diesen Bewegungen das Haus Medici verjagt hatten und vom Papste abgefallen waren, einen vorteilhaften Vertrag zu schließen; dann wollte er sich gegen Venedig wenden und sein Lager im Gebiete des Freistaates aufschlagen, um auch diesen zum Frieden zu nötigen: da werde ihm die Hülfe von Ferrara zustatten kommen. In Rom sprach man bereits nicht mehr von der apostolischen, sondern von der kaiserlichen Kammer. Den Deutschen ward es hier an Ort und Stelle recht einleuchtend, wie dem Kaisertum von den Päpsten mitgespielt worden. Man zeigte ihnen die Trümmer der Kaiserpaläste und erklärte ihnen die Kunstgriffe, durch welche dem Kaiser das Land und die Stadt und sogar seine Hofwohnung in der Stadt entwunden worden. Aber sie trösteten sich damit, daß der, welcher sich selbst zum Gott auf Erden erhoben, nun durch die Macht des eifrigen Gottes niedergeworfen sei. Sie waren überzeugt, Gott selbst habe ihnen den Weg über die Alpen geöffnet, über die hohen Felsen, über die sie wie die Gemsen einer nach dem anderen gestiegen; er habe sie bei Mantua, wo man sie wie in einem Netze zu fangen gedacht, unverletzt errettet — die erste Kugel habe den besten Hauptmann des Papstes erlegen müssen —; dann habe er sie alle die großen Städte vorüber, vor dem Feinde daher, nochmals über das ungebahnte Gebirge wohlgerüstet vor Rom geführt; im Nebel sei er ihnen über die Mauer vorangegangen. So treffe der starke Gott den Antichrist mit dem Strahle seines Gerichtes. Sie gaben der Hoffnung Raum, daß dagegen nun der junge, teure Kaiser Karolus durch seine milde Tugend nach dem einigen Wort unseres Seligmachers herrschen werde[20]).

5. Türkenkriege.

Nr. 17. Die Schlacht bei Mohacz (1526)[1].

König Franz in seiner Gefangenschaft zu Madrid hatte das Mittel gefunden, Soliman um seine Hülfe zu ersuchen; denn einem großen Kaiser stehe es zu, Bedrängte zu unterstützen. Es waren in Konstantinopel Pläne gemacht worden, zugleich mit einer vereinigten Flotte Spanien anzugreifen und mit einem Landheere durch Ungarn nach Oberitalien vorzudringen. Soliman[2]) war, ohne Bedingungen unterzeichnet zu haben, durch seine Weltstellung ein Verbündeter der Liga, wie der König von Ungarn ein Verbündeter des Kaisers. Am 23. April 1526 erhob sich der Sultan, nachdem er die Gräber seiner Vorfahren und der alten moslemischen Glaubenshelden besucht, mit seinem gewaltigen Heere aus Konstantinopel, es mochte 100 000 Mann betragen; unaufhörlich zogen ihm Verstärkungen zu. Er wußte die Mannschaften in der strengsten Unterordnung zu halten. Sein Tagebuch bemerkt, er habe Leute köpfen lassen, weil sie Pferde der Untertanen weggetrieben oder weil sie die Saaten eines Dorfes zugrunde gerichtet hatten. Er selber glänzte in seiner Jugend durch alle die Eigenschaften der Tatkraft und Eroberungslust, welche seine Vorfahren großgemacht hatten.

Und wie wären nun die Ungarn in dem Zustande, worin sie sich befanden[3]), fähig gewesen, einem solchen Angriff Widerstand zu leisten? Ibrahim Pascha[4]) belagerte schon Peterwardein, ehe die Ungarn noch die mindeste Anstalt getroffen hatten. Vorlängst waren die Mannschaften einberufen, aber niemand war erschienen. Man hatte Beitreibungen ausgeschrieben, es war so gut wie nichts eingegangen. Nur mit Mühe hatte man 50 000 Gulden auf die Neusohler Bergwerke von Anton Fugger aufgebracht. Mit einem Gefolge von nicht mehr als 3000 Mann ging der junge König Ludwig von Ungarn am 24. Juli ins Feld. Ibrahim hatte Peterwardein

erobert und seinen Sultan mit dem Geschenk von fünfhundert abgeschnittenen Köpfen auf dem ungarischen Gebiet empfangen. Das osmanische Heer war nun gegen 200 000 Mann stark und wälzte sich die Donau aufwärts; Soliman ließ in dem Lager ausrufen: sein Ziel sei Ofen. Indessen versammelten sich diesseits um den König die Truppen einiger Gespannschaften, einzelner Großwürdenträger, einige vom Papst, einige von Polen besoldete Fähnlein, in Tolna konnten 10- bis 12 000 Mann um ihn sein. Vor allem wäre nun notwendig gewesen, die Uebergänge der Donau zu besetzen, und dahin eilte der Palatin[5]), der es wenigstens an Eifer nicht fehlen ließ. Allein eine Anzahl Großadeliger weigerte sich, ohne den König vorzurücken. Soliman behielt Zeit, eine bequeme Brücke zu schlagen, über die sein Heer fünf Tage lang hinüberzog. König Ludwig sagte: „Ich sehe, mein Kopf soll für die ihren haften. Wohlan, ich will ihn hintragen!“ Er begab sich auf die schicksalsvolle Ebene von Mohacz, wirklich entschlossen, mit seinem geringen Haufen die ohne Vergleich überlegene Macht des Feindes in offenem Felde zu erwarten.

Noch waren die Truppen des Reiches lange nicht beisammen, die beiden mächtigsten Lehnsträger, der Ban von Kroatien, der Woiwode von Siebenbürgen, fehlten noch, die böhmisch-mährischen Hilfsvölker waren noch nicht eingetroffen; mit allen neuen Zügen betrug das Heer in Mohacz 20- bis 24 000 Mann. Es waren wohl nur wenige dabei, die je einer Feldschlacht beigewohnt. Die Anführung mußte einem Minoriten, Paul Tomory, Erzbischof von Colocza, der sich einst in ein paar Aufzügen hervorgetan, anvertraut werden. Trotz alledem hegten die Ungarn das verwegenste Selbstvertrauen. Sie wären nicht zum Rückzuge zu bewegen gewesen, nicht einmal eine Wagenburg mochten sie um sich schlagen. So wie der Feind am 29. August von den vor ihnen liegenden Hügeln in die Ebene, wo sie lagerten, herabstieg, zögerten sie keinen Augenblick, auf ihn loszugehen. Allein Soliman war ebenso vorsichtig wie sonst überlegen. Die Ungarn gedachten die Schlacht durch ungestümen Anfall zu entscheiden. Sie trotzten auf ihre Harnische von blankem Stahle; mit Geschütz und Fußvolk waren sie schlecht versehen; sie führten den Krieg im Sinne der vorigen Jahrhunderte. Dagegen hatte Soliman die aufkommenden Richtungen der neueren Kriegskunst für sich, so sehr er übri-

gens Barbar sein mochte. Er mußte sich der Erfindungen der letzten Zeiten zu bedienen: hinter den erwähnten Anhöhen hatte er 300 Feuerschlünde aufgestellt, seine Janitscharen waren im Gebrauche des Handrohres so geübt wie irgend ein Volksheer der Welt. Den Ungarn ward es nicht schwer, die vorgerückten türkischen Geschwader zu zersprengen, die Hügel zu besetzen, und schon glaubten sie gesiegt zu haben; hier aber erblickten sie erst das unermeßliche Lager der Türken. Indem sie unaufhaltsam, unbedacht, als sei das Unmögliche dennoch möglich, darauf losstürzten, wurden sie von dem furchtbaren Feuer empfangen, der rechte Flügel von dem Geschütze, das Mitteltreffen von den Handrohren der Janitscharen, indes nahm sie die Reiterei der Spahi in beide Flanken. Da konnte keine persönliche Tapferkeit etwas helfen. Die Ungarn gerieten auf der Stelle in Unordnung, ihre besten Leute fielen, die übrigen warfen sich in die Flucht. Auch der junge König mußte fliehen. Es war ihm nicht einmal beschieden, im Schlachtgetümmel zu fallen, noch viel elender kam er um. Hinter einem Schlesier her, der ihm den Weg zeigte, war er schon durch das schwarze Wasser gesetzt, das die Ebene durchschneidet. Sein Pferd klomm bereits den Abhang des Ufers hinauf, als es ausglitt, zurückstürzte und sich samt dem Reiter im Wasser und Morast begrub. Dadurch ward die Niederlage nun vollends entschieden. Die vornehmsten Führer des Volkes, der König und ein großer Teil der Großwürdenträger war gefallen. Fürs erste war an keinen ferneren Widerstand zu denken. Weit und breit wurde das Land wüste gelegt. Die Schlüssel von Ofen wurden dem Sultan entgegengetragen; er hielt den Bairam[6]) daselbst.

Soliman hatte einen jener Siege erfochten, welche die Schicksale der Völker auf lange Zeiträume bestimmen. Die Weltmacht, an deren Spitze er stand, welche die islamitischen Grundsätze, wie sie unter den tartarischen Einwirkungen sich in Asien festgesetzt, nach den anderen Erdteilen übertrug, hatte er zu vollem Uebergewicht in dem östlichen Europa erhoben. Wer wäre fähig gewesen, es ihm wieder zu entreißen?...

Daß nun aber zugleich zwei Königskronen[7]), deren Nachfolge nicht über allen Zweifel erhaben war, hierdurch freigeworden, mußte in der christlichen Welt gewaltige Bewegungen hervorrufen. Ob es

eine europäische Macht wie Oesterreich geben würde oder nicht, war noch die Frage. Man braucht sie bloß aufzustellen, um inne zu werden, welch eine Bedeutung für die Entwicklung der Weltschicksale, und besonders Deutschlands, darin liegt. Ehe noch davon die Rede war, wie das Verhältnis mit den Türken sich nunmehr gestalten würde, mußte diese große Frage erledigt werden.

Den Ansprüchen Ferdinands auf die beiden Kronen, so unzweifelhaft sie auch in bezug auf die Verträge[8]) der herrschenden Häuser sein mochten, setzte sich doch das Wahlrecht der Völker und die Macht angesehener Mitbewerber entgegen.... Indessen Ferdinand betrug sich mit all der Klugheit und Entschlossenheit, welche dieses Haus in schwierigen Augenblicken so oft bewährt hat. Zunächst kam ihm alles auf die Krone von Böhmen an.... Am Geburtstage seines Bruders, 24. Februar 1527, ward Ferdinand in Prag gekrönt; am 11. Mai nahm er auf dem Markte von Breslau die Huldigung an. Die deutschen Fürsten eilten herbei, die Lehen der böhmischen Krone von dem neuen Lehnsherrn zu empfangen.... Nicht so leicht, nicht so friedlich jedoch entwickelte sich die ungarische Angelegenheit.... In Ungarn kam es zur Zeit noch mehr auf die Uebermacht der Waffen an als auf die religiösen Verhältnisse.... Die Erwerbung der böhmischen Krone trug bei, daß Ferdinand allmählich die nötigen Kräfte erlangte; auch empfing er einige Geldunterstützung von seinem Bruder. Am 31. Juli 1527 langte Ferdinand auf der großen Straße von Wien nach Ofen bei dem halbverfallenen Turm an, welcher die Mark zwischen Oesterreich und Ungarn bezeichnet.... Am 20. August, dem Tage des hl. Stephan, hielt Ferdinand seinen Einzug in Ofen.... Am 3. November 1527 ward Ferdinand in Stuhlweißenburg gekrönt....

Indessen rüsteten sich die Türken, in der Meinung, jedes Land, wo das Haupt ihres Herrn geruht, gehöre ihnen von Rechts wegen, nach Ungarn zurückzukehren: eine Lage der Dinge, bei der die wichtigsten Verhältnisse noch oft von der Entscheidung des Schwertes abhängen sollten. Sich in der eingenommenen Stellung zu behaupten, hatte das Haus Oesterreich kein Mittel, als die Hülfe des Reiches, die es unaufhörlich in Anspruch nehmen mußte. An die Deutschen kam jetzt die Verteidigung des Christentums gegen die Türken.

Nr. 18. Die Türken vor Wien (1529)[9].

Suleiman II., der erste von den osmanischen Sultanen, der sich um Mekka bekümmert hat — er ließ dort das heilige Haus der Kaaba, die Moschee der Chadidscha erneuern, Wasserleitungen bauen, höhere Schulen einrichten —, sah sich vor allem gern als den Stellvertreter des Propheten an: „Ich, dessen Macht aufrecht erhalten wird durch die Gnade des Allmächtigen, durch die Segnungen des größten seiner Propheten, durch den Schutz seiner vier ersten Begünstigungen, ich, Schatten Gottes über beide Welten." So bezeichnete er sich in einem Schreiben an den König von Frankreich; darauf gründete er seine Ansprüche. „Weißt du nicht," sagte sein Schwiegersohn Mustapha 1528 zu Lacky[10]), „daß unser Herr der nächste ist nach Allah, daß, wie nur eine Sonne am Himmel, so auch er der einzige Herr auf Erden ist?"

Noch zu einer Zeit, wo in Europa kein Friede geschlossen war[11]), wo der Sultan erwarten konnte, den ganzen Widerstand gegen Karl V. in voller Tätigkeit zu finden, 4. Mai 1529, erhob er sich mit einem Heere, das man auf dritthalbhunderttausend Mann berechnet hat, zum heiligen Kriege. Vor ihm her brach der Hospodar der Moldau in Siebenbürgen ein und trieb die Anhänger Ferdinands auseinander; dann stieg Johann Zapolya[12]) mit einer kleinen Truppe, die sich um ihn gesammelt, von den Karpathen herunter. Er hatte das Glück, auf die ferdinandeischen Ungarn zu treffen, ehe sie sich mit den Deutschen vereinigt, und sie zu schlagen; auf dem Schlachtfelde von Mohacz kam er mit dem Sultan zusammen. Suleiman fragte ihn, wodurch er sich bewogen fühle, zu ihm zu kommen, der Verschiedenheit ihres Glaubens ungeachtet. „Der Padischah", antwortete Johann, „ist die Zuflucht der Welt, und seine Diener sind unzählig, sowohl Moslems als Ungläubige." Von dem Papst und der Christenheit ausgestoßen, floh Zapolya unter den Schutz des Sultans. Eben dieses Bedürfnis augenblicklichen Schutzes war es von jeher gewesen, was das türkische Reich großgemacht hatte.

In Ungarn fand Suleiman diesmal so gut wie gar keinen Widerstand. Die österreichische Staatsleitung wagte nicht, die leichte Reiterei aufzubieten: bei der ungünstigen Stimmung des Landes fürchtete sie, einen Aufruhr zu veranlassen. Aber ebensowenig hatte sie auch eigene Kräfte, um das Land zu verteidigen. Dem Befehlshaber der Flotte, welcher seinen Leuten 40 000 Gulden zahlen sollte, konnten nach langer Mühe nicht mehr als 800 Gulden übersendet werden. Man hatte die Mittel nicht, um die Festungen ordentlich zu besetzen. Der Wessir Suleimans lachte über die abendländischen Fürsten, welche, wenn sie einen Krieg zu führen hätten, das nötige Geld erst von armen Bauern erpressen müßten; er zeigte auf die sieben Türme, wo von seinem Herrn Gold und Silber in Fülle liege, während sein Wort hinreiche, ein unermeßliches Heer ins Feld zu stellen. Man darf sich wohl so sehr nicht verwundern, wenn unter diesen Umständen die starke Partei, die sich zu Zapolya hielt, das volle Uebergewicht bekam. Wetteifernd eilten die Großwürdenträger, die ungarischen Beys, wie Suleimans Tagebuch sie nennt, in dessen Lager, um ihm die Hand zu küssen. Peter Pereny wollte wenigstens die heilige Krone für Oesterreich retten; aber unterwegs überfiel ihn ein Verwandter Zapolyas, der Bischof von Fünfkirchen, nahm ihn mit allen seinen Kleinodien gefangen und brachte sie in das türkische Lager. Wer kennt nicht die ungemeine Verehrung, welche die Ungarn ihrer Krone widmen, die sie einer unmittelbar göttlichen Sendung zuschreiben, bei deren Anblick einmal wohl die zur Schlacht erhobenen Schwerter in die Scheide zurückgekehrt waren. Nicht stärker, sagt Rewa, zieht der Magnet das Eisen an, als die Krone die Verehrung der Ungarn; sie halten für ihre Pflicht, ohne Rücksicht auf Kosten und Gefahr sie allenthalben schützend zu begleiten. Und dies Palladium nun, in welchem die Ungarn ein göttliches Unterpfand ihres Volkstums und ihres Reiches sahen, befand sich jetzt in dem Lager Suleimans, ward auf dessen Zuge mitgeführt.

Bei diesem allgemeinen Abfalle konnte man in der Tat nicht darauf rechnen, daß die deutschen Besatzungen, die es in einigen festen Plätzen gab, diese zu behaupten vermögen würden. In Ofen standen ungefähr 700 vor kurzem angeworbene Landsknechte unter dem Obersten Besserer. Sie hielten einige Stürme aus; als aber die Stadt

genommen und die Burg vom St. Gerhardsberge her, der sie beherrschte, fast in den Grund geschossen war, verzweifelten sie, mit ihren langen Lanzen das Feuer des Feindes bestehen zu können, und hielten sich für berechtigt, auf ihre Rettung zu denken: sie nötigten ihren Anführer, sich zu übergeben. Sie wußten jedoch nicht, mit wem sie es zu tun hatten. Ibrahim Pascha versprach ihnen auf das feierlichste freien Abzug: noch in den Toren von Ofen wurden sie sämtlich niedergehauen.

Und von da an wälzte sich nun ohne weiteren Widerstand das barbarische Heer nach den deutschen Grenzen, nach einem Lande, sagen die türkischen Geschichtschreiber, in das noch nie die Hufe moslemischer Rosse eingeschlagen. Da traf die morgenländische Weltmacht, die über zertrümmerten, in den unentwickelten Anfängen oder dem schon wieder halbbarbarisierten Absterben der Gesittung begriffenen Reichen errichtet worden, zuerst mit den Kernlanden des abendländischen Lebens, in denen die ununterbrochene Folge des Fortschritts des allgemeinen Geistes ihren Sitz genommen und in vollen Trieben war, zusammen. Die Türken empfanden doch einen Unterschied, als sie unser Vaterland berührten. Sie bezeichnen es auch als ein Land der Kaffern — denn ihnen gilt alles, was ihren Propheten nicht bekannt, als derselbe Unglaube —, als ein waldiges Reich, schwer zu durchziehen. Aber sie bemerken doch, daß es von den Fackeln des Unglaubens ganz besonders erleuchtet, von einem streitbaren Volk unter grausamen Fahnen bewohnt, allenthalben von Burgen, Städten, ummauerten Kirchen beschützt sei; es macht auf sie Eindruck, daß sie, so wie sie die Grenze überschritten haben, alles im Ueberfluß finden, dessen das tägliche Leben bedarf. Sie nehmen wahr, daß sie ein von den Kräften der Gesittung durchdrungenes, in seinen Wohnsitzen gut eingerichtetes, tapferes, frommes Volk vor sich haben.

Ibrahim erzählte ein Jahr später österreichischen Gesandten, dem Sultan sei von ihrer Seite angesagt worden, er möge nicht vorrücken; schon halte ihr Herr, Ferdinand, das Schwert in der Rechten, um ihn zu empfangen. Diese Drohung aber habe den Sultan erst recht angefeuert, ihn zu suchen. Er habe ihn in Ofen zu finden gedacht, wo ein König von Ungarn seinen Sitz haben sollte, jedoch vergebens. Er sei weitergerückt an die österreichische Grenze; da, habe er gemeint,

werde Ferdinand seiner warten, man habe dem anrückenden Sultan aber die Schlüssel von Bruch entgegengetragen. So sei er bis nach Wien gelangt, aber auch da habe er weder Ferdinand noch sein Heer getroffen; er habe vernehmen müssen, jener sei nach Linz oder nach Prag geflüchtet. Als er nun Wien gesehen — so schön gelegen zwischen Weingärten und Bergen und doch in der Mitte einer fruchtbaren Ebene —, habe er gesagt, hier wolle er ausruhen, das sei ein Ort, würdig eines Kaisers; er habe seinen Schoß ausgebreitet, d. i. seine leichten Truppen nach allen Seiten hin ausgehen lassen, um anzuzeigen, der wahre Kaiser sei gekommen in seiner Macht. So stellt auch Suleiman selbst in einem Schreiben an Venedig das Ereignis dar. Er erzählt, wie er Ofen gewonnen, Ungarn an sich gebracht, dieses Reich dem Könige Johann (Zapolya) gegeben habe, wie die alte Krone in seine Hand gefallen sei. „Aber mein Vorsatz war nicht, diese Dinge zu suchen, sondern mit König Ferdinand zusammenzutreffen." Den ersten deutschen Gefangenen, die vor ihn gebracht wurden, sagte er, er werde Ferdinand aufsuchen, und wenn er mitten in Deutschland wäre.

Am 26. September langte er vor Wien an und schlug daselbst sein Lager auf. Vom Stephansturm aus sah man ein paar Meilen über Berg und Tal nichts als Zelte und auf dem Flusse die Segel der türkischen Donauflotte. Man zeigt noch den Platz bei Sömmering, wo das Hauptzelt Suleimans stand, dessen innere Pracht die goldenen Knäufe verrieten, mit denen es auswendig geschmückt war. Er lagerte, wie er gezogen war. Ihn zunächst umgaben die Truppen der Pforte; hinter ihm bis nach Schwechat dehnte sich das anatolische Heer unter seinem Beglerbey [13]); vor ihm hielt der Seraskier [14]) Ibrahim mit den europäischen Sipahi, den Rumelioten und Bosniaken, den Sandschaks von Mostar und Belgrad. Denn wie der Staat nur das Kriegsheer ist, so vertritt das Lager selbst in seiner Anordnung das türkische Reich. Schon hatten die Ungarn, welche noch immer wetteiferten, „sich mit dem Halsbande der Untertänigkeit zu schmücken", in diesem großen Verein ihre Stelle gefunden. Es war das westliche Asien und das östliche Europa, wie sie unter dem Einflusse des erobernden Islams sich gestaltet hatten und gestalteten; jetzt machten sie einen ersten Versuch auf das Herz des christlichen

Europas. Die leichten Truppen suchten höher an der Donau hinauf die fabelhafte Brücke des zweigehörnten Alexander auf, die Grenze der Zauberwelt der morgenländischen Sage[15]). Das Lasttier der arabischen Wüste ward mit Mundvorrat und Schießbedarf an die Mauern einer deutschen Stadt herangetrieben: man zählte in dem Lager gegen 22 000 Kamele. Mit morgenländischem Prunke feierte man das Andenken der vor Wien Gefallenen; denn einen heiligen Krieg „gegen die staubgleichen Ungläubigen" glaubte man zu führen. Im Angesichte der vornehmsten Burg der letzten deutschen Kaiser erscholl jetzt die Lehre der Hohen Pforte, daß es nur einen Herrn auf Erden geben müsse, wie nur ein Gott im Himmel sei, und Suleiman ließ vernehmen, der Herr wolle er sein: er werde sein Haupt nicht zur Ruhe legen, bis er die Christenheit mit seinem Säbel bezwungen. Man erzählte sich, er rechne auf eine an drei Jahre lange Abwesenheit von Konstantinopel, um diesen Plan auszuführen.

So stumpf war nun wohl Europa nicht, um nicht die Größe dieser Gefahr zu fühlen. Es erlebte einen ähnlichen Zeitpunkt wie damals, als die Araber das Mittelmeer eingenommen, Spanien erobert hatten, nach Frankreich vordrangen[16]), oder damals, als die mongolische Weltmacht, nachdem sie den Nordosten und Südosten von Europa überflutet, zugleich an der Donau und an der Oder das christliche Deutschland angriff[17]). In die Augen sprang, daß Europa jetzt bei weitem stärker war: es wußte sehr gut, daß es die Kraft besaß, „diese Teufel", wie man sich ausdrückte, „aus Griechenland zu verjagen"; aber es konnte sich nicht dazu vereinigen. Wir haben ein Schreiben des Königs Franz aus jenen Tagen, worin er erklärt, die Absicht, die er immer gehegt, seine Kräfte und seine Person gegen die Türken zu verwenden, wolle er jetzt ins Werk setzen, er hoffe auch seinen „Bruder", den König von England dazu zu bewegen; er denke dann 60 000 Mann ins Feld zu stellen, eine Macht, die wahrhaftig nicht zu verachten sei. Er drückt sich so lebhaft aus, als wäre es ihm wahrer Ernst damit; doch fügt er eine Bedingung hinzu, die alles wieder vernichtet. Er meint, der Kaiser müsse ihm dafür von den beiden Millionen, die er ihm kraft des Vertrages[18]) zu zahlen habe, die eine erlassen. Wie wäre das jemals zu erwarten gewesen. Auch auf der kaiserlichen Seite, wo man noch dringenderen Anlaß dazu

hatte und es unerträglich fand, daß alles Land dem Sultan zufalle, das er nur durchziehen wolle, dachte man auf Mittel, um die gesamte Christenheit in Waffen zu bringen. Und sehr merkwürdig ist, worauf man hier verfiel. Der leitende Minister in den Niederlanden, Hoogstraeten, eröffnete sich einst darüber dem französischen Gesandten. Er meinte, der wahre Weg, den Türken zu widerstehen, sei, daß man den Papst zu einer allgemeinen Einziehung der Kirchengüter bewege. Ein Drittel der geistlichen Güter, an den Meistbietenden verkauft, werde hinreichen, um ein Heer ins Feld zu bringen, das die Türken zu verjagen und Griechenland wieder zu erobern vermöge. Man braucht nur diese Vorschläge ins Auge zu fassen, um einzusehen, wie unmöglich es war, sie auszuführen, eine Unternehmung zu bewerkstelligen, die an Bedingungen so weit aussehender Art geknüpft wurde.

Wollte Deutschland sich verteidigen, so war es lediglich auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Und standen die Dinge nicht auch dort sehr zweifelhaft? Gab es nicht in der Tat Leute, welche das Mißvergnügen mit den bestehenden Verhältnissen dazu antrieb, sich eine türkische Herrschaft zu wünschen? Hatte nicht Luther einst selbst gesagt, es stehe den Christen nicht zu, sich den Türken zu widersetzen, die er vielmehr als eine Rute Gottes ansehen müsse? Es ist das einer jener Sätze, welche die päpstliche Bulle (1520) verurteilt. Der Reichstag von Speyer hatte soeben eine Wendung genommen, durch die sich alle Anhänger der kirchlichen Umwandlung bedroht und gefährdet fühlten. Es war ihnen sehr bedenklich, daß sie dem Oberhaupt jener Mehrheit, welche sie von sich stieß, dem Könige Ferdinand Hülfe leisten sollten. Was nun Luther anbetrifft, so ist ganz wahr, daß er jene Meinung geäußert hat; allein er redet da nur von den Christen als solchen, von dem religiösen Grundsatz an und für sich, wie es in einigen Stellen des Evangeliums erscheint. Jenes fromm tuende Geschrei, welches um der christlichen Religion willen zu einem Kriege gegen die Türken anreizte, während man die Beiträge der Gläubigen zu fremdartigen Zwecken verwandte, hatte seinen Widerwillen erweckt [19]). Er sagte sich überhaupt los von dem kriegerischen Christentum, er wollte die fromme Gesinnung nicht so unmittelbar mit dem Schwerte in Verbindung bringen. War aber nun von einer wirklichen Gefahr und von den Anstrengungen der weltlichen

Gewalt dagegen die Rede, so erklärte er desto entschiedener, daß man sich mit allem Ernst den Türken gegenüberstellen müsse. Dazu sei das Reich dem Kaiser anvertraut; er und die Fürsten würden sonst schuldig sein an dem Blute ihrer Untertanen, das Gott von ihnen fordern werde. Es kommt ihm sonderbar vor, daß man sich in Speyer wieder soviel darum gekümmert hat, ob jemand in den Fasten Fleisch esse, ob eine Nonne sich verheirate, und indes den Türken vorrücken, Länder und Städte, so viele er wolle, erobern läßt. Er fordert die Fürsten auf, das Banner des Kaisers nicht mehr bloß für ein seidenes Tuch anzusehen, sondern ihm pflichtgemäß in das Feld zu folgen. Er nimmt sich die Mühe zur Bekehrung derjenigen, welche die Herrschaft der Türken wünschen möchten, die Greuel aufzuzählen, die der Koran enthalte. Die übrigen ermahnt er, in des Kaisers Namen getrost auszuziehen: wer in diesem Gehorsam sterbe, dessen Tod werde Gott wohlgefällig sein.

Denn es ist wohl erlaubt, in dieser großen Gefahr des deutschen Volkstums auch den Mann reden zu lassen, welcher damals in ihm am meisten gehört ward. Die Schrift vom Türkenkrieg zeigt wieder einmal den Geist, der die kirchlichen und weltlichen Kräfte zu scheiden unternahm, in aller seiner durchgreifenden Schärfe. Und soviel wenigstens bewirkte er daß die Protestierenden, obwohl sie die Furcht hegten, von der Mehrheit mit Krieg überzogen zu werden, und in den Reichsschluß nicht gewilligt hatten, doch so gut wie die anderen ihre Hülfe ausrüsteten. Auch Kurfürst Johann stellte ein paar tausend Mann unter der Anführung seines Sohnes ins Feld. Von allen Seiten zog die eilende Hülfe dem Feldhauptmann des Reiches, Pfalzgraf Friedrich, zu, der indes zu Linz bei König Ferdinand angelangt war. Daran fehlte jedoch noch soviel, daß diese Mannschaften stark genug gewesen wären, namentlich in dem ersten Schrecken, um das Feldlager der Türken vor Wien anzugreifen. Auch der Kaiser, der anfangs in Genua Nachricht erhalten, daß Suleiman nicht kommen werde, fand sich nicht imstande, wie er einst hatte hoffen lassen, mit seinen Spaniern herbeizueilen. Zunächst kam alles darauf an, ob die Besatzung von Wien dem Heere der Barbaren Widerstand leisten würde.

Bleiben wir einen Augenblick bei dieser Belagerung stehen, welche damals die Aufmerksamkeit der Welt fesselte und der in der Tat

eine hohe Bedeutung beiwohnt. Wenn Suleiman Wien erobert hätte, würde er es auf eine Weise zu befestigen gewußt haben, daß man es ihm nicht so leicht wieder hätte entreißen können. Welch ein Platz wäre das für ihn geworden, um die gesamten Gebiete der mittleren Donau in Atem zu halten! Man dürfte nicht glauben, daß Wien sehr fest gewesen wäre. Es war mit einer runden baufälligen Ringmauer umgeben, noch ohne alle Vorkehrungen der neueren Befestigungskunst, selbst ohne Basteien, auf denen man Geschütz hätte aufführen können, um ein feindliches Lager zu beschießen. Die Gräben waren ohne Wasser. Die Feldhauptmannschaft von Niederösterreich hatte anfangs gezweifelt, ob sie „den weitschichtigen unverbauten Flecken" werde behaupten können; sie hatte einen Augenblick den Gedanken gehegt, den Feind lieber im offenen Felde zu erwarten, um sich im Notfalle auf die frischen Truppen zurückziehen zu können, welche der Pfalzgraf und der König zusammenzubringen beschäftigt waren. Am Ende aber hatte sie doch gefunden, daß sie ihre alte Hauptstadt nicht aufgeben dürfe, und sich entschlossen, die Vorstädte zu verbrennen, die innere Stadt zu halten. Waren aber die Befestigungen untüchtig, so kam dagegen die Liebhaberei Maximilians I. für das Geschützwesen jetzt nach seinem Tode seiner Hauptstadt zugute. Auf allen Türmen an den Toren, auf den Häusern an den Mauern, von denen man die Schindeln abgerissen, unter den Dächern, ja in den Schlafhäusern der Klöster, selbstverständlich in der Burg und hinter den Schießlöchern, die man in die Mauern gebrochen, erwarteten Falkonette, Halbschlangen, Kartaunen, Mörser, Singerinnen den Anlauf des Feindes.

Die Besatzung bestand aus fünf Regimentern, vier deutschen, von denen zwei auf Kosten des Reiches, zwei von Ferdinand selbst angeworben worden waren, und einem böhmischen. Die Reichstruppen unter dem Pfalzgrafen Philipp, dem Stellvertreter Friedrichs, besetzten die Mauer vom roten Turm bis gegen das Kärntener Tor; von da dehnten sich die königlichen Haufen unter Eck von Reischach und Leonhard von Fels gegen das Schottentor hin aus. Es waren Leute von allen deutschen Landesarten, viele namhafte Oesterreicher, aber auch Brabanter, Rheinländer, Meißener, Hamburger, besonders Franken und Schwaben: wir finden Hauptleute von Memmin-

gen, Nürnberg, Ansbach, Bamberg, einen Wachtmeister von Gelnhausen; der Schultheiß über den ganzen Haufen war aus dem frundsbergischen Mindelheim, der oberste Profoß aus Ingolstadt. Vom Schottentor bis zum roten Turme standen die Böhmen. Auf den Plätzen im Innern war einige Reiterei verteilt unter den trefflichen Hauptleuten Niklas von Salm, Wilhelm von Rogenhof, Hans Katzianer. Es mochten 16—17 000 Mann sein. Ob nun aber diese Mannschaft dem an Zahl so unendlich überlegenen Feinde zu widerstehen vermögen würde, war doch sehr zweifelhaft.

Suleiman ließ der Besatzung ankündigen: wolle sie ihm die Stadt übergeben, so verspreche er, weder selbst hineinzukommen noch sein Volk hineinzulassen, sondern er werde dann weiter vorrücken und den König suchen. Wo aber nicht, so wisse er doch, daß er am dritten Tage (am Michaelsfeste) sein Mittagsmahl in Wien halten werde; dann wolle er das Kind im Mutterleibe nicht schonen. In Liedern und Erzählungen finden wir, die Antwort der Besatzung sei gewesen, er möge nur zum Mahle kommen; man werde es ihm mit Kartaunen und Hellebarden anrichten. Doch ist das nicht so ganz wahr. Man hatte nicht Unbenommenheit des Geistes genug, um eine so kecke Antwort zu geben. Die Antwort, sagt ein amtlicher Bericht des Befehlshabers, ist uns in der Feder stecken geblieben. Man rüstete sich allen Ernstes zur Gegenwehr, aber keineswegs etwa in der Ueberzeugung, daß man siegen werde; man sah die ganze Gefahr ein, in der man sich befand, aber man war entschlossen, sie zu bestehen.

Und so mußte sich denn Suleiman anschicken, die Stadt mit Gewalt zu erobern. Zuerst stellten sich die Janitscharen mit ihren Halbhaken und Handrohren hinter dem Gemäuer der eben zerstörten Vorstädte auf. Sie schossen noch vortrefflich; eine Anzahl geübter Bogenschützen gesellte sich ihnen zu. Es hätte sich niemand an den Zinnen, auf den Mauern dürfen blicken lassen: sie beherrschten deren ganzen Umkreis. Die Giebel der benachbarten Häuser waren mit Pfeilen wie bepflanzt. Unter dem Dunst und Hall dieses Schießens bereiteten nun die Türken einen noch ganz anderen Angriff vor. Welches auch die Meister gewesen sein mögen, von denen sie ursprünglich darin unterwiesen worden sind, Armenier oder andere, eine Hauptstärke ihrer damaligen Belagerungskunst bestand in dem Untergraben von Mau-

ern, dem Anlegen von Minen[20]). Die Abendländer staunten, wenn sie ihrer später einmal ansichtig wurden, mit Eingängen, eng wie eine Tür, dann weiter, nicht eigentlich mit einem Bergwerk zu vergleichen, glatte, wohlabgemessene, weite Höhlungen, zugleich darauf gerechnet, daß das stürzende Gemäuer nach innen, nicht nach außen fallen mußte. Diese Kunst — denn eigentliches Belagerungsgeschütz führten sie nur wenig bei sich — wendeten sie nun auch bei Wien an. Hier aber trafen sie auf ein Volk, das sich ebenfalls auf unterirdische Arbeiten verstand. Gar bald bemerkte man in der Stadt ihr Vorhaben: Wasserbecken und Trommeln wurden aufgestellt, um die geringste Erschütterung des Erdbodens daran wahrzunehmen; man lauschte in allen Kellern und unterirdischen Gemächern — es sind noch abenteuerliche Sagen davon im Gange — und grub ihnen dann entgegen. Es begann gleichsam ein Krieg unter der Erde. Schon am 2. Oktober ward eine halbvollendete Mine des Feindes gefunden und zerstört. Bald darauf ward eine andere gerade noch im rechten Augenblick entdeckt, als man schon anfing, sie mit Pulver zu füllen. Die Minierer kamen einander zuweilen so nahe, daß sie sich gegenseitig arbeiten hörten; dann entwichen die Türken in einer anderen Richtung. Um den Kärntner Turm auf alle Fälle zu sichern, hielten die Deutschen für notwendig, ihn mit einem Graben von hinreichender Tiefe zu umgeben. Natürlich aber war das nicht allenthalben möglich.

Am 9. Oktober gelang es den Türken wirklich, einen nicht unbedeutenden Teil der Mauer zwischen dem Kärntner Tor und der Burg zu sprengen; in demselben Augenblick traten sie unter wildem Schlachtruf zum Sturm an. Allein schon war man auch hierauf vorbereitet. Eck von Reischach, der bei der Verteidigung von Pavia gelernt, wie man stürmenden Feinden begegnen müsse, hatte die Leute unterwiesen, mit welchem Geschrei und Anlauf der Sturm geschehe und wie man ihm zu begegnen habe. Diese jungen Landsknechte, von denen uns ein Bericht versichert, daß Reischachs Anweisung ihnen „ein tapfer, männlich Herz" gemacht, standen in der Tat vortrefflich. Mit einem furchtbaren „Her" erwiderten sie das türkische Schlachtgeschrei. Hellebarden, Handrohre und Kanonen unterstützten einander mit dem glücklichsten Erfolg. „Die Kugeln der Kartaunen und Flinten flogen wie die Schwärme kleiner Vögel durch die Luft. Es war ein Festgelage,

bei dem die Geister des Todes die Gläser reichten.“ Die deutschen Berichte rühmten besonders die Tapferkeit, die der alte Salm, Verwalter der niederösterreichischen Feldhauptmannschaft, in dieser heißen Stunde bewies. Die Türken erlitten so mörderische Verluste, daß sie sich zurückziehen mußten. Die niedergeworfene Mauer ward auf der Stelle so gut wie möglich hergestellt.

Was aber hier nicht gelungen, versuchte der Feind gleich darauf an der anderen Seite des Kärntner Turmes. Nach manchem falschen Lärm sprengte er am 11. Oktober einen guten Teil der Mauer gegen das Stubentor hin und erneuerte unverzüglich seinen Sturm. Diesmal waren die Rotten dichter gebildet: zu den Asaben und Janitscharen hatten sich Sipahi von Janina und Awlona, albanesischer Herkunft, gesellt; mit ihren krummen Schwertern und kleinen Schilden drangen sie, dem Haufen voran, über die gefallenen Mauern daher. Allein hier stellte sich ihnen Eck von Reischach mit vier Fähnlein mutiger Landsknechte selber in den Weg. Zur Seite hatte er wie einst in Pavia geübte spanische Schützen; auch der Feldmarschall Wilhelm von Rogendorf war zugegen. Nunmehr kam es zum ernstlichen Handgemenge. Man sah die langen Schlachtschwerter der Deutschen, die sie mit beiden Händen führten, sich messen mit dem Türkensäbel; ein türkischer Geschichtschreiber redet von ihrer feuerregnenden Wirkung. Dreimal erneuerten die Türken ihren Anlauf. Jovius[21]), der so viele Schlachten beschrieben hat, bemerkt doch, daß man in diesem Jahrhundert kaum jemals heftiger aneinandergeraten sei. Aber alle Anstrengungen der Türken waren vergebens; sie erlitten noch bei weitem stärkere Verluste als das erste Mal.

Und damit war nun eigentlich ihr guter Mut erschöpft. Am 12. Oktober ward abermals ein Teil der Mauer gefällt; aber als sie dahinter die Deutschen und Spanier mit aufgereckten Fähnlein erblickten, wagten sie sich nicht ernstlich heran. Schon regte sich bei den Türken die Meinung, in Gottes des Allmächtigen Ratschluß sei für jetzt die Eroberung Wiens dem Islam nicht bestimmt. Die Nächte wurden bereits ungewöhnlich kalt; am Morgen sah man die Berge mit Reif bedeckt. Mit Besorgnis dachte jedermann an die Länge und Gefahr des Rückzuges; denn zu jener dreijährigen Abwesenheit war doch in der Tat nichts vorbereitet. Dazu kam, daß sich Nachrichten

von einem nahen Entsatze vernehmen ließen. Ein erbländisches Heer sammelte sich in Mähren, in den Bezirken des schwäbischen Bundes ward eifrig gerüstet, wie denn Schärtlin von Burtenbach berichtet, was für treffliche Leute er in Württemberg zusammengebracht. Pfalzgraf Friedrich, der ganz in der Nähe geblieben, nahm eine drohende Haltung an. Schon lernten die Bauern den streifenden Reitern Widerstand leisten. Suleiman entging es nicht, in welche gefährliche Lage er kommen könne, wenn er hier, mitten im feindlichen Land, ohne feste Plätze, in der schlechten Jahreszeit von einem Feind angegriffen würde, dessen Tapferkeit er soeben kennengelernt. Er beschloß, noch einen letzten Versuch auf Wien zu machen und, wenn dieser mißlinge, sofort aufzubrechen. Er wählte dazu einen Tag, den er für glücklich hielt, den Zeitpunkt, wo die Sonne in das Zeichen des Skorpions tritt, 14. Oktober. Eben in der Mittagsstunde versammelte sich ein guter Teil des Heeres im Angesichte der Mauern. Tschausche[22]) riefen Belohnungen aus, Minen sprangen, Breschen öffneten sich, und das Zeichen zum Sturme ward gegeben. Allein die Leute hatten kein Vertrauen mehr; sie mußten fast mit Gewalt herbeigetrieben werden und gerieten dann unter das Feuer des Geschützes: ganze Haufen erlagen, da sie nur den Feind erblickten. Gegen Abend sah man eine Schar aus den Weinbergen hervorkommen, aber sich auf der Stelle wieder zurückziehen.

Und hierauf begann der volle Abzug. Die Anatolier hatten jetzt die Vorhut. Noch in der Nacht brach der Sultan selbst auf; auch die Janitscharen zündeten ihr Lager in den Vorstädten an und eilten, ihren Herrn zu begleiten. Nach einigen Tagen folgte ihm Ibrahim mit dem Rest der europäischen Truppen nach. Es war das erste Mal, daß dem siegreichen Sultan ein Unternehmen so ganz gescheitert war. Er konnte inne werden, daß er nicht so geradezu, wie seine Dichter rühmten, das Gold im Schachte der Welt, die Seele im Weltenleibe sei, daß es außer ihm gewaltige und unbezwingliche Kräfte gab, die ihm noch zu schaffen machen sollten. Zunächst aber hatte er Grund, sich zu trösten: er hatte Ungarn den Deutschen entwunden. Aus den Händen türkischer Beamten empfing Johann Zapolya die heilige Krone; obwohl er König hieß, war er doch in der Tat nichts anderes als ein Verweser des Sultans[23]).

Nr. 19. Unternehmung Karls V. auf Tunis[24]).

Im Sommer 1534 war Karl V. entschlossen, die deutschen Fürsten, die seinem Hause Württemberg entrissen[25]), und den König von Frankreich, der sie hierbei unterstützt hatte, dafür zu züchtigen. Seine Gesandten suchten die Sache in Deutschland vorzubereiten; in seinem Staatsrate ward in Ueberlegung gezogen, ob es nicht ratsam sei, Marseille zu überraschen, um den König von Frankreich bei sich selbst zu beschäftigen. In diesem Augenblick aber trat ein Ereignis ein, das seiner Tätigkeit und vielleicht seinen Absichten fürs erste eine andere Richtung gab.

Einem glücklichen Seeräuber, Chaireddin, genannt Barbarossa, der im Dienste der alten einheimischen Fürstenhäuser des westlichen Afrika emporgekommen, war es schon früher gelungen, sich in Algier festzusetzen. Mit Freibeutern, die ihr Glück zu machen suchten, wie er es gemacht, südeuropäischen Abtrünnigen und hauptsächlich spanischen Morisken[26]), die er selbst herübergeholt — siebenmal, sagen die osmanischen Geschichtschreiber, ging und kam die Karawane —, hatte er einen barbarischen Staat gegründet, welcher der Schrecken des westlichen Meeres wurde. In fortgesetztem Kampfe, wie mit den einheimischen Fürsten, so mit den christlichen Mächten, eines Rückhalts bedürftig, hielt er es für gut, sich an Suleiman II. anzuschließen, „dessen Ruhm so herrlich wie die des Dschemschid[27])". Suleiman, der sich als den Verfechter des echten Islam betrachtete, z. B. den persischen Krieg, den er damals (1533) unternommen, als einen Glaubenskrieg gegen die Schiiten[28]) ansah, und, als er Bagdad eroberte, es eine seiner ersten Sorgen sein ließ, das Andenken des großen sunnitischen Lehrers Ebu Hanifeh zu erneuern, dessen angebliches Grab zu einem allgemeinen Wallfahrtsorte zu erheben, war sehr empfänglich dafür, daß Chaireddin im fernen Westen für ihn, den Kalifen von Rom (denn diesen Titel gab er sich), das Kanzelgebet abhalten ließ. Er ernannte ihn dagegen zum Beglerbeg des Meeres. Im Juli 1534 erschien Chaireddin, von Konstantinopel kommend, an den italienischen

Küsten. Wie erschrak Neapel, als sich plötzlich der Stadt gegenüber die hundert Segel der Seeräuber entfalteten! Es lag aber diesmal nicht in seiner Absicht, zu einem ernstlichen Angriff zu schreiten. Er begnügte sich, Schiffswerften an der Küste zu zerstören, Kastelle von geringerer Bedeutung zu nehmen und wieder zu verlassen, ein paar Meilen weit in das Land zu streifen und Gefangene wegzuführen; dann kehrte er plötzlich um. Nachdem er noch die Küsten von Sardinien geplündert, warf er sich auf Tunis, wo die Benihafs herrschten und der osmanischen Uebermacht noch Widerstand leisteten. Er nahm den Schein an, als ob er an des herrschenden Muley Hassan Stelle, der sich durch Grausamkeit die Gemüter seiner Untertanen entfremdet hatte, dessen Bruder Reschid setzen wollte. Und um so leichter eroberte er die Stadt; hierauf aber trug er kein Bedenken, für sich selbst Besitz zu ergreifen. Gegen den Angriff des zurückkehrenden Hussan wußte er sich mit seinem Geschütz zu behaupten.

Auch dies Unternehmen war nun wohl nicht ganz ohne Beziehung zu der Entzweiung zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich. Fortwährend stand Suleiman in gutem Verhältnisse zu Franz I. Als ihm Karl in jenem Jahre einmal den Antrag machen ließ, in Konstantinopel im Namen der gesamten Christenheit mit ihm zu unterhandeln, lächelte Suleiman; er wußte wohl, wie wenig die christlichen Fürsten mit Karl eines Sinnes seien. Franz I. hat dem Papste Klemens einst geradezu gesagt, daß er einen Anfall der Osmanen eher hervorzurufen als ihm zu widerstehen gedenke. Nicht als ob zwischen Suleiman und Franz I. der Angriff auf Tunis verabredet gewesen wäre; aber sie waren einverstanden, dem Kaiser soviel wie möglich zu schaffen zu machen. Wie hätte das aber besser geschehen können als durch diese Eroberung! An dem Meerbusen, von welchem einst die Seeherrschaft der Karthager ausgegangen, nahm Chaireddin eine noch furchtbarere Stellung ein als jemals früher. In den kaiserlichen Gebieten von Messina bis Gibraltar glaubte man in der Nähe des Meeres nicht mehr ruhig schlafen zu können. Die Spanier fanden es überdies unerträglich, daß in einem Lande, welches sie zwanzig Jahre früher schon selbst großenteils eingenommen, wo sie ein neues Spanien zu gründen gedacht, ein so gefährlicher Feind sich festsetzen sollte. Und so mußte Karl V. von jenen feindseligen

Entwürfen gegen das innere Europa für den Augenblick absehen und alle seine Kräfte gegen Afrika richten. Er tat dies nicht allein ohne Widerstreben, sondern mit Freude und Begeisterung. Er urteilte, den räuberischen, mächtigen Ungläubigen zu bekämpfen, sei eine des kaiserlichen Namens besonders würdige Unternehmung, zu der er mit ganz gesichertem Gewissen schreiten könne. Im Frühjahre 1534 sehen wir ihn in voller Tätigkeit, sie auszuführen.

In den Jahrhunderten des Mittelalters war den Spaniern bei ihren Kämpfen mit den Mauren nicht selten die Macht des übrigen Europa zur Hilfe gekommen. Was damals der freiwillige Eifer für die allgemeine Sache der Christenheit, das bewirkte jetzt das Ansehen des Kaisers, der so viele Länder beherrschte. Nicht allein Italiener erschienen teils in seinem Solde, teils auch von einigen Großen, z. B. dem Fürsten von Salerno, zusammengebracht, sondern auch 8000 Deutsche, in der Gegend von Augsburg geworben, unter Maximilian von Eberstein, und in Genua eingeschifft, wie man denn schon früher einmal die geschlossene Schlachtordnung der Landsknechte im Kampfe mit den leichten Arabern sehr vorteilhaft gefunden hatte. Die Spanier selbst erschienen noch ganz als die alten; sie meinten bei diesem Zug ihre Seligkeit zu verdienen, wie weltlich sie sich auch sonst aufführen mochten. Es war sehr in ihrem Sinne, wenn der Kaiser vor der Abfahrt von Barcelona noch Unserer Frau von Monserrat einen Besuch machte und an einer feierlichen Prozession, er wie die anderen mit unbedecktem Haupte, teilnahm. Die Fahne, die auf dem Admiralschiffe wehte, stellte das Bild des Gekreuzigten dar, neben ihm Johannes und Maria. „Wer soll unser Anführer sein?" fragten die Großen den Kaiser. „Der da," antwortete er, indem er ein Kruzifix hervorzog, „und ich bin sein Fähnrich." Er sah in dem Kruzifix eine Verkörperung auch der Waffengewalt der lateinischen Christenheit, deren Sache wider den Islam er noch einmal zu führen im Begriffe war. Dem Großadmiral Andrea Doria hatte der Papst einen geweihten Degen gesendet. Die von beiden Seiten, von Italien und von Spanien her, ansegelnden Flotten vereinigten sich an der sardinischen Küste, bei Cagliari. Von hier nahmen sie am 14. Juni 1535 ihren Lauf nach Tunis; die Landung am Golf geschah ohne alle Schwierigkeit. Es scheint, als habe Chaireddin den Nachrichten, die

er von der Rüstung des Kaisers allerdings empfing, doch niemals geglaubt. Wenigstens war er nicht vorbereitet, der Einschließung seines Schlosses und Waffenplatzes Goletta, die sehr langsam und kunstgerecht vollzogen ward, ein ernstes Hindernis entgegenzusetzen. Nachdem man nun erst dahin gekommen war, es zugleich von den Schiffen und aus dem Lager zu beschießen, ward es unverzüglich und ohne viele Mühe erstürmt. Die Spanier behaupteten, von den Kanonen, die sie da fanden, seien einige mit den französischen Lilien bezeichnet gewesen. Um vieles schwieriger war es nun aber, Tunis selbst anzugreifen. Muley Hassan war in dem Lager des Kaisers erschienen und hatte ihm Hoffnung gemacht, daß ein großer Teil der Eingeborenen sich für ihn, den Verjagten, erheben werde. In der Stadt Tunis unterschied man vier Parteien, und nicht die geringste war die, welche sich zu den Benihafs neigte; aber die Gegenwart der mächtigen Seeräuber hielt alles im Zaum. Die arabischen Stämme wurden überredet, daß der Kaiser das Land sich selbst unterwerfen und den Islam vertilgen wolle. Selbst wider ihren Willen folgten die Tunesier, 9000 Pferde stark, ihrem Gewaltherrn in das Feld.

Am 20. Juli, noch vor Tage, war der Kaiser aufgebrochen, um auch ohne die Hülfe der Eingeborenen einen Versuch auf Tunis zu machen. Er hatte sich vorgenommen, die Nacht ein paar Meilen vor der Stadt zuzubringen, bei den Ueberresten einer alten Wasserleitung, wo man Baumpflanzungen und Brunnen fand. „Was tun wir nun, mein Vater?“ sagte er zu Alarcone[29]). „Herr,“ antwortete dieser, „wir greifen an, und wir werden sie schlagen, so gewiß, als Ihr der Kaiser seid.“

Die kaiserlichen Truppen mochten 26 000 Mann betragen. Sehr mühselig, mit den Armen, hatten die Deutschen ein paar Stücke Geschütze herangeschleppt. Auch Chaireddin hatte Feldgeschütz und Hakenbüchsen; sein Heer wird auf 50 000 Mann angegeben. Es läßt sich aber leicht einsehen, daß die nach langem Schwanken für ihn gewonnenen Araber und Tunesier, sowie die mit Zwangsgewalt herbeigeführten Mauren keinen großen Eifer für seine Sache hatten, wobei die Kaiserlichen sogleich im Vorteil waren und ein Anlauf der afrikanischen Reiter von dem starken spanisch-deutschen Vordertreffen des Kaisers, das indes unaufhörlich vorrückte, zurückgewiesen worden,

flohen zuerst die Tunesier, dann die übrigen Hilfsvölker, so daß auch endlich die Türken und Glaubensabtrünnigen, die Chaireddins vornehmste Stärke ausmachten, deren aber nur etwa 8000 Mann waren, obwohl zögernd, weichen und selbst einen Teil ihres Geschützes zurücklassen mußten. Wie hätte es auch anders gehen sollen? Die Eingeborenen hatten sich dem Seeräuber beigesellt, weil er der Stärkere war; bei dem ersten Zusammentreffen sahen sie aber seine eigene und wesentliche Macht von der kaiserlichen bei weitem übertroffen. Sie waren nicht gemeint, ihr Leben für ihn zu wagen. Ohne viele Mühe war zu gleicher Zeit ein Angriff der Algerier auf die Nachhut vom Herzog von Alba zurückgewiesen worden. Die Deutschen reinigten die benachbarten Oelbaumpflanzungen von den herumlaufenden Berbern.

Wohl nahm nun der Kaiser die Brunnen ein; jedoch sah er sich noch nicht am Ziele. Das Wasser, das man fand, reichte für das Bedürfnis des Heeres nicht zu, und es war doch recht zweifelhaft, ob man des anderen Tages, so unerquickt und ohne Belagerungswerkzeuge, die nicht unbefestigte Stadt erobern oder noch in schlimmeren Zustand geraten werde. Das Lager erscholl von Verwünschungen gegen den Muley. Hatte nicht einst das christliche Heer, das mit Ludwig d. Hl. herübergekommen, nachdem es einen ähnlichen Sieg erfochten, doch die Belagerung der Stadt zu unternehmen Bedenken getragen? Der Kaiser gesteht, es sei ein Augenblick gewesen, in welchem er gewünscht habe, die Sache gar nicht angefangen zu haben. Gott aber, setzte er freudig hinzu, half allem Uebel ab. Das Ereignis war, daß die in der Alcaçava von Tunis eingesperrten Christensklaven bei der Unordnung, welche der Verlust der Schlacht veranlaßte, und vielleicht von einem reuevollen Glaubensabtrünnigen unterstützt, Gelegenheit fanden, sich zu befreien, das Schloß einnahmen und dadurch Chaireddin nötigten, mit seinen Getreuen Tunis zu verlassen.

Dadurch ward zugleich dem Kaiser der Weg gebahnt. „Großherr," sagte ihm der Muley, als sich das Heer den nächsten Morgen in Bewegung setzte, „Ihr betretet jetzt einen Boden, den noch nie ein christlicher Fürst berührt hat." „Ich denke noch weiter zu kommen," erwiderte der Kaiser, in welchem der glückliche Erfolg das volle Zutrauen zu einer großen Bestimmung wieder erweckte. Ohne Wider-

stand zog er in Tunis ein; desungeachtet überließ er die Stadt seinem Kriegsvolke, wie dieses forderte, zur Plünderung. Tausende kamen um, eine noch größere Anzahl ward zu Sklaven gemacht; selbst die Büchersammlung des Muley ward verwüstet. Noch waltete in diesen Christen der bittere, gewaltsame, halbbarbarische Geist der Kreuzzüge vor. Als alles vollbracht, d. i. alles zerstört war, hielt man dem Apostel St. Jakob zu Ehren, mit dessen Namen die Spanier von jeher ihre widermohammedanischen Kriegstaten zu heiligen pflegten, an dessen Tag ein feierliches Hochamt in dem Franziskanerkloster. Wie bei der Eroberung der spanischen Städte, fand man auch hier, da nicht alles Frühere von der Glaubenswut der Almohaden vernichtet worden, noch einige Ueberbleibsel der altchristlichen Bevölkerung. Der Kaiser war jedoch so weit entfernt, den Versuch einer Besiedelung daran knüpfen zu lassen, daß er sie vielmehr nach Neapel überführte. Das Innere des Landes überließ er dem einheimischen Fürsten, der es beruhigen sollte; sich selbst behielt er Goletta und die Küste vor. Muley Hassan trat ihm sein Recht auf die von Chaireddin noch besetzten Plätze ab. Karl V. war entschlossen, es geltend zu machen. Auf die Stadt Afrika (das alte Aphrodisium), die damals von den Seeräubern besonders stark befestigt war, hätte er sogleich einen Angriff unternommen, wenn er nicht durch widrige Winde abgehalten worden wäre. Indem er sich zuvörderst nach Sizilien begab, verlor er doch diese Küste keinen Augenblick aus den Augen; ja, noch viel größere Hoffnungen erwachten in ihm und in der christlichen Welt überhaupt. Durch Nachrichten von einem Unfalle, welchen die Osmanen in Persien erlitten, besonders dazu bewogen, schickte Papst Paul III. den General der Franziskaner an den Kaiser, um ihn zu einem umfassenden Unternehmen gegen die Osmanen anzutreiben. In den Briefen des Kaisers selbst ist zwar nur von einem Angriff auf Algier die Rede, von einer Fortsetzung des begonnenen afrikanischen Krieges; aber ein Mitglied seines Hofes versichert mit Bestimmtheit, auch von einem Zug auf Konstantinopel für den nächsten Sommer habe man ihn sprechen hören. In der Christenheit erneuerten sich hier und da die alten Weissagungen von einem Kaiser, der die ganze Welt überwinden, die Anbetung des Kreuzes bei Todesstrafe gebieten, dann aber in Jerusalem von einem Engel Gottes die Krone

empfangen und daselbst sterben werde. In Karl V. glaubte man diesen Kaiser zu sehen.

Allein die Angelegenheiten der christlichen Welt lagen nicht so einfach, daß alle ihre Kräfte in einer einzigen großen Richtung sich bewegen oder gar einem einzigen Oberhaupte sich hätten unterordnen sollen. Wie der Absicht gegen Frankreich und Deutschland die Notwendigkeit, die Osmanen abzuwehren, in den Weg getreten war, so war jetzt die Absicht gegen den allgemeinen Feind durch die drohende Haltung Frankreichs zurückgedrängt.

* * *

6. Deutsche Wissenschaft und Dichtung im Zeitalter der Reformation[1].

Ein herrliches Werk würde sein, wenn einmal die Teilnahme, welche die Deutschen an der Fortbildung der Wissenschaften überhaupt genommen haben, im Lichte der europäischen Entwicklung jedes Jahrhunderts mit gerechter Würdigung dargestellt werden könne[2]). Zu einer allgemeinen Geschichte des Volkes wäre es eigentlich unentbehrlich. Denn nicht allein in den Bildungen des Staats und der Kirche oder in Dichtung und Kunst tritt der Geist eines großen Volkes hervor; zuweilen werfen sich die besten Kräfte auf die wissenschaftlichen Gebiete. Man muß wissen, was sie da schaffen und vollbringen, wenn man die Bestrebungen eines Zeitraumes überhaupt verstehen will. Die Zeit, die wir hier betrachten, würde eine der fruchtbarsten sein. Schon erscheinen, z. B. bei Paracelsus[3]), die Anfänge der Chemie. Es kommen die feinsten und eingreifendsten physikalischen Beobachtungen vor. Georg Hartmann zu Nürnberg, der sich mit Verfertigung von Kompassen beschäftigte, hat dabei die Inklination des Magnets[4]) entdeckt; er bemerkte, wie der Nordmagnetismus beim Streichen südliche Polarität hervorbringe, er scheint noch mehr gewußt zu haben, als er ausdrücklich ausspricht. Gern unterhielt er teilnehmende Fürsten, den König Ferdinand während des Reichstages oder

den Herzog Albrecht von Preußen in Briefen, von der geheimnisvollen Tugend und Kraft des Magneten. Die Wißbegier Karls V., die von seiner Stellung zu beiden Erdhälften genährt ward, veranlaßte zu Arbeiten der mathematischen Geographie, welche allen Völkern zustatten gekommen sind. Aus Duisburg, von Merkator[5]), rührt die erste durchgreifende Verbesserung der Zeichnung der Land- und Seekarten her. An den östlichen Grenzen, wo die deutschen Teile sich mit den polnischen berühren, ging aus einer der geschilderten[6]) ähnlichen Beschäftigung mit dem Altertum, gleichsam unter dieser geistigen Umgebung, eine der größten Entdeckungen hervor, die das Jahrhundert auszeichnen, die der wahren Sonnenordnung.

Ptolemäus[7]) beherrschte wie die Erdkunde so auch die Himmelskunde: seit vielen Jahrhunderten war er hierin die Weisheitsquelle von Morgen- und Abendland. Schon einige Zeit daher aber, nachdem man ihn besser verstand und wieder eigene Beobachtungen begannen, regten sich Zweifel gegen seine Unfehlbarkeit. Neue Berechnungen der Polhöhe verschiedener Städte z. B. wollten mit seinen Angaben nicht stimmen. Aber so groß war die Verehrung für ihn und die Alten, daß man eher an eine seitdem eingetretene Veränderung in dem Weltgebäude als an die Mangelhaftigkeit ihrer Beobachtungen glaubte. Nikolaus Kopernikus[8]) aus Thorn, Domherr zu Frauenburg, ein auch in den Staatsgeschäften des dem deutschen Orden entrissenen preußischen Landes vielbeschäftigter Mann, fand nicht allein die Beobachtungen mangelhaft, wenigstens soweit sie vorlagen, sondern auch das ganze Lehrgebäude unverständlich und zur Erklärung vieler Erscheinungen unzureichend. Er meinte wohl, die besten Beobachtungen möchten verloren gegangen sein, aber den Vermutungen zugunsten verändert worden sein; indem er dann in den Alten weiter forschte, fand er auch Andeutungen eines ganz anderen Lehrgebäudes als des ptolemäischen. Im Altertum war gesagt worden, daß sich die Erde bewege, daß sie nicht allein eine kreisende Bewegung um sich selber, sondern auch eine fortschreitende habe; wie nun, wenn hierin noch die unbekannte Wahrheit lag? Kopernikus ergriff diesen Gedanken mit aller Kraft eines die Wahrheit vorahnenden Geistes. In seiner Wohnung am Dome zu Frauenburg, die ihm einen großen Gesichtskreis eröffnete, beobachtete er die Höhen

der Wandelsterne, des Mondes, der Sonne und der „festen“ Sterne mit sehr unzulänglichen Geräten, nicht selten von dem aus dem Frischen Haff aufsteigenden Nebel behindert, aber im ganzen vortrefflich. Er überzeugte sich, daß die Erscheinungen, die bisher unbegreiflich gewesen, sich wirklich nur erklären ließen, wenn man die verworfene Vermutung, die Bewegung der Erde, annehme und sie mit der Bewegung der Wandelsterne und des Mondes verbinde. So erst ließen sich die Erscheinungen der täglichen Bewegung der Himmelskugel, des jährlichen Laufes der Sonne in der Sonnenbahn, der Wechsel der Jahreszeiten und Tageslängen, das Vor- und Rückgehen der Wandelsterne verstehen; die Erläuterungen, die er davon gab, kamen einem Beweise seines Hauptsatzes nahe. Wohl war dieser noch unvollständig, und nicht von allen Irrtümern riß sich Kopernikus los; aber er hatte einen Gedanken von so echter Wahrheit ergriffen, daß Mängel der Darstellung ihn nicht hindern konnten, sich allmählich Platz zu machen. Was man von Aristarch von Samos [9]) gesagt, das hat in der Tat erst Kopernikus vollbracht: er setzte den Herd des Weltalls in Bewegung. Die Erde erschien ihm als das, was sie ist, in dem Verhältnis eines Punktes zum Ganzen; auf das gewaltigste durchbrach er die Welt des Scheines. In diesem Gedanken aber, der aller Anschauung, in der sich die Menschen bewegen, zuwiderläuft, liegt etwas, das seinen Urheber wohl bedenklich machen konnte, ihn zu äußern. Kopernikus meinte fast, es sei das Beste, wenn er wie Pythagoras [10]) seine Lehre nur mündlich fortpflanze. Es gereicht der Schule von Wittenberg zur Ehre, daß einer ihrer jungen Lehrer, Rhäticus, durch das Gerücht in Kenntnis gesetzt, sich zu Kopernikus begab, der Welt die erste sichere Nachricht über die Entdeckung mitteilte und wirklich den Druck des von dem Verfasser beinahe beiseite gelegten Werkes veranlaßt hat.

Den Vorwurf dürfte man überhaupt der Wittenberger Schule damaliger Zeit nicht machen, daß ihre Gottesgelehrsamkeit sie abgehalten hätte, sich auch mit anderen Wissenschaften zu beschäftigen. Wir finden die eifrigsten Gottesgelehrten, wie Wiegand zu Eisleben, die benachbarten Berge durchstreifen, um die Wunder Gottes in den seltenen Kräutern zu schauen. Michael Neander von Ilfeld verband mit der Kräuterkunde selbst medizinische Einsichten, er wird als der

Chiron [11]) des Harzes gepriesen; Johann Mathesius besaß eine treffliche Kenntnis der Metalle und Erdgewächse. In hohem Ansehen bei seinem Leben und unvergänglichem Gedächtnis nach seinem Tode stand Kaspar Cruciger, Lehrer der Gottesgelahrtheit, den aber physikalische und besonders mathematisch-astronomische Einsichten persönlich fast noch mehr auszeichneten. Melanchthon, der sich immer in lebendiger Teilnahme an allen diesen Fortschritten zu halten suchte, in dessen Vorlesungen z. B. Valerius Cordus [12]) Anregung zu seinen botanischen Ausflügen empfing, widmete dort seinen besten und fruchtbarsten Fleiß den philosophischen Studien.

In seiner Jugend, noch in Tübingen, hatte er es sich beinahe als die vornehmste Aufgabe seines Lebens gedacht, die Werke des Aristoteles [13]) von den Verunstaltungen zu befreien, die sie während des Mittelalters erlitten, und den wahren Sinn dieses Weisen zu erforschen. Wie von einer ganz anderen Natur auch der Beruf war, den ihm Leben und Geschichte anwiesen, so tauchten doch dann und wann jene Gesichtspunkte auf. Wir finden bei ihm streitbare Erörterungen gegen die arabische Auffassung aristotelischer Begriffe und neue Versuche, deren echten Sinn zuweilen in Widerspruch mit den griechischen Erklärern zu ergründen. Nur war ein Ziel hierbei nicht die Wiederherstellung des Verfassers, sondern die Ermittelung einer sachlich haltbaren Lehrmeinung. In den mancherlei Lehrbüchern, die er verfaßte, über Redegewandtheit, Sittenlehre, Seelenlehre, sogar Naturlehre, verglich er immer auch die übrigen Weisen mit Aristoteles. In der Regel zog er den letzteren vor, dessen Feder in Sinn und Verstand getaucht sei; die Uebertreibungen der Stoa [14]), die Zweifelsucht der Akademiker [15]), die Ableugnung des Epikur fand er gleich unerfreulich. Jedoch stieß er auch bei ihnen auf manches Gute und nahm es an; am entschiedensten wich er von Aristoteles ab, wo dieser mit den Urkunden der Offenbarung in Widerspruch kommt. Stellen wir uns in den Gesichtskreis jener Zeit, so konnte von einer mit unbedingtem Selbstvertrauen auf die höchsten Fragen hinstrebenden Anstrengung des Gedankens überhaupt gar nicht die Rede sein. Das Rätsel der Welt war schon gelöst, der Inbegriff der Dinge war schon bekannt. Die allgemeine Ansicht ging vielmehr dahin, daß man „die allmächtige Kraft der göttlichen Majestät nicht schärfer zu erforschen

habe"; nicht ohne Tiefsinn sagt Herzogin Elisabeth von Braunschweig[16]: „Könnten wir Gott durch unsere Vernunft ausgründen, so nähme die Gottheit ein Ende." Es konnte nur darauf ankommen, die Ergebnisse des vernunftgemäßen Nachdenkens mit der Schrift in Einklang zu bringen. Man dürfte wohl nicht sagen, daß daraus ein bloß förmliches Ergebnis hervorgegangen wäre. In den vernunftwissenschaftlichen Schriften Melanchthons treten einige Vorstellungen, besonders über das Wesen des Geistes, mit eigentümlicher Stärke auf. Die Meinung, als sei die Seele einer reinen Tafel gleich und erwarte die Begriffe erst durch Erfahrung, verwirft er mit Widerwillen; er weist vielmehr zwei verschiedene Arten angeborener Begriffe nach, beschauliche des reinen Denkens und zweckdienliche der Sittenlehre. Eine ganze Reihe von Urgrundsätzen beiderlei Art führt er auf; von dem gottähnlichen Wesen des Geistes wohnt ihm eine unerschütterliche Ueberzeugung bei. So hat er denn auch, ohne andere Beweise für das Dasein Gottes zu verschmähen, doch den im Sittengesetz begründeten mit besonderem Eifer ausgebildet. Die natürliche Unterscheidung zwischen Gut und Böse, die dem Menschen innewohne, das lastende Bewußtsein, welches aus den Verbrechen entspringe, die Freudigkeit, mit der das Gute erfülle, endlich den mannhaften Aufschwung des Gemütes bei der Gründung von Staaten oder auch im Reiche der Wissenschaften sieht er als Beweise eines göttlichen Ursprungs und eines höchsten Geistes an, von dem der menschliche herrühre. Zwei Jahrhunderte beinahe — solange nämlich der Glaube an die Offenbarung volles Leben hatte — sind diese Ansichten und das darauf gegründete sehr einfache und bescheidene Lehrgebäude in den protestantischen Schulen herrschend gewesen, während in den katholischen die siegreichen Mönchsorden das verschlungene Gebäude der früheren Zeit auch mit dem echten Aristoteles aufrechtzuerhalten wußten. Später haben sich an den Grenzgebieten beider Welten andere Richtungen des allgemeinen Geistes entwickelt. Selbständig haben doch vornehmlich protestantische Gelehrte auf den Gang der hierdurch angeregten Bewegung eingewirkt. Unmöglich kann der Inbegriff der Vorstellungen, die sich diesseits befestigt hatten, ohne Einfluß auf die Art und Weise gewesen sein, wie dies geschehen ist.

Welches aber auch das Verhältnis sein mochte, in dem die Gottesgelahrtheit zu anderen Wissenschaften trat, eine wenigstens empfing durch sie einen neuen, überaus förderlichen Antrieb, die Wissenschaft der Geschichte. Wollte man sich den Fortschritt allgemeinwissenschaftlicher Geschichtskunde mit einem Blick vergegenwärtigen, so dürfte man nur an den im Anfange des Jahrhunderts ungemein oft gedruckten Abriß, den Fasciculus temporum von Rolewinck[17]), mit dem vergleichen, welcher um dessen Mitte aufkam und sich lange in Geltung erhielt, dem Buche Sleidans[18]) von den vier Monarchien. Dort ist hauptsächlich von Päpsten, Blutzeugen und Heiligen die Rede; hier beruht schon alles auf der erneuerten Bekanntschaft mit dem Inhalt so vieler seitdem wieder gedruckten Forscher. Sleidan kennt die Alten sehr gut; überall gibt er die Stellen an, aus denen ausführlichere Nachricht zu schöpfen ist. Da er auch einen großen Teil der Geschichtschreiber des Mittelalters durchgearbeitet hat, so erweitert er auch da den Gesichtskreis nach allen Seiten; es mag wenige Abrisse geringen Umfanges von so gründlicher Arbeit geben. Auch in anderer Beziehung wirkte die Untersuchung der alten Geschichtschreiber ein. Man nahm sie sich bei Behandlung der Zeitgeschichte wenigstens in der Sprache zum Muster, recht glücklich unter anderen Ursinus Velius[19]); einen unermeßlichen Eindruck machte auch in dieser Hinsicht der, soweit seine Forschungen reichten, zugleich urkundlich-gründliche Sleidan. Mit alledem war doch der Weg zu einer wahren Geschichte besonders der Zeiten des Mittelalters noch nicht eröffnet. Ihr ganzer Umkreis war von absichtlicher Einbildung oder unwillkürlicher Dichtung verdunkelt und umzogen. Während sich in anderen wissenschaftlichen Zweigen die Urteilskraft zur Anschauung des Echten erhob, hatte hier, seitdem der Berosus[20]) erschienen war, der Wahn noch einmal um sich gegriffen. Wohl erhoben sich einzelne Stimmen dagegen; aber der Betrug war doch immer so geschickt angelegt, daß sich die Gelehrsamkeit jener Zeit noch täuschen ließ. Einmal aber auf den Irrweg geführt, ging man recht absichtlich darauf weiter. Die Landesgeschichtschreiber, unter denen sich gleichwohl einige entschiedene Begabte finden, namentlich für die Erzählung, die sich dann und wann zu herodoteischer Anmut entfaltet, machten sich fast ein Geschäft daraus, die Fabel nach allen Seiten hin auszuarbeiten.

Unter diesen Umständen brauchte man nichts so dringend als eine durchgreifende Forschung auf irgend einer Seite, welches sie auch sein mochte. Die Richtung des Protestantismus bewirkte, daß sie zunächst im kirchlichen Gebiete hervortrat. Flacius und dessen streng lutherische Freunde, Wigand, Judex, Bas. Faber, vereinigten sich untereinander zur Abfassung einer ausführlichen Kirchengeschichte. Sie hatten es dabei hauptsächlich auf eine Sammlung urkundlicher Stoffe über den Fortgang der Lehre, der Kirchengebräuche, der Kirchenregierung in den verschiedenen Jahrhunderten abgesehen, und schon diese Ausdehnung der Gesichtspunkte über den herkömmlichen Kreis der Kenntnisse muß als ein Verdienst betrachtet werden. Ein noch viel größeres war es, daß sie Ernst damit machten, das Unechte zurückzuweisen und die große kirchliche Einbildung, die sich im Laufe der Zeit ausgebildet, zu durchbrechen. Gleich beim ersten Jahrhundert nahmen sie die Frage über die falschen areopagitischen Schriften[21]) vor, die Erasmus zwar angeregt, aber lange nicht zu Ende geführt hatte. Beim zweiten griffen sie mit gutem Recht einige unechte Schriften an, z. B. den Hirten des Hermas; schon da, noch mehr aber im dritten und vierten Jahrhundert stellten sich ihnen die falschen Dekretalen[22]) dar. Die Zenturiatoren[23]) sind die ersten, welche ihre Unechtheit recht eingesehen und mit einleuchtenden, unwiderleglichen Beweisen dargetan haben. Gewiß wurden sie hierbei von ihrem streitbaren Eifer gegen das Papsttum angefeuert; aber indem sie die Nebelgestalten zerteilten, durch welche die geistliche Macht ihren eigenen Ursprung verhüllt hatte, leisteten sie zugleich der allgemeinen geschichtlichen Wissenschaft einen großen Dienst. Ohne ein solches Verfahren war nirgends zu einer richtigen Anschauung geschichtlicher Entwicklung zu gelangen; sie machten wenigstens an einer Stelle ziemlich freie Bahn. Der fleißigen Sammlung stellte sich eindringende Prüfung zur Seite, was eben die Grundlagen aller Geschichte ausmacht. Nichts ist stärkender als ein siegreicher Kampf gegen Irrtum und Wahn. Die Erkenntnis der Wahrheit an einem Punkte macht sich an anderen notwendig und ruft das Bestreben danach hervor. Nach und nach regte sich die Forschung in jedem Zweig.

Wir überschauen die Arbeit, in welcher der deutsche Geist begriffen war. In allen Gebieten reißt er sich von der Ueberlieferung los, welche

sich im Laufe der Zeit in hohem Grade verfälscht und mit Aberglauben erfüllt hatte. Aber indem er zu echteren Quellen der Belehrung aufsteigt, bemerkt er doch, was auch diese zu wünschen übrig lassen. Er ist überall bemüht, die Kenntnis, welche die Alten besessen, zu erweitern und zu ergänzen. Gegen die Lehrbegriffe, die sie gebildet, ruft er den vereinzelten Widerstand zu Hilfe, der sich unter ihnen selbst geregt hat, und schickt sich an, aus eigener Kraft zur Anschauung der Natur der Dinge hindurchzudringen. Die gewonnene Glaubensüberzeugung flößt ihm Vertrauen und Furchtlosigkeit ein; Forschung und strenges Prüfen werden ihm Natur. Wir nehmen nicht ein Bestreben wahr, das aus dem Schoße des Volkstums ohne fremde Einwirkung hervorgegangen wäre; der deutsche Geist sucht vielmehr den Boden der schon vor Zeiten gegründeten Wissenschaft nun auch seinerseits vollständig zu gewinnen und an der Arbeit der Jahrhunderte tätigen Anteil zu nehmen.

Wenn es eben daher rührt, daß Latein die ausschließliche Sprache der Wissenschaft blieb, so war doch auch die auf die Muttersprache angewiesene Bevölkerung von der Teilnahme an der Bewegung nicht ausgeschlossen. Schon die gottesgelahrten Flugschriften, die Predigten, die immer schwerere Fragen in Anregung brachten, nahmen die Aufmerksamkeit der Ungelehrten in Anspruch. Einen großen Teil des alten Schrifttums ward ihnen in deutschen Uebersetzungen zugänglich gemacht; es ist bezeichnend, was man übersetzte, was man beiseite ließ. Man nahm z. B. die Aeneide, die Metamorphosen, nicht Horaz noch Catull; es war hauptsächlich der Stoff, den man sich anzueignen suchte. Man beschäftigte sich viel mit Terenz seines lehrreichen Inhaltes wegen, der gleich auf der Aufschrift gerühmt ward, wenig mit Plautus; man übersetzte nicht die Reden Ciceros, sondern seine leichtfaßlichen vernunftwissenschaftlichen Schriften. Am sorgfältigsten sind vielleicht diejenigen Werke bearbeitet, die zu unmittelbarem Gebrauch bestimmt waren. Vitruvius [24]) erscheint „als ein Schlüssel aller mathematischen und mechanischen Künste, die zur Architektur gehören, aus rechtem Grund und sattem Fundament, sodaß jeder Kunstbegierige einen rechten Verstand fassen möge": einer der schönsten Drucke jener Zeit [25]), mit trefflichen Holzschnitten, unter denen auch das Bildnis Albrecht Dürers prangt.

Fehlt es auch nicht durchaus an freiem Schaffen, so ist es doch noch mehr Aneignung, Vervolkstümlichung schon vorhandener fremder Stoffe, was auch dem deutschen Schrifttum jener Zeit seine Eigentümlichkeit gibt. So recht eigen ist dies das Gebiet, in welchem sich die umfangreichen Werke des „sinn- und kunstreichen, wohlerfahrenen" Meisters Hans Sachs [26]) bewegen. Einen großen Teil der Bücher alten und neuen Testamentes gibt er in Reimen wieder; daran schließen die Geschichten von den Blutzeugen, dann folgen die weltlichen Geschichten, wo dann bei der alten Welt „der griechische Weise Herodotus" oder Justin [27]) oder Johann Herold [28]) abwechselnd als Gewährsmänner genannt werden, in der neueren „die Chronisten, die französische Chronika, die hochburgundische Chronika". Weiter finden sich die Erzählungen der Volksbücher, wie vom „hörnen Siegfried" oder „der schönen Magelone"; die Sprüche der alten Weisen und die Tierfabel fehlen nicht. Zuweilen werden gottesgelahrte Fragen aufgeworfen, wo dann jeder Teil seine Zeugnisse aufführt, Propheten und Apostel gewissermaßen redend erscheinen. Indem sich aber Hans Sachs fast überall frühern Verfassern anschließt, weiß er sich doch ihrer Form zu erwehren. Sein Verfahren steht anderer Dichtkunst beinahe entgegen. Während andere dem überlieferten Stoffe eine Form zu geben suchen, führt er das Gestaltete auf den Stoff zurück. Er nimmt zuweilen alte Lustspiele herüber, aber gleichsam auszugsweise; ihm gewinnen hauptsächlich nur die Umstände, ihre Aufeinanderfolge und das daraus hervorgehende Ereignis Teilnahme ab. Seine schauspielerischen Arbeiten sind höchst sonderbar; man könnte sagen, sie entbehren der Wechselrede; wenigstens arbeitet sich dieser aus der Erzählung nur eben sich hervor. Und selbst mit seiner Erzählung verhält es sich oft ähnlich; er gibt die Volksbücher im Auszuge wieder. Den großen Inhalt des Schrifttums, der ihm selbst zu Händen gekommen, rückt er in einen seinen Lesern entsprechenden Gesichtskreis. Nur da entwickelt er dichterische Gaben, wo er sich entweder in diesem Kreise schon bewegt wie in den Schwänken, oder wo er das Anmutige, Heitere, Unschuldig-Sinnliche berührt. Die grüne Tiefe der Wälder, die Maienluft der Wiesen, Schönheit und Schmuck der Jungfrauen weiß er mit unnachahmlicher Anmut und Zartheit zu schildern. Ueberhaupt muß man ihm Zeit lassen

und ihm nachgehen. Seine Anfänge pflegen ohne Schwung und uneben zu sein; weiterhin wird die Sprache fließender, und die Gedanken treten mit voller Deutlichkeit hervor; mit treuherziger Einfalt spendet er besonders die Lehre aus. Es ist ihm nicht genug, in seinem Garten die schönsten und würzigsten Blumen gepflanzt zu haben; er will auch kräftige Wasser, heilsame Säfte daraus abziehen zur Stärkung der geistig Schwachen. Gläubige Ueberzeugung und lehrhafte Absicht sind aber in ihm eins und dasselbe. Mögen die Gottesgelahrten über einzelne Punkte noch hadern, ihn berühren diese Streitigkeiten nicht. Er hat eine sichere Weltanschauung gewonnen, die alles umfaßt, der sich alles, was in sein Bereich kommt, von selbst unterwirft. Er hat Gefühl für den Reiz irdischer Dinge, und oft beschäftigt ihn ihre Vergänglichkeit. Man sieht wohl, daß dieser Gegensatz inneren Eindruck auf ihn hervorbringt, aber er hat dafür einen ewigen Trost ergriffen, an dem ihn nichts irremachen kann.

Die Bildung, die doch auch von ihrem Standpunkt die Welt umfaßt, und diese Gesinnung flößen uns Hochachtung ein gegen den damaligen Stand der deutschen Handwerker, aus dem sie hervorging. An vielen Orten, wo von jeher die Dichtkunst geblüht, fand man noch Meistersinger. Um Hans Sachs hatten sich deren, wie man sagt, über zweihundert in Nürnberg versammelt, und noch oft hielten sie ihre Singschule zu St. Katharina. Sie wiederholten gerne die Sage ihrer Altvordern, wie ihre Gesellschaft einst bei ihrem Ursprung von allem Verdacht der Ketzerei freigesprochen und von Kaiser und Papst bestätigt worden sei. Wenn dann aber das Hauptsingen begann, welches immer schriftmäßig sein mußte, hatte der Vorderste, der Merker, die lutherische Bibel vor sich und gab acht, ob das Lied wie mit dem Inhalt des Wortlautes so auch mit den reinen Worten, deren sich Doktor Luther bedient hat, übereinstimmte.

Von den künstlerischen und dichterischen Hervorbringungen dieser Zeit haben wohl diejenigen überhaupt den meisten Wert, welche die religiöse Gesinnung aussprechen. Das Kirchenlied bildete sich von Jahr zu Jahr mannigfaltiger und eigentümlicher aus. Es vereinigt die Einfalt der Wahrheit mit dem Schwung und der Tiefe des auffassenden Gemütes; es ist zugleich von dem Gefühle des Kampfes, dessen verschiedene Abschnitte sich darin ausgedrückt haben, und der

Gewißheit des Sieges durchdrungen; es ist oft wie ein Kriegsgesang gegen den noch immer drohenden Feind. Und mit dem Liede ist zugleich die Weise hervorgegangen, häufig ohne daß man sagen könnte, wie das geschehen ist. Nur geringe Anfänge enthalten die ersten Liederbücher von 1524; im Jahre 1545 erschienen schon 98 Weisen, im Jahre 1573 — denn mit der Zeit wuchs auch die Gabe — 165. Biblische Worte hatten eine besondere Kraft, die Tondichter anzuregen; zu dem Magnifikat finden sich vier verschiedene Weisen, alle gleich trefflich. Und hieran knüpfte sich die kunstgerechte Ausbildung des Chorals. Das Unechte und Ueberladene, das sich der früheren Tonkunst beigesellt hatte, ward ausgestoßen; man bemühte sich, nur die Grundtonart streng und wohlklingend zu entfalten: die evangelische Gesinnung gewann im Reiche der Töne Ausdruck und Darstellung. Gewiß schloß man sich auch hier an das Vorhandene an. Es hat Kirchenlieder vor Luther gegeben; die neue Tonkunst gründete sich auf die alten Gesänge der lateinischen Kirche, aber alles atmete doch einen neuen Geist. So beruhte einerseits auch der gregorianische Gesang auf den Grundsätzen der alten Kunstübung.

Eben darin liegt die Eigentümlichkeit der ganzen Bewegung, daß sie das Hergebrachte, Abgestorbene oder doch nicht zu weiterem Leben zu Entwickelnde von sich stieß und dagegen die lebensfähigsten Kräfte der überlieferten Gesittung unter dem Anhauch eines frischen Geistes, der nach wirklicher Erkenntnis strebte, zu weiterer Entfaltung brachte. Dadurch ward sie selbst ein wesentliches Glied der weltgeschichtlichen Fortschritte, der die Jahrhunderte und Völker miteinander verbindet. In keinem anderen Volke wäre dies so bedeutend gewesen wie in dem deutschen. Die romanischen Völker beruhen doch noch der Hauptsache nach auf den Stämmen, von denen die Herrlichkeit des Altertums ausgegangen: in Italien sah man die alte Welt wohl als die eigene völkische Vorzeit an. Daß ein ursprünglich verschiedener Geist, der germanische, an der Erneuerung der alten Gesittung lebendigen Anteil nahm, nicht allein lernend, sich aneignend, sondern mithervorbringend, und zwar im Reiche der schaffenden Wissenschaften, die von nun an unaufhörlich fortschritten, trug erst recht dazu bei, sie zu einem Gemeingut der Menschen zu machen.

Wie dadurch eigentlich erst ausgeführt wurde, was Karl d. Gr. bei seinen scholastischen Gründungen beabsichtigt hatte, so war auch dieser Standpunkt wieder nur eine Stufe. Es bedurfte noch geraumer Zeit, ehe die erwachten Gedanken sich durcharbeiten, bewähren konnten: auf Kopernikus mußte erst Kepler [29]) folgen; die Einwirkungen des mitstrebenden Volkstums der europäischen Gemeinschaft mußten erst, wo sie fördernd waren, aufgenommen, wo aber das Gegenteil geschah, überwunden werden. Die Wissenschaften waren noch zu streng an den Gebrauch der lateinischen Sprache gebunden, als daß der Geist der Völker neuerer Zeit sich mit voller Freiheit darin hätte bewegen können. Die Tiefe und Ursprünglichkeit der eigentümlich germanischen Anschauungen waren gleichsam zu stark zurückgedrängt. Es ist eine Zeit gekommen, wo der deutsche Geist das Altertum noch lebendiger begriffen hat, dem Geheimnis der Natur noch einen Schritt näher getreten und zugleich zu eigener und doch allgemein gültiger Darstellung gelangt ist.

Dazu gehörte aber freilich — denn auch der wissenschaftliche Fortschritt beruht auf dem langsam reifenden allgemeinen Leben — eine Entwicklung der staatlichen Verhältnisse, die es möglich machte. Und für diese standen trotz alledem, was bereits erreicht war, noch die schwersten Kämpfe bevor. Soviel hatte Karl V. doch bewirkt, daß sich der protestantische Geist nicht dem ganzen deutschen Volke und seiner großen Einrichtungen bemächtigen konnte.

Anmerkungen.

Einleitung.

[1]) Vgl. E. Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode, 6. Aufl., 1908, E. Fueter, Geschichte der neueren Historiographie 1911, R. Eucken, Philosophie der Geschichte (Kultur der Gegenwart), 2. Aufl., 1908, G. von Below, Die deutsche Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen, 1916.

[2]) Geb. um 485 v. Chr. zu Harlikanassos, gest. um 425 v. Chr.

[3]) Geb. 454 v. Chr., gest. um 396 v. Chr.; sein Werk, Geschichte des Peloponnesischen Krieges, blieb unvollständig.

[4]) Geb. um 198 v. Chr., gest. um 117 v. Chr. Als er 166/150 in Rom als Geisel leben mußte, trat er in Beziehungen zu den Scipionen. Sein Werk umfaßte die Zeit von 221—146 v. Chr., doch ist nur Buch 1—5 ganz erhalten.

[5]) Cornelius, geb. um 54, gest. 120 n. Chr. Er schrieb um 98 eine Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters Agricola und seine berühmte „Germania", eine klare Schilderung der deutschen Lande und Stämme. Ferner schrieb er die „Historiae" (Geschichte seiner Zeit) und die sog. „Annalen" (vom Tode des Augustus an).

[6]) Geb. 1694 zu Paris, gest. 1778 ebenda. Sein Ehrgeiz als Dichter galt vor allem dem Theater. Seine „Geschichte Karls XII." erschien 1731, sein „Zeitalter Ludwigs XIV." 1751. Seine vernunftwissenschaftlichen Schriften standen ganz auf deistischem Standpunkte.

[7]) Jean Jaques, geb. 1712 zu Genf, gest. 1778 zu Ermenonville. Seine erste Schrift „Discours sur les arts et les sciences" erschien 1750, sein nachhaltigstes Werk, „Contrat social", 1762. Außerdem schrieb er zwei Romane, „la nouvelle Héloise" und „Emile" (Erziehungsroman).

[8]) Geb. 1744 zu Mohringen, gest. 1803 zu Weimar. Geistig beeinflußt durch Kant, Hamann und Rousseau, widmete er seine Forschungen dem Volkstum und dem ältesten und ursprünglichen Schrifttum der Völker.

[9]) Geb. 1724 zu Königsberg, gest. 1804. Seine „Kritik der reinen Vernunft" erschien 1781, die „Kritik der praktischen Vernunft" 1788, die „Kritik der Urteilskraft" 1790.

[10]) Geb. 1767 zu Potsdam, gest. 1835 zu Tegel. H. war 1809/10 Kultusminister. Vgl. im 3. Bd. dieser Auswahl den Aufsatz über „Hardenberg, Stein und Scharnhorst". Seite 177.

[11]) Geb. 1770 zu Stuttgart, gest. 1831 zu Berlin. Er schrieb 1801 „Differenz der Fichteschen und Schellingschen Philosophie", 1807 „Phänomenologie des Geistes", 1812 f. „Die Wissenschaft der Logik", 1817 „Enzyklopädie der philos. Wissenschaften", 1821 „Naturrecht und Staatswissenschaft".

[12]) Geb. 1776 zu Kopenhagen, 1831 zu Bonn gestorben. Die beiden ersten Bände der Römischen Geschichte erschienen 1811 f., der dritte Band wurde erst 1832, also nach seinem Tode, herausgegeben. Er war der erste Geschichtsforscher, der „durch positive Kritik, d. h. philologische Auflösung der Quellen, über eine Zeit Licht zu verbreiten suchte, über die wir direkt so gut wie gar keine Zeugnisse besitzen". (Fueter.)

[13]) Unmittelbare Quellen sind Rankes Briefe und seine Aufsätze „Zur eigenen Lebensgeschichte". (Gesammelte Werke, Band 53, 54.) Vgl. ferner den Aufsatz „Ranke" von A. Dove in der Allg. Dt. Biographie, H. v. Sybel in der Hist. Zeitschrift Bd. 56 (1886), A. v. Reumont im Hist. Jahrbuch der Görresgesellschaft (1886), E. Guglia, Rankes Leben und Werke 1893, M. Ritter, L. v. Ranke (Rektoratsrede 1896), E. Fueter, Geschichte der neueren Historiographie (1911) Seite 472 ff., G. v. Below, a. a. O. (vgl. Anm. 1), vor allem Seite 25 f.

[14]) Geb. 1798, gest. 1876, zuletzt Oberkonsistorialrat in München; er war der Lieblingsbruder Leopolds, der mit ihm in fleißigem Briefwechsel stand.

[15]) Geb. 1762, gest. 1814 zu Berlin. Bekannt durch seine „Reden an die deutsche Nation" (1808), bildete den Kantischen „Kritizismus" fort zu einem reinen „Idealismus". Sein Hauptwerk ist die „Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre" (1794).

[16]) Geb. um 430 v. Chr. zu Athen, gest. um 354 zu Korinth. Er schrieb die „Hellenika" (bis 362 reichend), die „Anabasis" (Zug des jg. Kyros und Rückkehr der gr. Söldner unter X. Führung) und die „Kyropädie" (Erziehungsroman).

[17]) Geb. 1768 zu Breslau, gest. 1834 zu Berlin, einer der bedeutendsten prot. Gottesgelahrten der Neuzeit. Sein Hauptwerk ist „Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evang. Kirche" (1821 f.).

[18]) Karl, geb. 1779 zu Frankfurt a. M., gest. 1861 zu Berlin. 1810—1842 Hochschullehrer in Berlin, 1842—1848 Justizminister. Savigny ist mit Eichhorn (siehe Anm. 19) der Wiedererwecker der geschichtlichen Rechtswissenschaft. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" (1815 f.).

[19]) Geb. 1781 zu Jena, gest. 1854 zu Köln. Seine „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte" (1808 f.) begründete erst diesen wichtigen Zweig der Rechts- und Geschichtswissenschaft.

[20]) Geb. 1785 in Karlsruhe, gest. 1867 in Berlin, Begründer der klassischen Philologie als Wissenschaft von der gesamten Gesittung des Altertums. Heute noch berühmt ist sein Werk „Staatshaushaltung der Athener" (1817).

[21]) Geb. 1791 zu Mainz, gest. 1867 zu Berlin; Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft. Sein Hauptwerk ist „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zent, Armenischen usw." (1833/52).

[22]) Geb. 1779 zu Quedlinburg, gest. 1859 zu Berlin; neben Alexander v. Humboldt der Begründer der Erdkunde als Wissenschaft. Hauptwerke: „Erdkunde im Verhältnis zur Natur und Geschichte des Menschen" (1817 f.), „Geschichte der Erdkunde" (1861), „Allgemeine Erdkunde" (1862).

[23]) Geb. 1752 zu Schaffhausen, gest. 1809 zu Kassel. Sein Hauptwerk „Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft" (1780 f.). Er wurde zu Lebzeiten in seiner Bedeutung als Geschichtsschreiber sehr überschätzt.

[24]) Die Früchte dieser Arbeiten stehen jetzt in Bd. 40, 41 und 42 der Ges. Werke.

[25]) Ges. Werke Bd. 43 u. 44.

[26]) Jetzt gesammelt in Bd. 40, 41, 51 u. 52 der Ges. Werke.

[27]) Wiederabdruck dieser Aufsätze in Bd. 24, 40 u. 41 der Ges. Werke. Kjellén schrieb 1914 „Die Großmächte der Gegenwart".

[28]) Geb. 1817 zu Düsseldorf, gest. 1895 zu Marburg; seine Hauptwerke sind: „Geschichte der Revolutionszeit" (1853 f.), „Geschichte der ersten Kreuzzüge" (1841) und „Begründung des Dt. Reiches durch Wilhelm I." (1889 f.).

[29]) Geb. 1814 zu Berlin, gest. 1889 in München, Hauptwerk: „Geschichte der deutschen Kaiserzeit (bis 1190)" (1855 f.). In den „Jahrbüchern des deutschen Reiches" bearbeitete G. die Geschichte Ottos II. (1840).

[30]) Geb. 1813 zu Flensburg, gest. 1886 zu Berlin. Er schrieb: „Deutsche Verfassungsgeschichte" (1844 f.), „Lübeck unter Jürgen Wullenweber..." (1855 f.), „Schleswig-Holsteins Geschichte" (1851).

[31]) Syllabus (griechisch = Verzeichnis. Es ist das am 8. Dez. 1864 an alle Bischöfe geschickte „Verzeichnis der hauptsächlichsten Irrtümer unserer Zeit".

[32]) Geb. 1829 zu Xanten, gest. 1891 zu Frankfurt a. M. Seine „Geschichte des deutschen Volkes (vom 15. Jahrh. an)" erschien 1876—1888; sie reicht nur bis 1618.

[33]) Band 25—29.

[34]) Deutsche Reichstagsakten (seit 1376) München 1867 ff.; Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis zum 16. Jahrh., München 1862 ff.; Die Rezesse und andere Akten der Hansetage von 1256—1430, Leipzig 1870 ff.; Fortsetzungen (— 1530) von v. d. Ropp und D. Schäfer; Politische Korrespondenz der Fürsten aus dem Hause Wittelsbach. Ferner darstellende Werke: Jahrbücher der deutschen Geschichte im Mittelalter (— 1250) Berlin und Leipzig 1862 ff.; Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, Neuere Zeit, München 1864—1899; Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1875—1910.

[35]) Geb. 1711 zu Edinburg, gest. ebenda 1776, Vernunftgelehrter, schrieb 1754—1761 eine „Geschichte Englands vom Einfall Julius Cäsars bis zur Revolution von 1688".

[36]) Geb. 1800, gest. 1859 zu London, Gelehrter und Staatsmann, schrieb eine „Geschichte Englands von der Thronbesteigung Jakobs II." (1849/61; unvollendet, reicht nur bis 1701).

[37]) Geb. 1791 zu Corbach (Waldeck), 1823—1829 Gesandter in Rom, 1841 bis 1854 Gesandter in London; gest. 1860.

[38]) In späteren Lebensjahren hinderte Ranke ein Augenübel, zu lesen und zu schreiben.

[39]) Man darf aber nicht übersehen, daß die Ausgrabungen gerade in den achtziger Jahren erst ihren großen Aufschwung nahmen.

[40]) Dieser Standpunkt genügt Gramich im Hist. Jahrbuch 1884 nicht: „Den höchsten Adel aber hätte Ranke seinem Werke verliehen, wenn er uns die Hand Gottes da und dort deutlicher gezeigt, vor allem den Eintritt des Gottessohnes selbst in die Geschichte, getreulich aufgefaßt, „wie es eigentlich gewesen", seiner Weltgeschichte eingeflochten hätte." Nicht so A. v. Reumont im Hist. Jahrbuch 1886.

[41]) Otto; außerdem hatte Ranke noch eine Tochter und einen Sohn.

[42]) Sie blieben damals natürlich geheim. 1887 wurden sie in Band 49 und 50 der Sämtl. Werke veröffentlicht.

[43]) Zur Zeit des Krimkrieges (1854/56) forderte Friedrich Wilhelm IV. zweimal schriftliche Gutachten von Ranke: über die Verbesserung der Lage der christlichen Bevölkerung in der Türkei (abgedruckt als Anhang zu Bd. 43/44 der Ges. Werke) und ob Preußen sich gegen Rußland wenden solle. Ranke riet, parteilos zu bleiben, wie es damals auch der Bundesgesandte Otto v. Bismarck dem Könige geraten hat. (Vgl. Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, Kapitel 5.)

[44]) Hierüber hatte Ranke in seiner Rede zum Antritt der ordentlichen Professur eingehend gehandelt. (Wiederabdruck dieser Rede in Bd. 24 der Sämtl. Werke.)

[45]) In einer seiner Münchener Reden, die er beim Zusammentritt der Historischen Kommission zu halten pflegte, sagt er von Thiers und Macauly: „Das ist nun die schwache Seite von Arbeiten dieser Art, daß sie den Stellungen der Verfasser gemäß nicht frei von Einseitigkeiten sein können. Die beiden Autoren haben es an Fleiß der Forschung nicht fehlen lassen, und die Gabe der Darstellung besitzen sie in eminentem Grade. Daß die Ereignisse nicht in ihrem vollen Umfange erschöpft werden, daß sie noch eine andere objektive Darstellung möglich lassen, ist unleugbar; aber was uns geboten wird, lesen wir mit ebensoviel Belehrung wie Vergnügen." (Sämtl. Werke, 51. und 52. Band, S. 570.)

[46]) Geb. 1832 zu Iglau, gest. 1904 zu Jena. Seine Hauptwerke sind „Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jh." (1863/67), „Deutschlands Geschichtsquellen seit der Mitte des 13. Jh." (1870/71), „Geschichtswissenschaft in ihren Hauptrichtungen und Aufgaben" (1892), „Lehrbuch der Genealogie" (1878).

[47]) „In den Menschen ist die Manifestation Gottes," schreibt Ranke einmal in seinen Tagebuchblättern.

[48]) Siehe oben Seite 14.

[49]) Die Ranke mit den Worten ablehnte, daß die oft so zweifelhafte Förderung der Kultur nicht der einzige Inhalt der Weltgeschichte sei.

I. Teil. Aus Altertum und Mittelalter.

[1]) Nr. 1 und 2 bilden den ersten der 19 Vorträge, die R. vom 24. IX. bis 13. X. 1854 dem Könige Max II. von Bayern in Berchtesgaden über „die Epochen der neueren Geschichte“ gehalten hat. Vgl. Einleitung S. 26. Der Wortlaut der einzelnen Vorträge nach der Textausgabe der „Weltgeschichte“ IV. Band, S. 527—626.

[2]) Aus dem Vorwort zur „Weltgeschichte“.

Das Altertum.

[1]) Zweiter Vortrag a. a. O. am 26. IX. 1854. (Mit der Ueberschrift: Grundlagen des römischen Reiches usw.)

[2]) So wurde Themistokles, der Schöpfer der athenischen Flotte und Förderer seines Handels, der Retter Griechenlands durch seinen Seesieg bei Salamis 480, gebannt und starb in — Persien!

[3]) Durch Alexander d. Gr., der 333—331 das Perserreich eroberte. Vgl. Aufsatz Nr. 3 (unten Seite 53 f.).

[4]) Herrscherhaus des neupersischen Reiches 224—641 n. Chr.

[5]) Durch seinen Sieg bei Aktium, 31 v. Chr., über Markus Antonius. Der Streit um das Wesen der augusteischen „Prinzipates“ ist noch nicht abgeschlossen. Jedenfalls herrschte Augustus unter Beibehaltung der freistaatlichen Formen durchaus einherrschaftlich. Freilich erst Diocletian zerbrach auch dieses Forum und schuf die unumschränkte Einherrschaft, gestützt auf das Heer und die streng gegliederte Beamtenschaft.

[6]) Weltgeschichte (Textausgabe). 3. Aufl. 1. Band. S. 151 f.

[7]) 479 besiegte die griechische Flotte unter dem Athener Xanthippus die Perser bei Mylai und befreite die kleinasiatischen Griechen vom Perserjoche.

[8]) Aus Klazomenä (500/428). Er lehrte das Dasein eines vernünftigen, allmächtigen Geistes, der in allen Lebewesen, auch in den Pflanzen, vorhanden sei. Wurde wegen Atheismus aus Athen verbannt und ging nach Lampsakus.

[9]) Oligarchische, sagt Aristoteles.

[10]) Der Sohn des Miltiades; führte den Angriffskrieg der Athener von 477 bis 449, wo er bei der Belagerung von Kition auf Cypern starb, siegreich durch. Seitdem ruhte der Perserkrieg.

[11]) Der größte Geschichtsschreiber des Altertums, aus Athen († vor 396), erzählt den Peloponnesischen Krieg bis 411 mit einer umfassenden Einleitung über die ältere Zeit. Vgl. Einleitung (oben Seite 9).

[12]) Ostrakismos, 509 nach Vertreibung der Tyrannen von Kleisthenes eingeführt zum Schutze der neuen Volksherrschaft. Wer 6000 Stimmen erhielt, war aus der Stadt verbannt.

[13]) Die Behörde der zehn Feldherren, die allein von allen Behörden nicht durch das Los, sondern durch die Wahl in der Volksversammlung bestimmt wurde.

[14]) Im Kriege gegen Sparta (463—445), der durch den sog. perikleischen Frieden — Anerkennung des peloponnesischen und attischen Bundes auf 30 Jahre — beendet war.

[15]) Der große Tempel der Athene auf der Akropolis, 447—432 in dorischem Stil erbaut, im 5./6. Jh. n. Chr. christliche Kirche, 1460 Moschee; 1687 wurde durch Pulverexplosion der mittlere Teil zerstört, 1802/03 wurde fast der ganze bildnerische Schmuck durch Lord Elgien nach England gebracht.

[16]) Tyrannen von Athen, die von 560—510 v. Chr. herrschten.

[17]) Ein Talent = 4500 M.

[18]) Troddelschild des Zeus, später Brustschild der Athene.

[19]) Aristides war der Begründer des attischen Seebundes, Solon der Gesetzgeber Athens (594 v. Chr.). Kleisthenes stellte 509 v. Chr. nach Vertreibung der Tyrannen die solonische Verfassung wieder her. Doch vgl. oben Anm. 12!

[20]) 431 v. Chr. brach der sog. Peloponnesische Krieg aus, der Athens Macht vernichtete.

[21]) In seiner Geschichte des Peloponnesischen Krieges, II. Buch, Kap. 47—54.

[22]) Weltgeschichte I, S. 259, 277 und 306 f.

[23]) 338 v. Chr., in der Athener und Thebaner entscheidend geschlagen wurden.

[24]) Sie führten zur Eroberung des Perserreiches und zur Erreichung der Indusgrenze.

[25]) Griechische Buhlerin.

[26]) Mutter des Darius, des letzten Perserkönigs.

[27]) Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten. 6. Aufl. 1874. I. Band, Einleitung. (S. 3—9.)

[28]) Griechischer Vernunftforscher, verfaßte um 178 n. Chr. eine Streitschrift (die älteste) gegen das Christentum.

[29]) Kirchenlehrer († 407 n. Chr.). Seine zahlreichen Schriften umfassen hauptsächlich Erklärungen der Hl. Schrift, Predigten und Sittenschriften.

[30]) Erließ 313 n. Chr. das Gesetz der Duldung des Christentums. Das Laborum war ein viereckiges, gewöhnlich aus roter Seide bestehendes Heeresfeldzeichen.

[31]) Weltgeschichte II, S. 71 f. Seneca (0—65 n. Chr.) aus Cordoba in Spanien, Vernunftgelehrter, Redner und Schriftsteller, war der Erzieher Neros. Trotzdem ward er später gezwungen, sich selbst zu töten.

[32]) Herrschte von 54—68 n. Chr.; unter ihm der Brand Roms und der Martyrertod der hh. Petrus und Paulus (67). Vgl. Lietzmann, Petrus und Paulus in Rom, 1916.

[33]) Der Stoizismus, begründet von Zenon um 308 v. Chr., lehrte die Unerschütterlichkeit des Gemütes als das höchste Gut; der Zweck der Weltweisheit war ihm die sittliche Tüchtigkeit.

[34]) Begründet von Epikuros (341—270 v. Chr.). Er lehrte heitere Seelenruhe und leugnete Unsterblichkeit und Eingreifen übernatürlicher Gewalten.

[35]) 44 v. Chr. ermordet. Er begründete die Alleinherrschaft. Cäsar ist der größte römische Staatsmann und Feldherr. Er eroberte 58—52 v. Chr. Gallien und machte sich im Bürgerkrieg 48—45 v. Chr. zum alleinigen Gewalthaber.

[36]) Staatsrechtliche Bezeichnung der Stellung des Kaisers Augustus (31 v. bis 14 n. Chr.). Vgl. oben Seite 275, Anm. 5.

[37]) Einer der Mörder Cäsars, ließ sich am Abende der Schlacht von Philippi, die die Freistaatler gegen die Cäsarianer verloren (42 v. Chr.), töten.

[38]) Verfaßte unter Augustus ein freimütiges Geschichtswerk über die letzte Zeit des Freistaates; er wurde deswegen 25 n. Chr. angeklagt und starb freiwillig den Hungertod.

[39]) D. Jüngere, leidenschaftlicher Anhänger des Freistaates; entleibte sich 46 v. Chr. in Utica, als Cäsar bei Tapsus den letzten Widerstand der Freistaatler niedergeworfen hatte. Ihn verherrlicht Seneca in einem Trauerspiel.

[40]) Der Schüler des Sokrates (427—347), schildert im „Phädon" den Tod seines Lehrers. Plato hat seine Lehre in 35 Schriften niedergelegt, welche als Wechselgespräche des Sokrates mit seinen Schülern abgefaßt sind. Den allgemeinen Begriffen der Dinge (Ideen) schreibt er ein eigenes unkörperliches Dasein außerhalb der Dinge zu. Der höchste Begriff ist der des Guten; dieser ist Gott.

[41]) 39 zu Cordoba geboren, schrieb außer zahlreichen Gedichten ein Epos „Pharsalia", in dem er den Kampf Cäsars mit Pompejus schildert; im M. A. als Schulbuch viel benutzt.

[42]) Das Schiff der griechischen Helden (Argonauten), die nach Kolchis fuhren, um das goldene Vließ zu holen.

[43]) Eine von dem Griechen Pytheas (um 320 v. Chr.) entdeckte Insel im nördl. Atlant. Ozean; sie galt für den äußersten Punkt der bekannten Erde. Noch Petrarca († 1374) beschäftigte sich in seinen Briefen mit der Feststellung ihrer wirklichen Lage.

[44]) Weltgeschichte, II. Band, S. 279—282.

[45]) Die gewaltige Schutzwehr, die, von Wachttürmen überragt, sich von der Donau bei Kelheim über Neckar, Main und Taunus bis an den Rhein bei Rheinbrohl erstreckte. Dahinter erhoben sich zahlreiche Standlager. Eines von diesen, die Saalburg im Taunus, ist auf Betreiben des Deutschen Kaisers Wilhelm II. völlig wiederhergestellt.

[46]) Nicäa 325 n. Chr. Auf dieser Kirchenversammlung wurde die Lehre des Arius verworfen und die göttliche Wesensgleichheit Christi als Glaubenssatz verkündet.

Das Mittelalter.

[1]) Weltgeschichte, II. Bd. (Schlußwort), S. 588—596.

[2]) 359 n. Chr.

[3]) Gewöhnlich Ermanarich (um 350—376 n. Chr.), begründete das erste Gotenreich am Schwarzen Meere. Nach seinem durch Sagen ausgeschmückten Tode zerfiel das Reich.

[4]) Heidnischer Westgotenfürst, Gegner des Ulfilas; er nahm auch teil an der großen Schlacht gegen Kaiser Valens bei Adrianopel 378 n. Chr.

[5]) Kaiser Valens (364—378 n. Chr.); er kämpfte 367/69 gegen Athanarich und verbrannte nach der verlorenen Schlacht von Adrianopel auf der Flucht in einer Bauernhütte.

[6]) Unterfeldherr Stilichos; er erzwang von Kaiser Arkadius die Ernennung zum Oberfeldherrn. Sein Arianismus erregte in Byzanz einen Aufstand, er mußte fliehen und wurde 400 n. Chr. getötet.

[7]) König von Numidien (240—148 v. Chr.), der anfangs mit Karthago verbündet, später als Feind der Römer der mächtigste Fürst Nordafrikas wurde. Seine Uebergriffe führten zum dritten Punischen Krieg, in dem 146 Karthago erobert und zerstört wurde.

[8]) Aëtius war 454 n. Chr. auf Anstiften des Kaisers Valentinians ermordet worden. Aber auch der Kaiser fand bald darauf einen gewaltsamen Tod. Seine Witwe Eudoxia, die von dem Mörder und Nachfolger Valentinians, Petronius Maximus, gezwungen ward, ihn zu heiraten, soll Geiserich herbeigerufen haben, der 455 Rom plünderte.

[9]) Ein Suebe, Anführer der germanischen Söldner, starb 472 n. Chr.

[10]) Heerführer der Heruler und Rugier, stieß den letzten Schattenkaiser Romulus Augustulus 476 vom Throne. Er wurde 493 von dem Ostgotenkönig Theoderich ermordet.

[11]) 493 n. Chr. stürzte er Odoaker, starb 527 n. Chr.

[12]) Ostgotenkönig 536—540.

[13]) Ostgotenkönig 542—552.

[14]) Letzter Ostgotenkönig, starb 553.

[15]) Etwa die heutigen österreichischen Alpenländer östlich des Inn.

[16]) Er wurde durch den Hauptmann Phokas gestürzt und am 28. November 602 ermordet.

[17]) Westgotischer König, herrschte von 641—652. Rothari, Langobardenkönig, herrschte von 636—652.

[18]) Siebter Vortrag in Berchtesgaden, am 2. X. 1854.

[19]) Die Stärke Englands beruht m. E. auf diesen beiden Gegensätzen: das Königtum ist dort zu schwach, aber ein Adel, kräftiger als irgend einer der Welt, hält der weltbürgerlichen Auffassung, die im Unterhaus und der Presse beruht, das Gleichgewicht. (Anm. Rankes.)

[20]) Achter Vortrag (vom 3. Oktober 1854). 2. Hälfte.

[21]) D. s. die nicht mohammedanischen Untertanen.

[22]) Römische Päpste I, S. 11—15.

[23]) Bischof von Tours, gestorben um 400.

[24]) Bischof von Arles, gestorben um 450.

[25]) Schrieb die Historia Francorum, die bis 591 reicht. Er starb 594.

[26]) 590—604. Er verbesserte den Kirchengesang und regelte die gottesdienstlichen Handlungen neu. Außer zahlreichen, im M. A. viel benutzten Schriften sind uns von ihm viele Briefe und einige Hymnen erhalten.

[27]) Zeitgenosse Karls des Großen.

[28]) 711 n. Chr. hatten die Mauren durch ihren Sieg am Salado die Eroberung Spaniens gesichert; aber 732 wurden sie von Karl Martell bei Tours und Poitiers entscheidend geschlagen. So wurde Westeuropa vor dem Islam bewahrt.

[29]) Pippin von Heristal besiegte 687 bei Testry den Hausmeier von Mustrim und machte sich zum Hausmeier des ganzen Frankenreiches. Sein Sohn Karl Martell (vgl. Anm. 28) teilte bei seinem Tode (741) das Reich wie ein unumschränkter Herrscher an seine beiden Söhne Pippin und Karlmann. 751 ließ sich Pippin durch die Wahl der Franken zum Könige erheben und von Bonifatius salben.

[30]) Das Verwaltungsgebiet Ostroms in Italien mit der Hauptstadt Ravenna.

[31]) Neunter Vortrag (4. Oktober 1854) mit Fortlassung des Einganges.

[32]) 754 wurde der König Autulf von Pippin gezwungen, die mittelitalienischen Eroberungen (Exarchat und Pontapolis) herauszugeben; 774 demütigte Karl d. Gr. Desiderius, das Land wurde fränkisch.

[33]) Anm. Rankes: Die gemeinsame Bezeichnung „deutsch" kam erst im 9. Jahrh. durch Karl d. Gr. in Aufnahme. („Gens heißt altdeutsch thiod und das Adjektiv dazu thiudisc, d. h. Deutsch. Im 9. Jahrhundert erscheint die Latinisierung Theodiscus, romanisch Thiois oder Tiois, wie die Franzosen ihre n ö r d l i c h e n Nachbarn nannten, während die ö s t l i c h e n bei ihnen Allemands hießen.... So sind wahrscheinlich die Franken im heutigen Belgien die ersten Germanen, denen die Bezeichnung „Deutsche" galt." Jostes, Die flämische Literatur im Ueberblick 1917, Seite 4—5.)

[34]) Seit 781 wurde Aquitanien unter Oberhoheit Karls d. Gr. für seinen Sohn Ludwig (geb. 788) verwaltet und durch Gründung der spanischen Mark südlich der Pyrenäen für immer gesichert.

[35]) Herrschte von 795—816.

[36]) Eig. patricius Romanorum, eine Stellung, wie sie der Exarch von Ravenna als Vertreter des byzantinischen Kaisertums im römischen Gebiet gehabt hatte, und die 754 dem Könige Pippin übertragen war.

[37]) Weltgeschichte, III. Band, S. 265 f.

[38]) Der Hl. (639—729), er veranlaßte die hl. Willibrord, Wigbert, Ewald und andere zur Verkündigung des Evangeliums unter den Friesen und Sachsen.

[39]) D. h. 1881; in diesem Jahre erschienen die „Studien" des norwegischen Sprachforschers Sophus Bugge, der die Eddasagen als nordische Umformungen christlicher Legenden und griechisch-römischer Sagen auffaßte.

[40]) D. h. „Weissagung der Seherin", die schönsten Götterlieder der Edda.

[41]) In seiner berühmten Schrift „De origine, situ, moribus ac populis Germanorum liber", kurz „Germania" genannt (98 n. Chr.).

[42]) D. h. vor 1881!

[43]) Weltgeschichte, III. Band, S. 541—544.

[44]) Siehe die Aufsätze Mittelalter Nr. 3 und 4 (Seite 85 u. 89).

[45]) Durch die Ungarnschlachten bei Riade (933) und auf dem Lechfelde (955).

[46]) Weltgeschichte, III. Band, S. 549—553.

[47]) Vierzehnter Vortrag a. a. O. vom 9. Oktober 1854. (§ 5.)

[48]) 1265/1321. Sein Hauptwerk ist die sog. „Göttliche Komödie". Das Verhältnis zwischen Papst und Kaisertum behandelt er in seiner Streitschrift „Ueber die Einherrschaft".

[49]) 1474/1533. Verfasser des Heldengedichtes „Der rasende Roland" (selbständige Fortsetzung eines Heldengedichtes von Bojardo, siehe Anm. [50]), und einiger Lustspiele.

[50]) 1434/1494. Er schrieb das dem Sagenkreise Karls d. Gr. entnommene Heldengedicht „Der verliebte Roland".

[51]) 1489 traten sie zuerst als geschlossene Körperschaft auf dem Reichstage zu Frankfurt auf.

II. Teil. Zeitalter der Reformation (1517—1555).

[1]) Fünfzehnter Vortrag a. a. O. (vom 10. Oktober 1854).

[2]) Venezianer, wurde von seinem Vater und seinem Oheim 1271 mitgenommen an den Hof Kublai Khans (durch Persien, Pamir, Tarimbecken, Nordchina). Er lernte auch einen großen Teil Ostasiens kennen. 1295 kehrte er zurück und diktierte in Genua seinen noch erhaltenen Reisebericht.

[3]) Von Bourges 1438; sie nahm die Baseler Reformbeschlüsse an, die die Macht des Papstes zugunsten der allg. Kirchenversammlungen einschränkten.

[4]) In der Schlacht von Nanzig 1477.

[5]) Vgl. unter Nr. 11. (Seite 200.)

[6]) Vgl. unten Nr. 15. (Seite 223.)

[7]) 1503—1513.

[8]) Vgl. II. Bd. Nr. 1. (Seite 7 f.)

[9]) Schüler des Abälard, lehrte, die Geistlichkeit müsse apostolische Armut üben, aller weltliche Besitz gehöre dem Kaiser. Er wurde 1155 als Ketzer verurteilt und hingerichtet.

[10]) Sie selbst nannten sich Katharer, ihre Hauptverbreitung fanden sie in Südfrankreich. Sündhaft erschien ihnen der Besitz und der eheliche Um-

gang. Sie verwarfen die kirchlichen Einrichtungen und Gnadenmittel. Im 13. Jahrh. wurden sie hart verfolgt und vernichtet.

[11]) Eine Sekte, gestiftet von dem Kaufmann Peter Waldes von Lyon, später vor allem in Böhmen, wo sie sich mit den Husiten verband. Auch sie verwarf den äußerlichen Gottesdienst mit Ausnahme von Predigt und Abendmahl und das Priestertum.

[12]) Geb. 1324, gest. 1384; er erklärte die Bibel für die einzige Glaubensquelle und verwarf die Transsubstantiation (Wesensverwandlung).

[13]) Die Anhänger des Johannes Hus, geb. 1369, verbrannt 1415 zu Konstanz. Er nahm die Lehren Wiclifs auf, die sich bald über ganz Böhmen ausbreiteten. Seine Anhänger verbanden mit dem kirchlichen Umsturz auch den Kampf gegen das Deutschtum.

[14]) Die Mystik des Spätmittelalters erstrebte eine Verinnerlichung der Religion an: sie entspricht der Gemütstiefe des Deutschen. Die berühmtesten Mystiker sind: Eckhart, Tauler und Heinrich Suso.

[15]) Eig. Schwarzerd, geb. 1497 zu Bretten (Baden), gest. als Professor zu Wittenberg 1560. Vorzüglicher Humanist und Schulmann. Er verfaßte das Augsburger Bekenntnis, an dem Unionsgedanken bis zuletzt festhaltend.

[16]) D. h. Altarsakrament, Abendmahl.

[17]) D. h. Westindien, also Amerika.

[18]) 16. Vortrag a. a. O. vom 11. Okt. 1854, Eingang, stark gekürzt.

1. Innere Geschichte der religiösen Bewegung.

[1]) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, I. Band, S. 195 ff. Die Jugend Luthers wird von der neuesten Forschung (O. Scheel, Martin Luther, I. Band, 2. Aufl. 1917, Seite 9 f. u. 36 f.) nicht so hart und entbehrungsvoll geschildert: Sein Vater war gut gestellt; im Hause und in der Schule zu Mansfeld herrschte strenge, aber gerechte Zucht. Jedenfalls brauchte Luther sich nicht durch Singen vor den Türen das Brot zu verdienen. So kann man seine Jugend — alles in allem genommen — nicht „schreckenvoll" nennen!

[2]) 1503 Generalvikar der Augustiner für Deutschland, bis 1512 Professor in Wittenberg. 1520 legte er das Generalvikariat nieder und wurde 1522 Benediktiner. Er blieb bis zuletzt mit Luther in Beziehung und starb 1524 zu Salzburg.

[3]) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. I. Band, 333 f.

[4]) Stellvertreter des Bischofs in der Anklage.

[5]) Leugnete die Wesenseinheit Christi mit Gottvater; seine Lehre wurde auf der allg. Kirchenversammlung zu Nicäa (325) verurteilt.

[6]) Schon Ranke äußert sich (S. 336, Anm. 1) zweifelnd über die Echtheit dieser Worte. Seitdem ist einwandfrei nachgewiesen, daß nur der Schlußsatz „Gott helfe mir, Amen" von Luther gesprochen worden ist. Vgl. Karl

Müller, „Luthers Schlußworte in Worms 1521". Berlin 1907, S. 269—289. (H. Grisar, Luther I, S. 389 f.)

[7]) Der päpstliche Gesandte auf dem Reichstage.

[8]) Falls er „wider die Lehre und Glauben" beharre, solle der kaiserliche Erlaß, jede Neuerung zu unterdrücken, Geltung erhalten.

[9]) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation I, 176 f.

[10]) Duns Scotus († 1308 zu Köln), ein scharfsinniger Denker, gab dem Willen vor dem Verstande den Vorrang; er schrieb dem Menschen eine weitgehende Mitwirkung im Heilsprozeß zu.

[11]) Die kirchliche Vernunftwissenschaft des Mittelalters, deren Hauptvertreter Thomas von Aquin war.

[12]) Griechischer Spottdichter (120—180 n. Chr.).

[13]) Römischer Lustspieldichter, † 159 v. Chr.

[14]) Sebastian Brant (1457—1521); Gelehrter und Dichter des berühmten Spottgedichtes „Das Narrenschiff" (1494), das die Gebrechen der Zeit geißelt.

[15]) J. Geiler von Kaysersberg (1445—1510), berühmter Kanzelredner (seit 1478 Domprediger in Straßburg). Auch er geißelt die Schäden in Staat und Kirche in seinen sprachgewaltigen, volkstümlichen Predigten und Schriften.

[16]) D. J. (1497—1543), reich an Erfindungsgabe und Lebenswahrheit in seinen Gemälden, Bildnissen und Federzeichnungen. Berühmt ist seine „Madonna des Bürgermeisters Meyer". (Darmstadt, Großherzogliches Schloß.)

[17]) Griechischer Gelehrter (68—20 v. Chr.), schrieb eine Erdbeschreibung, die sich auf den Werken seiner Vorgänger aufbaut und uns so das Wissen der damaligen Zeit über die Welt überliefert hat.

[18]) D. Ae. (23—79 n. Chr.), römischer Schriftsteller, der in seiner umfangreichen „Naturgeschichte" alles Wissenswerte sammelte; sein Werk war dem M. A. Grundlage und Führer in der Natur.

[19]) Römischer Dichter (43 v. bis 27 n. Chr.), der u. a. in seinen „Metamorphosen" Göttersagen u. ä. behandelte.

[20]) Berühmter griechischer Arzt (460—359 [?] v. Chr.), der Begründer der wissenschaftlichen Medizin.

[21]) Siehe oben S. 277, Anm. 40

[22]) Italienischer Humanist (1405—1457 in Rom), schrieb über die „Schönheit der lateinischen Sprache" und vor allem „Anmerkungen zum Neuen Testament"; auch wies er die Unechtheit der sog. Konstantinischen Schenkung nach.

[23]) D. h. die in der kath. Kirche seit Papst Gregor d. Gr. allgemein gebrauchte lateinische Uebersetzung der Heiligen Schrift. Die meisten Bücher stammen aus der Uebersetzung des hl. Hieronymus, einige Bücher des Alten Testaments aus der alten vorhieronymianischen lateinischen Uebersetzung (sog. Itala).

2. Aeußere Geschichte der Bewegung.

[1]) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, II. Bd., S. 19 f. und 150 f.

[2]) Der Bärtige, Herzog von Sachsen (1471—1539), verurteilte das Auftreten L. und trat seit der Leipziger Disputation (1519) der Reformation kräftig entgegen.

[3]) Johann der Beständige († 1532), trat nach dem Tode seines Bruders Friedrich d. W. 1525 gegen die Bauern auf, erwirkte das Jus reformandi, schuf die lutherische Landeskirche und schloß mit dem Landgrafen Philipp von Hessen 1531 den Schmalkaldischen Bund.

[4]) Karlstadt hatte, während Luther auf der Wartburg weilte, 1521 den sog. Bildersturm herbeigeführt; er bekämpfte Luthers Abendmahllehre. Dieser predigte 1522 gegen seine Lehren und beseitigte so in Wittenberg die grundstürzlerischen Strömungen.

[5]) Deutsche Geschichte usw. II. Band, S. 124 f., z. T. gekürzt.

[6]) Der erste Bauernaufstand fand 1461 im Allgäu statt, 1493 folgte der Aufstand im Elsaß bei Schlettstadt („Bundschuh"); nach kleineren Aufständen 1502 und 1503 in Bruchsal und im Kraichgau folgte 1514 der große Aufstand des „armen Kunz" im Schwäbischen Jura.

[7]) Aller Dinge Wechsel.

[8]) Seit 1498 Herzog von Württemberg, wurde 1519 vom Schwäbischen Bunde vertrieben; 1525 scheiterte sein Versuch, das Land wiederzugewinnen, aber 1534 wurde er von Philipp von Hessen nach Württemberg zurückgeführt, wo er die Reformation alsbald endgültig durchführte. Er starb 1550.

[9]) Beim Tode eines grundhörigen Bauern hatte der Herr Anspruch auf eine bestimmte Abgabe, meist das beste Stück Vieh und das beste Gewand.

[10]) Es gelang ihm später zu entkommen. Das Kammergericht sprach ihn 1526 frei; 1528 aber geriet er in die Gefangenschaft des schwäbischen Bundes und wurde erst 1530, nachdem er Urfehde geschworen und versprochen, 15 000 fl. zu zahlen, entlassen. Er starb 1562. Berühmt ist seine selbstverfaßte Lebensbeschreibung.

[11]) Amtsgehilfe des Bischofs, oft mit dem Rechte der Nachfolge.

[12]) D. h. Marken- oder Holzgericht.

[13]) D. h. Landwehr.

[14]) In Heilbronn sollte zunächst eine Art Regierung eingerichtet werden. Man forderte sodann: 1. eine allgemeine Einziehung geistlicher Güter, um damit die Einkünfte des Reiches sicherzustellen; 2. Aufhebung aller Zölle und Geleite, nur alle 10 Jahre sollte eine Steuer für den Kaiser erhoben werden; 3. 4 Freigerichte mit Beisitzern aus allen Ständen, 16 Landgerichte, 4 Hofgerichte, 1 Kammergericht; 4. daß alle Stände nur ihrem Berufe leben sollten: die Geistlichen als Hüter der Gemeinden, die Fürsten und Ritter

als Schützer der Schwachen; 5. Einheit in Münze, Maßen und Gewichten. (Ranke a. a. O. II, S. 143 u. 144.)

[15]) Die Bruderschaften der Flagellanten oder Geißler zogen seit dem 13. Jahrh. unter Gesang und Gebet umher und geißelten sich öffentlich. Sie entwickelten sich, von der weltlichen und geistlichen Obrigkeit unterdrückt, allmählich zu geheimen Sekten.

[16]) Januar 1522 hielt Luther, von der Wartburg herbeieilend, in der Schloßkirche zu Wittenberg seine berühmten Predigten gegen die wiedertäuferischen Lehrmeinungen Karlstadts. Vgl. Seite 283, Anm. 4.!

[17]) Von Sachsen, herrschte von 1500—1539. Da seine neun Kinder vor ihm starben, fiel das Land an seinen Bruder Heinrich. Vgl. Seite 283, Anm. 2!

[18]) Genannt der Großmütige, herrschte von 1509—1567; 1526 führte er die Reformation ein und gründete 1527 die Hochschule von Marburg.

[19]) Kurfürst Johann von Sachsen, die Herzöge Georg und Heinrich von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen.

[20]) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, III. Bd., S. 372 f.

[21]) Melchior Hoffmann, ein wandernder Kürschner, der bald im Elsaß, bald in Stockholm, Kiel, Livland und Ostfriesland seine wiedertäuferischen Lehren verbreitete. Jan Matthys war sein Schüler.

[22]) Erst Kaplan, dann lutherischer Prediger an dem Stifte St. Mauritz bei Münster; bald erhielt er in der Stadtkirche St. Lamberti eine Stelle. Er neigte zu den Lehren Zwinglis, doch verwarf er schon vor dem Erscheinen der Wiedertäufer die Kindertaufe. Das Gutachten der Marburger Hochschule vermochte sein Wirken in der Stille als wichtiger Bereiter der wiedertäuferischen Lehren nicht einzuschränken.

[23]) Kerssenbroick in seiner lateinisch geschriebenen „Geschichte des wiedertäuferischen Aufruhrs".

[24]) Humanist (1438—1519) und Stiftspropst zu Münster. Er hob die Domschule zu einer Unterrichtsanstalt ersten Ranges.

[25]) Bruder des Kaisers Karl V.; er war am 5. Januar 1531 zum „Römischen" Könige gewählt worden.

[26]) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, IV. Band, S. 73 f.

[27]) Kurfürst von Sachsen von 1532—1547.

[28]) Der spätere Reichsunterkanzler (1521/70).

[29]) Auf dem Speyerer Reichstage von 1544 bewilligten die Städte 24 000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter auf sechs Monate für den Reichskrieg gegen Frankreich. Dafür hatte der Kaiser den Protestanten so große Zugeständnisse gemacht, daß der katholische Standpunkt nahezu aufgegeben war.

[30]) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, V. Bd., S. 160 bis 165, 238.

[31]) Heinrich, Herzog von Sachsen, † 1541.

[32]) Herzog Heinrich (Anm. 31) hatte sein Land in einer letztwilligen Verfügung zwischen seinen beiden Söhnen Moritz und August geteilt. Kurfürst Johann Friedrich setzte es durch, daß Moritz das Herzogtum allein erhielt.

33) Siehe oben Seite 175 f.

34) Landgraf Philipp von Hessen wurde trotz seines Kniefalls in Halle gefangen abgeführt.

35) Hans von Küstrin.

36) Der französische König forderte erstens die dem Reiche gehörenden Städte Metz, Tull, Virten und Kammerich (Cambrai), zweitens „die Befugnis, die geistlichen Fürsten in seinen Schutz zu nehmen, wie er mit ihnen eines Glaubens sei". (Ranke a. a. O. V, S. 159/160.)

37) Moritz von Sachsen sühnte seinen Verrat, indem er nach Abschluß des Passauer Vertrages 1552 sich gegen den Landfriedensbrecher Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, der jenen Vertrag nicht anerkannt hatte, wandte und ihn in der Schlacht bei Sievershausen am 9. Juli 1553 vernichtend schlug; aber auch ihn traf in dieser Schlacht die tödliche Kugel.

38) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, V. Bd., S. 170—181.

39) Vgl. oben Seite 184 f.

40) Karl beabsichtigte zunächst, seinem Bruder Ferdinand, dann seinem Sohne Philipp, der auch Spanien erhalten sollte, die Kaiserwürde zuzuwenden. Maximilian, der Sohn Ferdinands, dagegen sollte Böhmen und Ungarn erben und Römischer König werden.

41) Der jüngere Granvella, Bischof von Atrecht (Arras). Vgl. unten Seite 286, Anm. 15.

42) Französischer Gesandter in Brüssel bei Maria, der Schwester Karls V., die 1531—1555 Statthalterin der Niederlande war.

43) Kaiserlicher Kriegsbevollmächtigter bei der von Moritz geleiteten Belagerung von Magdeburg, das das Interim von 1548 nicht angenommen hatte. Er zeichnete sich später als kaiserlicher General in den Türkenkriegen aus.

44) Moritz zog schon am 4. April 1552 in Augsburg ein.

45) Moritz von Sachsen, Landgraf Wilhelm von Hessen, Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, die Herzöge Johann Albrecht und Georg von Mecklenburg.

46) Von Bayern.

47) Siehe unten 223 f.

48) Siehe unten Seite 253 f.

49) Streit um das Herzogtum Parma, auf das der Kaiser Anspruch erhob, während die Farnese von dem französischen Könige Unterstützung erhielten.

50) Des Prinzen Philipp. Siehe oben Anm. 40.

51) Erst im August 1552 kam der sogenannte Passauer Vertrag zustande, demzufolge Philipp von Hessen freigelassen und wegen der Religion die Entscheidung auf den Reichstag verschoben werden sollte. Der Kaiser zog noch im Herbst gegen Metz und nach unentschiedenem Kampfe nach Flandern. Er hat Deutschland nicht wieder betreten.

52) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, V. Bd., S. 255 bis 258, 280—282.

[53]) 1531 schlossen die Protestanten den Schmalkaldischen Bund, 1538 wurde von katholischen Fürsten und Ständen der Nürnberger Bund geschlossen.

[54]) Der Jüngere von Braunschweig; er bekämpfte mit Moritz den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, gewann die Stadt Braunschweig zurück, bekämpfte Albrecht in Franken und seine Feinde in Norddeutschland mit Erfolg.

[55]) 1489/1552, war ein fleißiger Schriftsteller. Seine „Kosmographie“ war lange „Schatz des geographischen Wissens seiner Zeit“.

[56]) Wenn ein geistlicher Fürst zum Protestantismus übertrat, so sollte er seine Würde niederlegen und sein geistliches Fürstentum verlassen (sog. reservatum ecclesiasticum).

[57]) Den Protestanten wurden im Kammergericht alle Stellen zugänglich gemacht.

3. Kaiser und Reich.

[1]) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, I. Bd., S. 234—238.

[2]) Auf den Reichstagen zu Worms (1495) und Lindau (1496).

[3]) Der Kaiser hatte zunächst den Hochmeister Albrecht von Hohenzollern, dann aber dessen Gegner, den König Sigismund von Polen, unterstützt.

[4]) Herzog Ulrich, vom Kaiser wegen Mißhandlung seiner Gemahlin (einer Nichte Maximilians) bedroht, war nach Frankreich entflohen. Der Schwäbische Bund besetzte 1519 das Land. Vgl. oben Seite 283, Anm. 8.

[5]) Rittergeschichte, in dessen Mittelpunkt Maximilian steht, dem z. T. Erfindung und Ausführung zuzuschreiben ist. Erster Druck, von Maximilians Geheimschreiber Melchior Pfinzing besorgt, zu Nürnberg 1517, mit wertvoller Ausstattung.

[6]) Vgl. Aufsatz S. 140 f.

[7]) Er heiratete 1467 Maria, die Tochter Karls des Kühnen von Burgund, zu dem auch die Niederlande gehörten.

[8]) Sein Sohn Philipp heiratete Johanna, die Tochter Ferdinands von Kastilien und Isabellas von Aragonien. Aus dieser Ehe ging Karl V. hervor.

[9]) Die Hanse knüpfte Handelsbeziehungen mit Spanien an, die Fugger gründeten eine Pflanzung in Venezuela.

[10]) Die Osmanen und die spanische Monarchie, Ges. Werke, Bd. 35 u. 36, S. 90 f.

[11]) In Spanien, nach dem Tode seines Vaters Philipp.

[12]) Genuesischer Seeheld (1468/1560), tat sich vor allem in den Kriegen gegen die afrikanischen Seeräuber (Tunis usw.) hervor.

[13]) Geliebte des Königs Franz I. von Frankreich.

[14]) Krongedinge.

[15]) Nikolaus Perenot de Granvella stammte aus der Freigrafschaft Burgund. Er war zuerst Geheimschreiber der Erzherzogin Margarete, der Tochter Maximilians, später in Diensten Karls V. Er starb während des Augsburger Reichstages 1550.

[16]) Päpstlicher Gesandter in Deutschland 1541.

[17]) Venezianischer Gesandter.

[18]) 1550—1555.

[19]) Vgl. oben S. 175 f.

[20]) Bürgermeister von Stralsund. († 1603.) Im 75. Lebensjahre (1595) verfaßte er eine Lebensbeschreibung, die bis 1555 reicht.

[21]) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, I. Bd., S. 311—313 bzw. 325.

[22]) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, V. Bd., S. 292—297, 305—311.

[23]) Der Niederlande, wo Karl seit 1552 weilte.

[24]) Schwester Karls V. Siehe unten Seite 288, Anm. 3.

[25]) Philipp hatte sich im Juli 1554 mit der Königin Maria von England, der erstgeborenen Tochter Heinrichs VIII., vermählt; gleichzeitig wurde er zum König von Neapel erhoben. Die Hoffnungen, die Karl V. an diese eheliche Verbindung knüpfte, erfüllten sich nicht, da die Ehe kinderlos blieb.

[26]) Starb 1516, nachdem ihm sein Sohn Philipp, der Vater Karls, schon 1506 vorausgegangen war.

[27]) Wegen Metz, Tull und Virten.

[28]) Johanna, die seit dem Tode ihres Gemahls (Anm. 26) in Wahnsinn verfallen war, starb im Sommer 1555.

[29]) Johann Peter Caraffa, seit Mai 1555 Papst, ein offener Feind des Kaisers; er begünstigte aufs neue die alten Absichten der Franzosen auf Neapel.

[30]) Isabella von Portugal, gestorben 1539.

[31]) Der fruchtbare Südwestabhang der Sierra de Gredos, des höchsten Teiles des kastilischen Scheidegebirges.

[32]) 1478 in Spanien eingesetzt.

4. Franzosenkriege.

[1]) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, II. Bd., S. 179—181.

[2]) Die Ordensländer Preußen, Kurland, Livland und Esthland.

[3]) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, II. Bd., S. 216—226.

[4]) Ursprünglich die Anhänger der staufischen Kaiser im Gegensatze zu den Guelfen, den Anhängern der Päpste, später überhaupt die kaisertreuen Italiener.

[5]) Karl von B., Kronmarschall von Frankreich, geb. 1490, gest. 1527. Als ihm sein Herzogtum bestritten wurde, ging er zu Karl V. über und wurde kaiserlicher Feldherr in Italien. Vgl. Nr. 16. (S. 230 f.)

[6]) Bruder des Kaisers Karl V., der spätere deutsche König.

[7]) Berühmter Landsknechtsführer, geb. 1473 zu Mindelheim, gest. 1528 ebda., der Schöpfer des deutschen Landsknechtsheeres, der „Vater der Landsknechte".

[8]) 1515, wo die Schweizer Maximilians I. von den Franzosen besiegt wurden.

[9]) Spanischer Feldherr, geb. 1490 zu Neapel, gest. 1525 zu Mailand. Seine Gemahlin war die berühmte Vittoria Colonna.

[10]) Alle vier Tage wiederkehrendes Fieber, eine Art Malaria.

[11]) Kardinal und engl. Staatsmann (1475—1530); in der Scheidungssache Heinrichs VIII. und seiner Gemahlin Katharina von Aragonien, einer Muhme Karls V., fiel er in Ungnade und starb im Gefängnis, ehe sein Urteil gefällt war.

[12]) Bald darauf wurde der Friede von Madrid geschlossen, in dem Franz I. feierlich auf Burgund und Mailand Verzicht leistete; außerdem wurden Eheabmachungen getroffen. Doch brach der Krieg schon bald aufs neue aus, da England und der Papst sich auf Frankreichs Seite stellten und Franz I. seine Zusicherungen nicht hielt. Vgl. Nr. 16. (S. 230 f.)

[13]) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, II. Bd., S. 276—284.

[14]) Siehe Anmerkung 12!

[15]) Bourbon belagerte Marseille vom 9. August bis 28. September 1524 ohne Ergebnis.

[16]) Die meisten deutschen Landsknechte waren lutherisch gesinnt.

[17]) Stadtteil Roms auf dem linken Tiberufer.

[18]) Ital. Silbermünze, im Werte von etwa 4—5 M.

[19]) Stadtteil Roms auf dem rechten Tiberufer.

[20]) Worte des wahrhaftigen Berichtes (von Reißner); er schließt: „damit unsere Seelen, darüber Gott Herr ist, in unserm zeitlichen Abschied zu ewiger Freud' aufgenommen werden, darumb der Herr Jesus vom Himmel herab in diese Welt kommen ist und am Kreuz von aller Menschen wegen gestorben ist. Das verleihe uns Gott der Herr". (Anm. Rankes.)

5. Türkenkriege.

[1]) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, II. Bd., S. 289—303.

[2]) Der Prächtige (1520—1566 herrschend) vertrieb 1522 die Johanniter von Rhodos, eroberte in mehreren Feldzügen Ungarn, entriß den Persern Bagdad, Mosul, Täbris und gewann die Schutzherrschaft über die nordafrikanischen Seeräuberstaaten.

[3]) Der König Wladislaw II. von Ungarn verlobte seine Tochter Anna mit dem Enkel Maximilians, Ferdinand von Oesterreich, und seinen Sohn Ludwig mit einer Enkelin Maximilians, Maria von Oesterreich. Aber schon 1516 starb er. Unter Ludwig II. begannen die inneren Unruhen. Johann Zapolya, dem König Wladislaw den Thron verdankte, wurde jetzt von der Verwaltung des Reiches ferngehalten und das Palatinat seinem alten Gegner Stephan Bathory (s. u.) übertragen. So war Ungarn von inneren Wirren zerrissen.

[4]) Feldherr Solimans.

[5]) Stephan Bathory, später Anhänger Ferdinands I. von Oesterreich.

[6]) Mohammedanische Festtage nach dem Fastenmonat Ramadan.

[7]) Die böhmische (mit Mähren und Schlesien) und die ungarische.

[8]) 1515 schloß Kaiser Maximilian I. einen Erbvertrag mit Sigismund I.

von Polen und Wladislaw von Ungarn. Demzufolge verlobte Wladislaw seinen Sohn Ludwig und seine Tochter Anna mit einem Enkel (Ferdinand) und einer Enkelin (Maria) des Kaisers. Vgl. Seite 289, Anm. 3!

9) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, III. Bd., S. 135—148.

10) Geschäftsträger in Konstantinopel.

11) Der Friede zwischen dem Kaiser und Papst wurde am 29. Juni 1529 zu Barcelona geschlossen, zwischen dem Kaiser und Franz I. am 5. August zu Kammerich (Cambrai).

12) Siehe Seite 289, Anm. 3.

13) Amtsbezeichnung der Statthalter von Rumelien, Anatolien und Syrien.

14) Kriegsminister und oberster Heerführer.

15) In dem arabischen Schrifttum des M. A. waren die sagenhaften Erzählungen über Alexanders d. Gr. Kriegszüge sehr verbreitet; von da fanden sie ihren Weg auch in das deutsche Schrifttum des M. A. (Vgl. des Pfaffen Lamprecht „Alexanderlied" um 1150.)

16) Schlacht bei Tours und Poitiers 732; vgl. oben Seite 86 f.

17) Schlacht bei Liegnitz 1241.

18) Im Frieden zu Kammerich, 5. August 1529, war Karl V. für seinen Verzicht auf Burgund eine Entschädigung von zwei Millionen Skudi zugebilligt.

19) Vom Krieg wider den Türken. Erschienen Ostern 1529. (Anm. Rankes.)

20) Das Korps der Lagumdschi, Minengräber, war belehnt, nicht besoldet und um so mehr in Ehren. (Anm. Rankes.)

21) Paolo Giovio, Humanist in Rom, schrieb in klassischem Latein „45 Bücher Geschichte seiner Zeit" (1494—1547).

22) Diener des Sultans; auch: Unteroffiziere.

23) Weder 1529 noch 1532 gelang es, den Türken Ungarn zu entreißen; ja 1541 erstürmten die Türken Ofen zum zweitenmal, und seitdem blieb der größte Teil Ungarns in den Händen der Türken. Erst Ende des 17. Jahrhunderts, als ihr zweiter Zug gegen Wien mißlungen war, vollzog sich durch die Siege des Prinzen Eugen die endgültige Befreiung Ungarns vom Türkenjoch. Vgl. III. Bd., S. 19.

24) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, IV. Bd., S. 8 f.

25) 1534 wurde der 1519 vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg vom Landgrafen Philipp von Hessen zurückgeführt; freilich mußte er im Kaadener Frieden, 29. Juni 1534, sein Land von Oesterreich zu Lehen nehmen. Hierauf führte Ulrich die lutherische Lehre ein und trat 1536 dem Schmalkaldener Bunde bei.

26) Die in Spanien zurückgebliebenen Mauren, die nur äußerlich das Christentum annahmen. Sie wurden 1609/11 sämtlich ausgewiesen.

27) Sagenhafter persischer König.

28) Ursprünglich Anhänger des Kalifen Ali († 661); sie verhalfen den Abassiden zum Kalifat. Bald sanken sie zu einer Sekte herab, deren Glaubenslehre um 1500 zur Staatsreligion Persiens erhoben wurde.

29) Spanischer Oberst.

6. Deutsche Wissenschaft und Dichtung im Zeitalter der Reformation.

[1]) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, V. Bd., S. 348—362.

[2]) Auf Rankes Antrag gab die historische Kommission später eine „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“ (23 Bände, 1864—1899) heraus. So ging obige Anregung in Erfüllung. Vgl. Einleitung, S. 25!

[3]) Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, geboren 1493 zu Einsiedeln, 1526—28 Stadtarzt in Basel, gestorben 1541 in Salzburg.

[4]) D. h. die Abweichung der freihängenden Magnetnadel von der wagerechten Lage. Dadurch wurde der Erdkörper als Sitz des Magnetismus nachgewiesen.

[5]) Eig. Kremer, geb. 1512 zu Rupelmonde, gest. 1584 zu Duisburg; der bedeutendste Kartograph des 16. Jahrhunderts, Erfinder der nach ihm für Erdkarten heute noch angewendeten Projektion.

[6]) Ranke hat vorher (Seite 338—350) die Entwicklung der Vernunftwissenschaft, Gottesgelahrtheit, Rechtswissenschaft, Medizin und Naturwissenschaft unter dem Einflusse des Humanismus geschildert.

[7]) Der berühmteste Geograph des Altertums (um 150 n. Chr.). Seine Megalé Syntaxis enthält in 13 Büchern das ganze astronomisch-geographische Wissen des Altertums. Seine „Geographie“ ist eine Länderkunde. Er lehrte, daß die Erde stillstehe und die Sonne sich um die Erde drehe.

[8]) Geb. 1473 zu Thorn, gest. 1543 als Domherr zu Frauenburg. Erst in seinem Todesjahr erschien sein umstürzendes Werk „De revolutionibus orbium coelestium“.

[9]) Um 250 v. Chr., suchte als erster die Entfernung der Sonne und des Mondes geometrisch zu berechnen.

[10]) Aus Samos, wanderte um 530 v. Chr. nach Kroton in Unteritalien. Man kann eigentlich nur von einer Schule des Pythagoras sprechen, da er selbst nichts geschrieben hat. Nach ihm ist die Zahl der Urgrund aller Dinge, er war ein bedeutender Mathematiker und Physiker.

[11]) Vgl. Homers Ilias XI, 832 und IV, 219:

„Der gesittetste von den Kentauren“, der Achilles eine Wundsalbe zubereiten lehrte;

„Sog er das Blut erst aus und verband sie kundig mit Balsam,
Welchem aus Freundschaft einst seinem Vater Cheiron behändigt.“

[12]) Ein junger Gelehrter in Wittenberg. Er starb auf einer italienischen Reise; vgl. Ranke, Deutsche Geschichte, VI. Bd., S. 348/349.

[13]) Der bedeutendste griechische Vernunftgelehrte, geb. 384 v. Chr. zu Stageiros, gest. 322/21 v. Chr. zu Chalkis, der Lehrer Alexanders d. Gr. Seine uns erhaltenen Schriften umfassen das ganze Gebiet der Vernunftwissenschaft.

[14] Eig. die „bunte Halle" zu Athen; später die Schule des Vernunftgelehrten Zenon, weil dieser in der Stoa lehrte.

[15] Die Schule des Plato, der in der Akademie, einem dem attischen Heroen Akademos geweihten Haine, lehrte.

[16] Gemahlin Erichs von Braunschweig.

[17] Geb. 1425 zu Laer i. W., gest. 1502 als Prior der Karthäuser in Köln. Neben dem obengenannten Abriß schrieb er auch ein „Lob Westphalens".

[18] Eig. Philippi, geb. 1506/08 zu Schleiden (Eifel), gest. 1556 zu Straßburg. Sein Hauptwerk heißt „De statu religionis et reipublicae Carolo V. Caesare commentarii" (Straßburg 1556).

[19] Eig. Beer, reformierter Gottesgelehrter, geb. 1534 zu Breslau, gest. 1583 zu Neustadt a. H.

[20] Angeblich ein antiker Geschichtschreiber, von einem italienischen Humanisten herausgegeben.

[21] D. h. den angeblichen Briefwechsel des hl. Paulus mit Seneca.

[22] Siehe oben Seite 282, Anm. 22.

[23] Flacius Illyricus und andere protestantische Gelehrte ließen 1559/74 in Basel 13 „Zenturien" erscheinen; es ist die erste planmäßig angelegte Geschichte der christlichen Kirche, nach Jahrh. in Bände eingeteilt. Daher ihr Name.

[24] Römischer Baumeister zur Zeit Cäsars und Augustus; er schrieb ein berühmtes Werk „Ueber die Baukunst", die wichtigste Quelle für die Baukunst des Altertums.

[25] Zum erstenmal verdeutscht von G. H. Ririus, Nürnberg 1548.

[26] Geb. 1494 zu Nürnberg, gest. ebda. 1576.

[27] Der Märtyrer, lebte im 2. Jahrh. n. Chr., hervorragender Verteidiger des Christentums (durch seine beiden „Apologien").

[28] Gest. 1468 (?) zu Regensburg. Schrieb Predigtzyklen mit Exempelbuch.

[29] Geb. 1571 zu Weil (Württemberg), gest. 1630 zu Regensburg. Berühmt sind seine drei Gesetze: 1. Die Wandelsterne beschreiben um die Sonne Ellipsen, in deren einem Brennpunkt die Sonne steht. 2. Die Verbindungslinie Sonne—Wandelstern (Radiusvector) überstreicht in gleichen Zeiträumen gleiche Flächen. 3. Die Kuben der großen Achsen der verschiedenen Wandelsternbahnen verhalten sich wie die Quadrate der Umlaufzeiten.

Namen- und Sachverzeichnis

zum ersten Bande.

(Die Anmerkungen sind nicht berücksichtigt. Abkürzungen: dt. = deutscher, K. = Kaiser oder König, Hg. = Herzog, Kf. = Kurfürst, Kv. = Kirchenversammlung, Mgf. = Markgraf, P. = Papst, r. = römischer, Schl. = Schlacht.)